

GUSTAV WYNEKEN
DER KAMPF
FÜR DIE JUGEND



v, h



KPm

Otto Feistmann

UNIVERSITY OF N.C. AT CHAPEL HILL

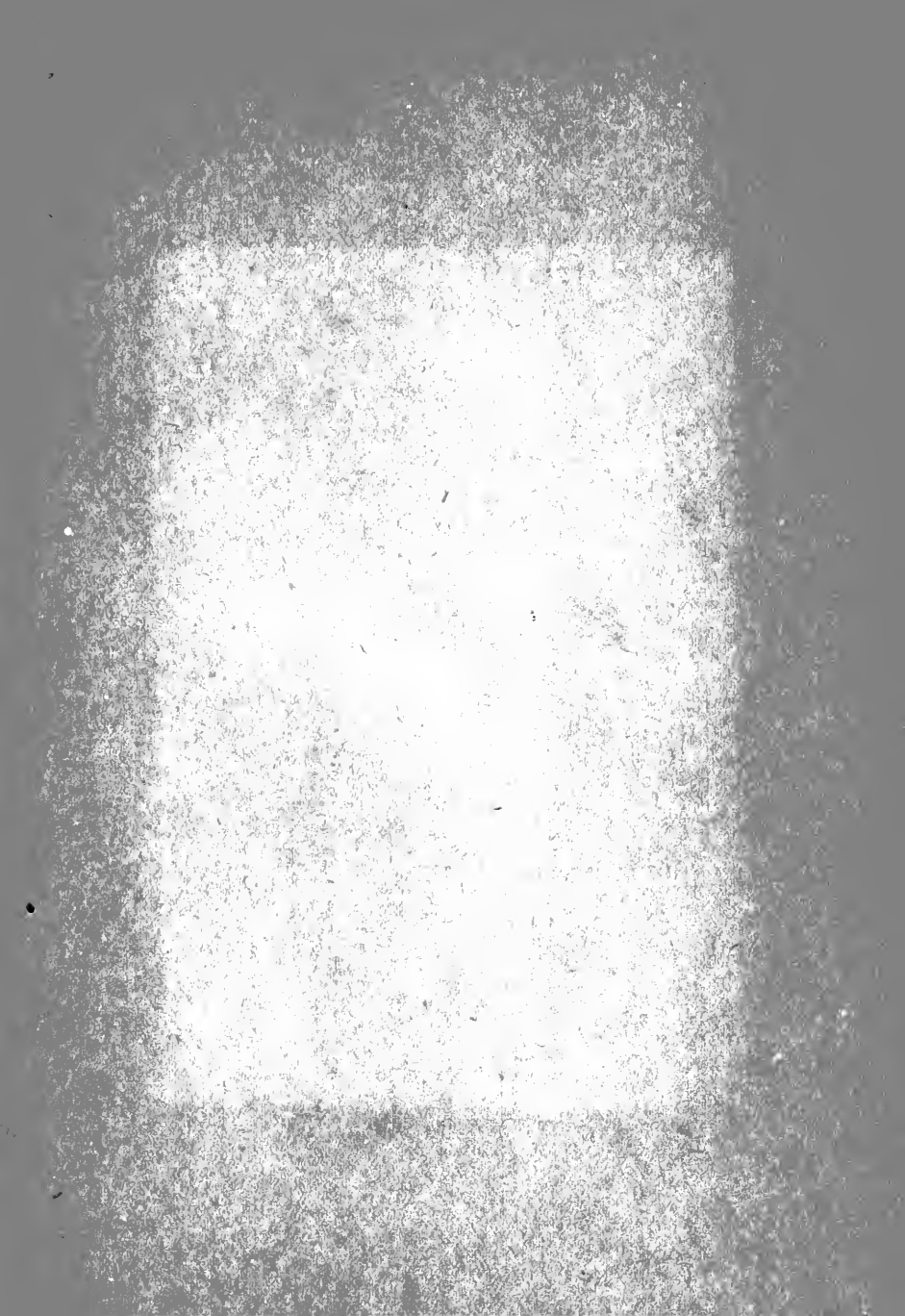


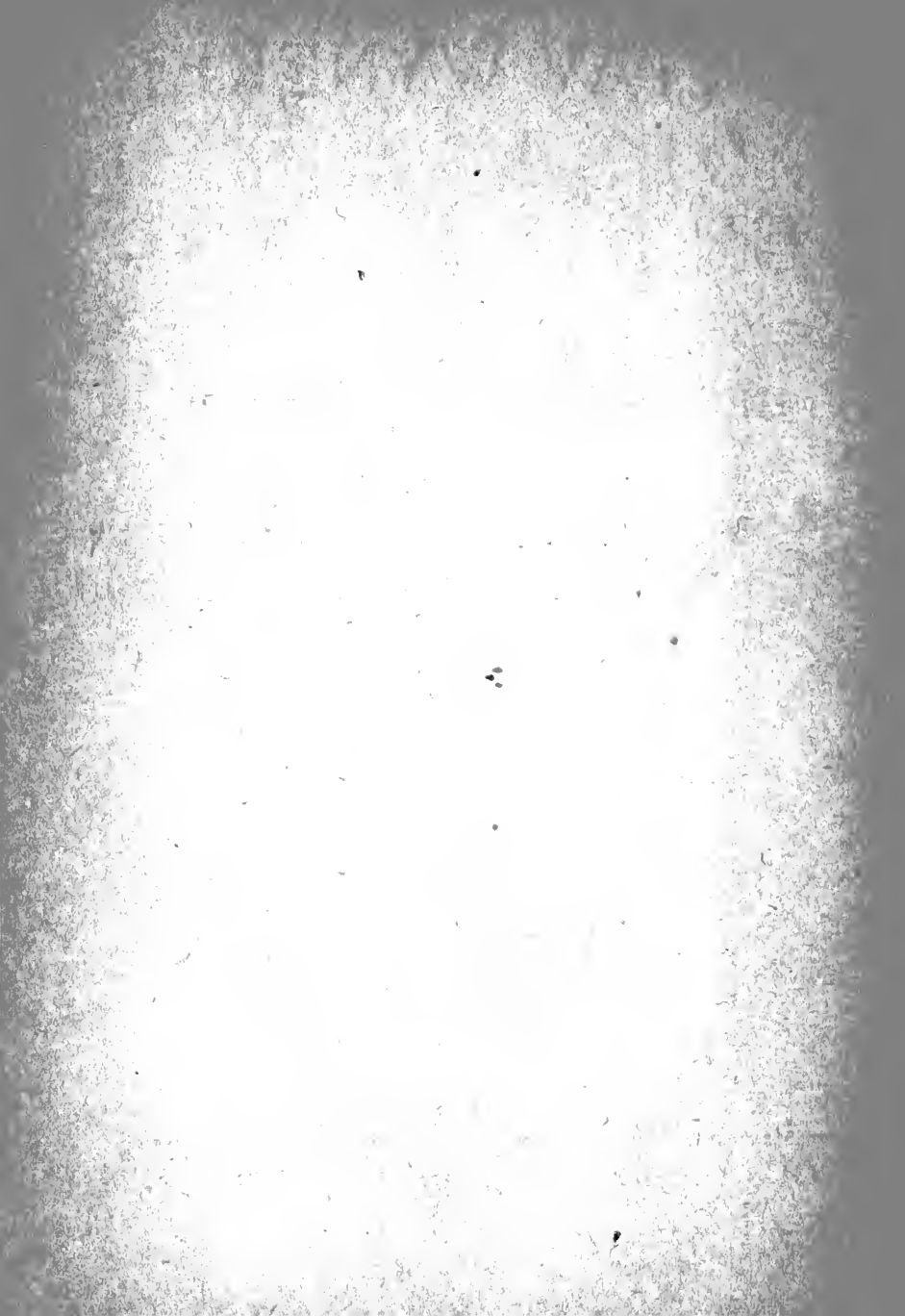
00022310660

**THE LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF
NORTH CAROLINA
AT CHAPEL HILL**



**ENDOWED BY THE
DIALECTIC AND PHILANTHROPIC
SOCIETIES**





GUSTAV WYNEKEN
DER KAMPF
FÜR DIE JUGEND

LA722
.W9
1919

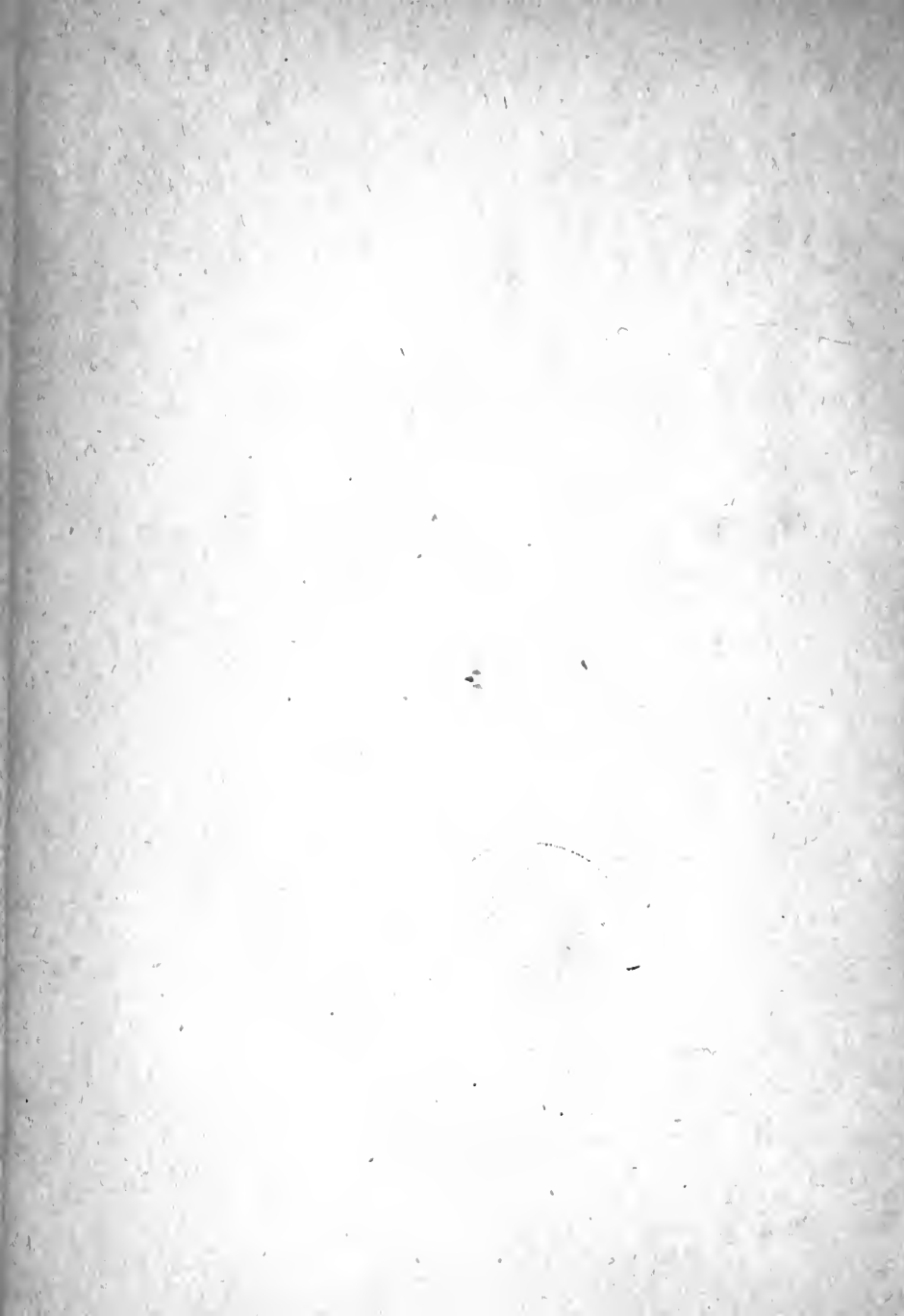
GESAMMELTE AUFSÄTZE



ERSTES BIS DRITTES TAUSEND

EUGEN DIEDERICH'S VERLAG IN JENA 1919

THE LIBRARY
THE UNIVERSITY OF NORTH CAROLINA
AT CHAPEL HILL



EUGEN UND BIANKA SCHNEIDER
DEN TREUEN FREUNDEN VOM BICHLERHOF
ZUGEEIGNET

VORREDE

Die vorliegende Sammlung von Aufsätzen und Reden hätte ich auch als zweiten Band meines Buches „Schule und Jugendkultur“ bezeichnen können. Man wird die Gedanken jenes Buches hauptsächlich durch die neue Beziehung zur Jugendbewegung ergänzt finden; und es mag manchem Leser willkommen sein, durch den einen oder anderen meiner Aufsätze über diese Bewegung, deren Anfänge ihm vielleicht entgangen sind, nachträglich orientiert zu werden.

Im übrigen habe ich nur solche Aufsätze aufgenommen, denen ich irgendeine grundsätzliche Bedeutung beimesse. Ich habe sie, von kleinen, meist nur stilistischen Verbesserungen abgesehen, mit vollem Bedacht in ihrer ursprünglichen Form stehen lassen; nicht allein wegen des ihnen mitunter zukommenden Wertes als Urkunden der Jugendbewegung, sondern vor allem, weil ich den Eindruck eines immer noch Werdenden, Wachsenden, Schaffenden nicht verwischen möchte. Aus diesem Grunde sind auch die polemischen Beziehungen, mit allen Schärfen, stehengeblieben. Ich weiß wohl, daß ich für den bürgerlichen Geschmack mitunter „zu“ scharf bin. Aber solange man mir nicht den Maßstab zeigt, der dies Urteil, dies „allzu“ bedingt (und bis jetzt ist mir keiner vorgekommen), kann ich mit diesem Vorwurf keinen Sinn verbinden. Aber die Dinge selbst sind eben mitunter scharf, wenn man sie richtig ausspricht, und das Gegenteil von Schärfe ist Stumpfheit. Meine Ansicht ist, die Form einer Polemik dürfe so scharf sein, als ihr Inhalt es verträgt, und solle so scharf sein, als ihr Inhalt es fordert; und mangelnde Schärfe sei gegebenenfalls ein ebenso schwerer Fehler wie übertriebene Schärfe.

Durch die Polemik erhalten die Gedanken sogleich eine Beziehung auf ein Gegenteil und werden dadurch konkret, treten anschaulicher, plastischer hervor. Das ist mir vor allem wichtig. Ich möchte so lange und so umfassend wie möglich meinen Ideen die Anschaulichkeit erhalten, ehe das unvermeidliche Schicksal begrifflicher Systematisierung sie ereilt.

Dr. G. Wyneken

I. ÜBER SCHULE UND FREIE
SCHULGEMEINDE



DIE AUFGABE DER FREIEN SCHULEN

Unter „Freien Schulen“ verstehe ich diejenigen Anstalten, die gegenwärtig unter den Namen Landerziehungsheime, Freie Schulgemeinden, Landschulheime usw. auftreten, mit dem Anspruch, nicht bloße Erzeugnisse der pädagogischen Industrie, also nicht Institute des Geldverdienens zu sein, sondern, und wohl gar im Hauptamt, pädagogische Arbeit um ihrer selbst willen zu leisten. Selbstverständlich braucht man nicht von jeder Erziehungsanstalt alles, was sie in ihr Programm druckt, für bare Münze zu nehmen. Wer in diesen Dingen ein wenig bewandert ist, wird schon aus dem Prospekt einer Anstalt herauswittern, welchem Typus sie angehört, und wenn man vollends derartige Heime persönlich besucht, so genügt meist schon ein Blick, um orientiert zu sein.

Die obenerwähnten Anstalten zeigen deutlich zwei verschiedene Typen. Der eine ist der der Landerziehungsheime. Und da muß festgestellt werden, daß diese alle mehr oder minder Nachahmungen des Landerziehungsheims von Dr. Hermann Lietz sind, der seinerseits diesen Typus von England übernahm, um ihn jedoch im Laufe der Jahre nach seinen persönlichen Anschauungen und nach deutschen Bedürfnissen umzugestalten.

Der andere Typus ist die Freie Schulgemeinde. Dieser war bisher nur in einem einzigen Exemplar vertreten, und zwar in Wickersdorf. Diese beiden Typen sind sich ihrer grundsätzlichen Verschiedenheit und ihres inneren Gegensatzes aufs stärkste bewußt, und wer sie beide unter einen gemeinsamen Oberbegriff bringen will, muß zunächst auf Widerspruch von beiden Seiten gefaßt sein. Dennoch geschieht dies in der Öffentlichkeit immer wieder. Das Publikum kann sich nicht daran gewöhnen, hier zwei verschiedene Schultypen zu erblicken, und Landerziehungsheim und Freie Schulgemeinde werden oft genug einfach als Wechselbegriffe gebraucht. So durchaus unrichtig dies ist, so ist es doch ein Anzeichen dafür, daß der unbefangene Blick in beiden Anstalten etwas Gemeinsames sieht, das ihm wesentlich erscheint, und ich meine, dieses beiden Typen Gemeinsame ist eben ihre *Freiheit*.

Wer eine solche Anstalt besucht, fühlt sich ja mit einem Schlage her-

ausversetzt aus dem mancherlei Zwang, der sonst in der Gesellschaft waltet. Er fühlt sofort, daß in diesen Heimen, auf diesen sonderbaren Kulturinseln, das Leben gestaltet wird nicht nach den Anforderungen der bürgerlichen Konvention, sondern nach eigenen Bedürfnissen und eigenen Idealen. Diese Eigenschaft beider Heime ist nun zwar eine rein negative oder sagen wir rein formale, aber sie ist doch von allergrößter Bedeutung. Diese Freiheit errungen zu haben, das ist nach meiner Meinung die wichtige Tat und das bleibende Verdienst von Hermann Lietz.

Zu dieser Befreiung von der Konvention des bürgerlichen und städtischen Lebens gesellt sich als zweite die Freiheit von der bürokratischen Bevormundung. Können sich diese Schulen auch freilich ihren Lehrplan nicht ganz und gar nach eigenem Ermessen aufstellen (schon der Examenszwang verhindert das), so haben sie sich doch allmählich in Beziehung auf die Behandlung und Anordnung der Lehrstoffe, auf die Auswahl des Dargebotenen und seine Auffassung und Vertiefung eine weitgehende Freiheit erworben.

Nach außen hin wird diese Freiheit gerechtfertigt durch den Hinweis auf den Dienst, den diese Anstalten der Gesamtheit als pädagogische Experimentierstätten erweisen. Man sagt: Neue Methoden der Erziehung und des Unterrichts müssen praktisch erprobt werden. Der Staat mit seinem starren Reglement und seinem schwerfälligen Apparat ist dazu nicht fähig. Diese Arbeit muß er (ähnlich wie auf technischem Gebiet) privaten Unternehmungen überlassen, um dann von diesen zu lernen und das Gute und Erprobte zu übernehmen.

Diese Begründung ist ja ohne Frage richtig, und es ist schon jetzt festzustellen, daß diese Anstalten tatsächlich der öffentlichen Schule Anregungen gegeben haben; es wäre der Mühe wert, den Umfang gerade dieser Anregungen einmal in einer besonderen Arbeit zu untersuchen. Jedenfalls aber muß daran festgehalten werden, daß die Freien Schulen im Haushalt der Gesamtheit tatsächlich verpflichtet sind, durch besondere Leistungen ihre Sonderstellung zu verdienen.

In noch höherem Maße muß sie dazu ein anderer Grund bewegen. Alle diese Anstalten sind, wie bekannt, in der Regel nur sehr wohlhabenden Leuten zugänglich. Das ist eine Eigenschaft an ihnen, die ge-

rade von ihren Vertretern selbst oft genug mit einer gewissen Bitterkeit und Beschämung empfunden worden ist. Soll zu allen übrigen Gütern der Welt auch noch die beste Erziehung der Kinder für Geld zu haben sein? Man weiß, daß weite Kreise des Volkes mit einem gewissen Neid (der, wenn irgendwo, so hier berechtigt ist) in diesen Anstalten Luxusschulen sehen und damit nichts anderes als einen der vielen überflüssigen Vorteile des Reichtums.

Aber ich meine, wenn diese Schulen schon ein Luxus sind, so sollen sie wenigstens die soziale Aufgabe des Luxus erfüllen. Es muß hier eintreten, was auf vielen anderen Gebieten, z. B. dem technischen, oft genug geschehen ist: die Reichen müssen das Geld geben, um den Fortschritt zu ermöglichen, das Neue zu erproben, das dann allmählich Allgemeingut wird. Natürlich sind es dann auch die Reichen, die *zuerst* den Vorteil der Neuerung genießen. Das ist in unserer gegenwärtigen Gesellschaftsordnung nun einmal so. Soll deshalb der Kulturfortschritt unterbleiben?

Ich will ein Analogon heranziehen. Der große Aufschwung der Kunst in der Renaissance kam ohne Zweifel zuerst und unmittelbar den Reichen zugute. Ihnen diente die neue Baukunst, ihre Paläste schmückten sich mit Bildwerken und Gemälden. Hätte man nun das Recht gehabt, sich von der neuerstehenden Kunst mit Gleichgültigkeit abzuwenden, weil sie nur den Reichen zur Verfügung stand? Wer denkt heute an diesen ihren akzidentiellen sozialen Charakter? Nicht den Reichen, sondern der Kultur haben jene Künstler gedient; und gradeso denken wir Vertreter der neuen Schule auch von uns.

Und wenn die Reichen dabei ihren Vorteil finden — wie damals in der Ausschmückung ihrer Paläste, so jetzt in der Erziehung ihrer Kinder —, so mag man darin meinerwegen eine „List der Idee“ sehen, die auf solche Weise das Kapital in den Dienst des Geistes lockt. Doch mag der Gerechtigkeit halber auch in Rechnung gezogen werden, daß die Eltern, die ihre Kinder diesen privaten Anstalten mit neuem Programm und ohne Examensberechtigungen anvertrauen, damit ein *persönliches* Risiko übernehmen und einen gewissen Mut und Idealismus beweisen. Und mir scheint, mit dem Gedanken, für die eigenen Kinder eine besonders gute und besonders kostspielige Erziehung in

Anspruch zu nehmen, kann nur das Bewußtsein versöhnen, daß man indem man solche Anstalten fördert und erhält, damit zugleich dem pädagogischen und kulturellen Fortschritt und also der Allgemeinheit einen Dienst leistet.

Worin soll nun die besondere Leistung der Freien Schulen bestehen? Wir sahen, daß sie von ihren Vertretern und Gönnern mitunter als Experimentierschulen bezeichnet werden, sozusagen als die Laboratorien der Schulreform. Dieser Auffassung hört man oft den törichtsten Satz entgegenhalten: Meine Kinder sind mir zu gut, um mit ihnen experimentieren zu lassen. Dem wäre zu erwidern, daß der Versuch eines Besseren immer noch mehr verspricht als das Mitmachen eines anerkannt Schlechten. Zu einem solchen Versuch aber sind die besten Kinder gerade gut genug und die besten Eltern am ersten bereit. Knaben müssen, nach Herbarts Wort, *gewagt* werden (und Mädchen auch), und dies nicht einzusehen, bedeutet den gleichen sittlichen Defekt, als wenn jemand sagen wollte: Meine Söhne sind mir zu gut dazu, ihr Leben für das Vaterland einzusetzen. Kinder sind kein Privateigentum, das muß immer wieder gepredigt werden.

Aber aus einem anderen Grunde ist gegen die Bezeichnung unserer Anstalten als Experimentierschulen etwas einzuwenden. Die Frage ist nämlich, wie weit die Ergebnisse der schulreformerischen Experimente, die auf diesen Anstalten gemacht werden, auf die öffentliche Schule anwendbar sind. Diese Anstalten haben durchweg eine viel geringere Schülerzahl in ihren Klassen als die öffentlichen Schulen. Da ist natürlich auch eine ganz andere Art des Unterrichts möglich. Ihre Schüler stehen den ganzen Tag in Verbindung mit ihren Lehrern, das ergibt die Möglichkeit einer viel ausgedehnteren Beobachtung und Beeinflussung. Alle diese Anstalten sind Internate, dadurch wird ein besonders inniges Zusammenleben der Schüler bedingt, und es ist klar, daß Versuche der sogenannten Schülerselbstverwaltung hier einen ganz anderen Boden haben als in der öffentlichen Schule. Ähnliches gilt von der Körperkultur und von der Pflege der Kunst. Auch diese haben viel günstigere Bedingungen in einem Internat und nun gar auf dem Lande. Diese Einwendungen scheinen ja bloße Trivialitäten zu sein. Aber sie sind eben tatsächlich unwiderlegbar. Mit anderen Wor-

ten: Als Experimentierschulen in dem Sinne, daß sie einzelne Forderungen der Schulreform, einzelne technische und organische Neuerungen bei sich erprobten, sind diese Anstalten durchaus nicht besonders brauchbar. Alle bei ihnen versuchten und gelungenen Reformen müssen an der öffentlichen Schule unter meist ganz anderen Bedingungen wiederholt werden. Was sie also als Versuchsschulen für die Allgemeinheit leisten können, ist tatsächlich nicht sehr bedeutend und nur von bedingtem Werte.

Worin also besteht nun die Aufgabe der Freien Schulen?

Wo Freiheit ist, da soll Geist sein. Alle Freiheit muß sich aus dem Geiste rechtfertigen, ja, sie muß letzten Endes vom Geiste geschaffen sein: „Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit“ und nur da. Alle diese Anstalten genießen in unserer unfreien Zeit ein geradezu unschätzbares, unerhörtes Vorrecht. Wie mancher hat nicht, wenn er sie besuchte, das Gefühl gehabt, daß hier das Leben ganz anders aussieht oder wenigstens aussehen könnte als irgendwo sonst auf der Welt; daß hier fürwahr Quellen neuen Lebens erschlossen sind. Nun, so möge denn in diesen Heimen ein ganzes neugeartetes Leben erblühen.

Darum also dürfen diese Anstalten ihre eigentliche Aufgabe nicht im Technischen suchen, sondern nur im Geistigen. In ihnen liegen große Möglichkeiten, und große Möglichkeiten verpflichten zu großem Wollen. Wenn sie nichts beabsichtigen, als den ihnen zufällig anvertrauten Zöglingen eine frohe, gesunde und nützliche Jugendzeit zu bieten, so stehen sie lediglich im Dienst einiger reichen Familien, so sind sie Bestandteile der kapitalistischen Gesellschaftsordnung und nichts weiter. Wenn sie dabei obendrein noch die Geschmacklosigkeit begehen, ihre besondere Liebe zu ihren Zöglingen anzupreisen und Freundschafts- und Vertrauensverhältnisse anzubieten, notabene alles im Pensionspreis einbegriffen, so zeigen sie nur, welche Blüten im eigentlich Geistigen der Kapitalismus treibt. Es gibt unter ihnen solche, die es in ihren Prospekten sich geradezu zum Lobe anrechnen, nichts Neues zu wollen. Aber auch diejenigen Heime, die dem pädagogischen Fortschritt dienen wollen, erbringen höchstens den Beweis ihrer Erlaubtheit, aber noch keineswegs den ihrer Notwendigkeit, wenn ihre Freiheit ihnen nur Raum für allerlei Reformen und Versuche bedeutet. Das Korrelat

zu Freiheit aber ist Geist und Schöpfung, und in diesem Sinn ist die Aufgabe der Freien Schulen bisher einzig und allein von der Freien Schulgemeinde aufgefaßt worden.

Die Bedeutung einer Schule, die aus einer einheitlichen Kulturge-sinnung heraus einen neuen Geist der Schulerziehung organisch verbinden will mit einer neuen Gestaltung des Jugendlebens, liegt nicht im eigentlich Vorbildlichen. Ein Vorbild ist etwas, was wiederholt und nachgeahmt werden soll. Eine solche Schule aber kann und will nicht nachgeahmt werden, sondern sie hat ihren Zweck in sich selbst. Sie ist nicht die Verwirklichung eines Programms, sondern einer Idee. Sie beruht nicht auf einer Summe von Erfahrungen, sondern auf einer einheitlichen großen Schau, und ist am ersten einem Kunstwerk vergleichbar. Wie ein Kunstwerk ist sie eine Bereicherung des geistigen Kosmos, wie ein Kunstwerk ist sie einzig und unnachahmbar, aber doch Repräsentantin eines Allgemeinen, das neben ihr noch unendlich viele andere Darstellungen erlaubt, und dieses Allgemeine ist ein bestimmter Stil.

Hier nun haben wir mit einem einzigen Wort die Aufgabe der Freien Schulen bezeichnet. Sie sollen einen bestimmten geistigen Lebensstil finden und verwirklichen. Das ist die Aufgabe, die an die Stelle der bisherigen rein biologisch und technisch bestimmten zu treten hat, welche die Mehrzahl der Freien Schulen bis jetzt als die ihrigen proklamiert.

Das ist nun freilich eine rein formale Bestimmung, und man wird uns fragen, welches der neue Stil sei, der hier in Erscheinung treten soll. Aber ein Stil ist eben keine Summe von Einzelheiten, sondern die Äußerung eines einheitlichen und schöpferischen Lebensgefühles, und er kann weder definiert noch beschrieben, sondern nur einfach gezeigt werden. Darum sind Freie Schulen, die in diesem höchsten Sinn die pädagogische Arbeit erfassen, nicht durch Bücher ersetzbar, so wenig wie ein Kunstwerk durch seine Paraphrase. Was wir also über den neuen Lebensstil der Jugend oder, um uns des heute üblichen Schlagwortes zu bedienen, über die neue Jugendkultur sagen können, kann immer nur die Richtung angeben, in der man sie suchen muß.

Den Versuch, dem Jugendleben Stil zu geben, hat auch der Wandervogel gemacht; aber dieser Versuch ist mißlungen: statt des Stiles wurde es Manier. Das lag daran, daß der Wandervogel als solcher zwar

eine Tat bedeutet, genau so wie die gleichzeitige Gründung des Landerziehungsheims, nämlich die Befreiung des Jugendlebens vom Zwang der Konvention. Auch *seine* große Errungenschaft war die Freiheit, aber auch er wußte diese Freiheit nicht zu erfüllen mit Schöpfung. So blieben ihm nur Surrogate und Künstlichkeiten übrig. So wenig wie es dem Landerziehungsheim gelungen war, aus der Schule und aus der Arbeit der Jugend die neue Jugendkultur zu entwickeln, so wenig gelang dies dem Wandervogel aus der Freiheit und dem Spieltrieb. Erst wo beide sich finden werden auf einer höheren Ebene und in einer höheren Einheit überwunden sein werden, erst da beginnt Jugendkultur.

Diese höhere Ebene bildet die Freie Schulgemeinde, die Stätte, an der das Eigenleben der Jugend sich gerade durch ihren Dienst am Geist, also durch eine neu geartete Schule am schönsten und stärksten entfaltet. Dies freilich darf man nur aussprechen, weil und solange es eine wirkliche Freie Schulgemeinde gibt. Als Formel und Programm ist es leeres Wort, und sollte einmal die Freie Schulgemeinde untergegangen sein, so wird ihr Programm nur übrigbleiben wie eine Ruine von einem Königsschloß. Aber nachdem das Wesentliche der Tat des Landerziehungsheims und des Wandervogels aufgegangen ist im lebendigen Werk der Schulgemeinde, ist auch für spätere Zeiten die Bahn für neue Schöpfungen dieser Art frei. Freilich wird sich das Denken der Menge nur langsam daran gewöhnen, daß eine Schule und ihr Gemeinschaftsleben Selbstzweck sein und ganz unabhängig von ihrem Nutzen für die Vorbereitung auf das Leben einen geistigen Eigenwert haben könne. Vielleicht werden dann nach und nach von den Brosamen, die vom Tische des Kapitalismus fallen, auch einige solchen Kulturschulen zugewandt werden, und zwar mit dem Bewußtsein dessen, was man tut. Noch bevorzugen unsere Stifter die sogenannten sozialen und die charitativen Zwecke, den vergänglichen Geschlechtern der Menschen lieber dienend als dem Geist und der Idee. Und ähnlich handeln die Eltern, die noch immer statt nach der lebendigen Wirklichkeit zu fragen, sich nach den Phrasen der Programme zu richten pflegen, wenn sie ihre Kinder einer fremden Erziehung anvertrauen. Mögen sie es bedenken, daß ihre Kinder nirgends besser untergebracht sein können als dort, wo man in ihrer

Erziehung zugleich einen heiligen Dienst am Geist zu leisten sucht, wo man mit größtem Ernst nach höchsten Zielen trachtet. Quellen neuen und ungeahnten geistigen Lebens, Ausgangspunkte geistiger Menschheitsverjüngung — wenn das die Freien Schulen sind, dann gibt es keinen Platz auf der Welt, wo Jugend besser aufgehoben wäre und schöner für das Leben geweiht würde¹.

¹ Eine wesentliche Ergänzung dieser Ausführungen bildet mein Aufsatz „*Schöpferische Erziehung*“ in dem von Kurt Hiller herausgegebenen Jahrbuch „Das Ziel“ (München, Gg. Müller, 1916).

DIE DEUTSCHEN LANDERZIEHUNGSHOME

I

Immer wieder taucht das Gerücht auf, daß eine Reform der höheren Schule bevorstehe. Aus einer vielbeachteten Bemerkung des Reichskanzlers im Reichstag durfte man schließen, daß die Notwendigkeit einer solchen Reform auch in den leitenden Kreisen erkannt und anerkannt sei. Freilich die Debatte im *preußischen Abgeordnetenhaus* über das höhere Schulwesen am 17. März d. Js. (1911) ließ davon wenig verspüren; ja, man muß den dort herrschenden Ton allgemeiner Zufriedenheit mit unserer öffentlichen Schule angesichts der im Volke verbreiteten Stimmung geradezu grotesk finden. Der Kultusminister konnte konstatieren: „Die Debatte über das höhere Unterrichtswesen ist bis jetzt wie ein ruhiger Fluß durch eine freundliche Landschaft geflossen“, d. h. sie war langweilig und beschäftigte sich nur mit Kleinigkeiten und Nebensachen. „Freilich hat die Debatte auch besondere neue Gesichtspunkte nicht hervorgebracht. Ich mache dies den Herren Rednern keineswegs zum Vorwurf. Das ist durchaus erklärlich. Denn wenn irgendein Zweig der staatlichen Verwaltung, dann ist es unser höheres Schulwesen, das unter der dauernden Kontrolle, unter der dauernden Kritik und Erörterung der öffentlichen Meinung steht.“ Gewiß, Kritik genug, aber was hilft sie? Und Kontrolle? Aufs ängstlichste hütet sich die „öffentliche“ Schule vor einer Kontrolle durch die Öffentlichkeit. Ist es etwa möglich, ihrem Unterricht, ihren Prüfungen beizuwohnen, wie das z. B. Landerziehungsheime und Freie Schulgemeinde Tausenden von Gästen gestattet haben? „Auch das ist durchaus natürlich,“ fährt der Minister fort; „denn wir alle, die wir Kinder haben, sind unmittelbar beteiligt an der öffentlichen Schule, an ihrer Gebarung und alledem, was dort gelehrt und getan wird“; jawohl; aber ohne jede Möglichkeit, wenn man nicht gerade Minister ist, diese Beteiligung praktisch zu betätigen; „und so ist es in der Tat schwer, neue Gesichtspunkte in eine solche Debatte hineinzutragen. Alle Gesichtspunkte — möchte man sagen — die überhaupt auf diesem Gebiete geltend gemacht werden können, werden dauernd geltend gemacht und nach allen Richtungen hin erörtert.“ Das muß man nun geduldig lesen und

hat nicht die Möglichkeit, einmal wirklich „Gesichtspunkte“ in jene Debatte hineinzutragen, wie sie außerhalb des hohen Hauses andauernd die öffentliche Meinung beschäftigen, diesen Herren aber, nach ihren Reden zu schließen, neu sein dürften. Nur von sozialdemokratischer Seite wurde das Schulproblem aus einem höheren, allgemein kulturellen Gesichtspunkt betrachtet, und so wurde denn auch nur von dieser Seite eine prinzipielle Zustimmung, z. B. zur Koedukation und zum Schultypus des Landerziehungsheims, ausgesprochen. Warum lassen sich die bürgerlichen Parteien darin den Rang durch den Sozialdemokraten ablaufen? Wußte doch ein Abgeordneter, mit dessen inopportunem fanatischen Humanismus das Schicksal die freisinnige Partei geschlagen hat, nicht Besseres zu tun, als der Äußerung des Kultusministers, daß eine gewisse größere Freiheit in der Prima wohl angezeigt sei, „allein man kann dabei auch zu weit gehen“, mit einem „Sehr richtig“ seinen Segen zu geben. Es ist gewiß nötig, daß freisinnige Abgeordnete die Bureaukratie vor Gewährung allzu großer Freiheit ausdrücklich warnen! — Nun, wir wünschen dem Reichskanzler von Herzen, daß es ihm gelingen möge, in dem zufriedenen Kultusminister ein Verständnis für seine (am 10. Februar 1910 gesprochenen) Worte zu erwecken: „Die Sorge darum, ob wir mit der höheren wissenschaftlichen Erziehung und Bildung unserer Jugend noch auf dem richtigen Wege sind, erfüllt weite Kreise unseres Volkes mit Besorgnis. Wir werden uns der Lösung dieses Erziehungsproblems auf die Dauer nicht entziehen können.“

II

Kommt wirklich eine neue Schulreform? Mit Besorgnis blicken wir ihr entgegen. Sie würde uns zu früh kommen. Sie würde die alte Schule ein wenig neu frisieren, allerlei an vielen Schulen schon versuchte Kleinigkeiten allgemein einführen, etwa viertelstündige Unterrichtspausen, etwas mehr Sport und Hygiene, etwas „staatsbürgerliche Erziehung“, vor allem wohl Erleichterung des Übertritts von einer Schulgattung in eine andere und bestenfalls eine vernünftigeren Prüfungsordnung und mehr Bewegungsfreiheit in den oberen Klassen. Solche Neuerungen würden ja ohne Zweifel das Schulleben erträglicher

machen. Aber sie würden ebenso zweifellos den Erfolg haben, die große Masse derer, die heute eine Reform des Schulwesens fordern und immer dringender, immer lauter fordern, weil ihnen oder ihren Kindern allmählich das Wasser bis an den Hals gestiegen ist, zu beschwichtigen und wieder einzuschläfern. Gegenwärtig steht hinter uns, den Denkenden, den nach einem bestimmten hohen Ziele Strebenden, die Leidenschaft derer, die um den Preis, daß wir uns zu Vorkämpfern für eine Befreiung und Erneuerung der höheren Schule machen, zufrieden sind, wenn wir ihnen das Denken abnehmen. Mit dieser keineswegs immer von Einsicht begleiteten oder geleiteten leidenschaftlichen Unzufriedenheit der großen Masse unserer Gebildeten müssen wir unsere Schlachten zugunsten des Geistes, des Gedankens, des wirklichen Fortschritts schlagen. Eine billige Schulreform aber im angedeuteten Sinne würde uns viel Wind aus den Segeln nehmen.

Eine ernste, an höheren Zielen orientierte Schulreform kann nicht hervorgehen aus der Erkenntnis etlicher hygienischer Mißstände, aus dem Jammer der Versetzungen und Prüfungen usw., sondern nur aus dem Bewußtsein, daß es gilt, *eine neugeartete Generation* heranzuziehen; aus der Erkenntnis, daß unser gesamtes öffentliches Leben an der intellektuellen und moralischen Unzulänglichkeit oder Ungebildetheit unserer Gebildeten krankt. Alle unsere Erwachsenen sind mehr oder minder Produkt der alten Schule und Erziehung. Solange sie mit sich selbst im großen und ganzen zufrieden sind, dürften sie die nicht selten gehörten Stimmen jener Naiven kaum widerlegen können, die meinen: uns hat doch die Schule auch nicht geschadet, wir sind doch auch ganz tüchtige Menschen geworden; wozu also das Geschrei nach Schulreform? Nein, erst wenn der Überdruß am Philistertum viel tiefer eingedrungen sein wird als heute, und die „Stunde der großen Verachtung“ ein viel allgemeineres Erlebnis geworden sein wird, erst dann wird aus Selbsterkenntnis und Sehnsucht nach einer uns vielleicht nicht mehr zugänglichen, aber doch den Menschen auch unserer Zeit nicht prinzipiell versagten höheren, edleren, reineren Lebensauffassung und Lebensführung jene Liebe zur Jugend, jene Hoffnung auf die Jugend, jener Glaube an die Jugend geboren werden, die von sich aus

fähig sind, Schule und Erziehung umzugestalten im Sinne einer besseren Zukunft, von sich aus fähig, dieser Umgestaltung ein Ziel zu geben.

Es ist die Aufgabe der neuen Erziehungsschulen, insonderheit der Internate (eigentlich können ja nur solche ihrer Aufgabe ganz gerecht werden), dem Publikum das positive Ziel der Schulreform anschaulich zu machen und tief einzuprägen. Gegenwärtig kann es nur diesen Anstalten gelingen, die breite Masse davon zu überzeugen, daß es sich nicht um eine Anzahl von Einzelverbesserungen an der öffentlichen Schule handelt, sondern daß ein ganz neuer, unvergleichlich edlerer, ungeahnt beglückender Schultypus nötig und möglich ist, und in ihm heranwachsend ein neuer Typus der Jugend. Deshalb haben die Reformschulen keineswegs ihre Aufgabe erfüllt, wenn sie eine musterhafte Sammlung aller möglichen im Laufe der Zeit geforderten Einzelverbesserungen darbieten, als eine Art von pädagogischen Versuchsanstalten oder Museen, sondern sie sollen sich von der landläufigen Schulkritik ebenso unabhängig erhalten wie vom Typus der öffentlichen Schule. Sie sollen nach Ursprung und Entwicklung autonom sein, hervorgegangen aus jener von uns geforderten neuen Gesinnung, nur dann können sie verhüten, daß unsere Schulreform, wenn sie kommt, sich mit ein wenig billigem Flickwerk begnügt, nur dann können sie, der ethischen Phantasielosigkeit unseres Bürgertums zu Hilfe kommend, die Erkenntnis zu einem Besitz der öffentlichen Meinung machen, daß eine *gründliche* Erneuerung unseres Schulwesens nötig ist, um aus dieser Institution unserer Gesellschaft wirklich das zu machen, was aus ihr werden kann: die Stätte glücklichen Jugendlebens und wirklicher Jugendkultur und damit einen Jungbrunnen unserer Kultur überhaupt.

Außer der Freien Schulgemeinde kommen in Deutschland nur noch die *Landerziehungsheime* von Dr. Lietz als mögliche Vertreter eines so hochgespannten Wollens in Betracht. Es ist unseren Lesern bekannt, daß die Freie Schulgemeinde äußerlich als eine Abzweigung aus einem dieser Heime entstanden ist. Diesem ihrem Ursprung verdankt sie die persönliche Feindschaft des Inhabers der Landerziehungsheime, die leider das von uns gewünschte Zusammengehen beider (und aller ähu-

lichen) Institute verhindert hat. Nun liegt es uns fern, den bei der Stimmung des bis auf weiteres für die Deutschen Landerziehungsheime maßgebenden Mannes aussichtslosen Versuch zu erneuern oder gar auf die fünf Jahre zurückliegenden Differenzen beider Anstalten einzugehen. Es sei nur ausdrücklich wiederholt (und wir wissen uns darin mit dem ganzen Kreis der Freien Schulgemeinde einig), daß wir nach wie vor in den Mitgliedern der Deutschen Landerziehungsheime Kameraden erblicken; auch wenn ihr Führer uns daran hindert, diesem unserem Gefühl Ausdruck zu geben. Wir, die wir uns in den Landerziehungsheimen zu selbständigen pädagogischen Anschauungen und Erkenntnissen haben entwickeln dürfen, wir, die wir von unserer eigenen gedanklichen und praktischen Arbeit nicht wenig in diese Anstalten hineingesteckt haben, nicht wenig davon noch jetzt in ihnen fortwirken sehen, wir werden nie mit Gleichgültigkeit oder gar mit Feindseligkeit und dem Neide der Rivalität auf diese Anstalten blicken, sondern stets nur mit warmem und, daß ich so sage, brüderlichem Interesse an ihrer Entwicklung Anteil nehmen, und diese unsere Gesinnung hat sich auf unsern ganzen Kreis übertragen.

Dies werde hier ausdrücklich bekannt, indem wir uns nun zu einer Kritik des Landerziehungsheimes anschicken. Eine solche scheint uns aus drei Gründen jetzt angebracht zu sein. Erstens, weil im großen Publikum noch immer unklare Vorstellungen über unser grundsätzliches Verhältnis zum Landerziehungsheim herrschen und wir ein Interesse daran haben, immer wieder zu betonen, daß wir uns nicht mit dem Landerziehungsheim identifizieren, ja, einen *wesentlich* anderen Schultypus repräsentieren, daß wir zwar aus ihm hervor-, aber nach unserer Überzeugung auch über es hinausgewachsen sind. Zweitens liegt jetzt eine gründliche Zusammenfassung der Bestrebungen des Landerziehungsheims aus der Feder seines Begründers vor¹, an deren Schluß er selbst zur Diskussion und Kritik auffordert: „Jeder Meinungsaustausch über das hier Erörterte soll mir lieb sein. Denn nur die gemeinsame Arbeit vieler kann zum Ziel führen.“ Bei der schroffen Ablehnung jedes Verkehrs durch Dr. Lietz haben wir keine andere Mög-

¹ Hermann Lietz, Die Deutsche Nationalschule. Beiträge zur Schulreform aus den Deutschen Landerziehungsheimen. I. (R. Voigtländers Verlag, Leipzig, 1911.)

lichkeit, diese Diskussion zu führen, als hier an öffentlicher Stelle. Daß aber in Deutschland zu solcher Diskussion und Kritik nicht leicht jemand befugter sein dürfte, als wir, die wir das Landerziehungsheim aus langjähriger Mitarbeit gründlich kennen und dann uns in einer neuen, selbständigen Gründung zu erproben versucht haben, wird vielleicht auch Dr. Lietz nicht bestreiten wollen. Und endlich erscheint es uns als eine Pflicht gegenüber der Nation und ihrer Kultur angesichts der möglicherweise bevorstehenden Schulreform, die beiden einzigen Schultypen, die mit vollem Ernst Vorbildlichkeit erstreben, aneinander zu messen und, wenn nötig, sich miteinander messen zu lassen. Ja, bekennen wir es offen — und möge dies Bekenntnis im anderen Lager keinen unsachlichen Trotz hervorrufen — wir wünschen durch unsere Kritik den Typus des Landerziehungsheims zu befruchten und zu neuem Wachstum anzuregen. Denn trotz aller Achtung, die wir dem redlichen Wollen im Landerziehungsheim zollen, können wir es uns doch nicht verhehlen, daß es so, wie es ist und sich bisher entwickelt hat, vielleicht Anspruch darauf erheben kann, in manchem bahnbrechend mit Dankbarkeit für seine Vergangenheit genannt zu werden, aber noch keineswegs darauf, als zielsetzend für die Zukunft zu gelten.

Das wollen wir nunmehr begründen.

III

Die Deutschen Landerziehungsheime sind zum Dienst an der Schulreform für die Allgemeinheit begründet worden. Sie werden über kurz oder lang aus dem Privatbesitz in den der Allgemeinheit übergehen“ (S. 5). Wir dürfen diese Mitteilung wohl so verstehen, daß Dr. Lietz daran denkt, später einmal seine Heime in eine Stiftung zu verwandeln. Denn die „Allgemeinheit“, also etwa der Staat, ist doch wahrhaftig nicht danach angetan, daß man ihm eine Reformschule wieder anvertrauen möchte, die sich soeben erst dem bestimmenden Einfluß des Staates entzogen hat. Oder sollte Dr. Lietz neuerdings soviel optimistischer über den Staat und die Bureaucratie denken? Denn das Zeugnis, das er der Meininger Schulbehörde ausstellt¹, ist doch wohl

¹ Er schreibt im 13. Jahresbericht seiner Heime, S. 13, die freiheitliche Ent-

mehr eine captatio benevolentiae im Stil des bekannten Stoßseufzers an den heiligen Florian, als der Ausdruck wirklichen Zutrauens zum Kulturverständnis einer Bureaukratie, übrigens auch eine Bestätigung dafür, wie berechtigt und nötig es war, den Begriff der *Ritterlichkeit* ihm in Erinnerung zu bringen („Freie Schulgemeinde“ I, 2, S. 64).

Es sieht zunächst so aus, als wolle Dr. Lietz unsere Forderung, die neue Schule autonom zu begründen, erfüllen, also ohne Hinüberschleien nach der vorhandenen Institution wirklich ganz absolut, „unbefangen und entschlossen“, die Frage stellen und beantworten: „Was für einen Bildungsstoff soll ich an die Jugend heranbringen? Infolge der Macht des Herkommens und des Trägheitsgesetzes besteht die Gefahr, daß der von dem absterbenden Geschlecht überlieferte Lehrstoff einfach weiter unterrichtet wird.“ Das sei aber zumal in unserer Zeit der gewaltigen Umwälzungen auf allen Gebieten ein Fehler, „für eine Zeit, deren Entwicklung schneller fortschreitet, als die irgendeiner Periode der Vergangenheit“. Diesem „Wandlungsvorgang des Weltgeschehens“ muß in der Jugendunterweisung Rechnung getragen werden (S. 28). Der erste Blick aber auf die die Ergebnisse des Buches zusammenfassende Unterrichtstabelle belehrt uns, daß von einer grundsätzlichen Neufundierung der Schule, einer Reform von innen heraus, einer Wiedergeburt hier nicht die Rede sein kann. Sagen wir es gerade heraus:

wicklung des Landerziehungsheims sei von dieser Behörde nirgends irgendwie beschränkt worden. „Wir halten es für unsere Pflicht, dies um so nachdrücklicher anzuerkennen, als von anderer Seite Vorwürfe gegen diese hohe Behörde erhoben worden sind. Allerdings kann es einer Behörde heute schon fast zur Ehre gereichen, von einer gewissen Gruppe der Presse angegriffen zu werden.“ Das kann sich unseres Wissens, obgleich Dr. Lietz sich nach seiner sonst schon gerügten Gepflogenheit hier wieder hinter absichtlicher Undeutlichkeit der Bezeichnung versteckt und die Namen der von ihm Angegriffenen nicht nennt, nur auf uns beziehen, wenn wir auch nicht wissen, wie wir zu der Ehre kommen, eine „Gruppe der Presse“ zu bilden oder zu einer solchen zu gehören. Nun weiß Dr. Lietz aus dem zweiten Jahresbericht der Freien Schulgemeinde Wickersdorf, S. 24 ff., daß die Meininger Schulbehörde *genau dieselben Dinge*, die sie der Freien Schulgemeinde Wickersdorf zum Verbrechen gemacht und verboten hat (gewisse Abweichungen vom Lehrplan der öffentlichen Schule), dem Landerziehungsheim Haubinda gestattete. Wie vermag er sich noch einer Freiheit zu freuen, die nach Willkür einer Behörde den auf gleichem Gebiete mit ihm Strebenden versagt wurde, und eine Behörde zu rühmen, weil sie *ihn* begünstigte und die gleichen Vergünstigungen uns versagte?

die Ernte an neuen, befreienden und schöpferischen Gedanken aus den 1 $\frac{1}{2}$ Jahrzehnten seiner freien, nach eigener Aussage nicht einmal von der Behörde gehemmten Praxis ist sehr dürftig — es ist ihm eigentlich gar nichts Neues eingefallen.

Die „Deutsche Nationalschule“, deren Grundriß und Aufriß da vor uns ausgebreitet werden, ist nichts anderes, als die uns wohlbekannte alte Staatsschule mit ihren sämtlichen „Fächern“, mit ihrem Despotismus (der im Landerziehungsheim freilich ein aufgeklärter ist), mit ihrer Bureaucratie, mit ihren alten Zielen.

Bleiben wir zunächst bei den Schulfächern. Lietz fordert für die höhere Schule einen gemeinsamen Unterbau (Unter- und Mittelstufe); erst der Oberbau soll sich gabeln in eine humanistische und eine realistische Abteilung.

Wir fragen: was ist das, Humanismus und Realismus? Sind das ewige natürliche, denknotwendige Kategorien, oder nicht vielmehr bloße Anpassung an das überkommene Schulsystem? Die humanistische Abteilung soll vorwiegend „die geschichtlich-soziale und staatswissenschaftliche sowie sprachliche Bildung“ pflegen und für den „sozialpolitischen, juristischen und kaufmännischen Beruf“ vorbereiten; die realistische pflegt die „mathematisch-naturwissenschaftliche Bildung“ und bereitet für den ärztlichen und technischen Beruf vor. Auf dem historisch-politischen Gebiet begnügt sich die realistische Abteilung damit, „weitere Anregungen“ zu geben (desgleichen die humanistische auf naturwissenschaftlichem Gebiet). Trotzdem aber soll auf der Oberstufe im Mittelpunkt *beider* Abteilungen „das Deutsche sowie Staats- und Gesellschaftskunde stehen“ (S. 9). Im Mittelpunkt — Anregungen —? Sehen wir uns dann die Tabelle an, so finden wir, daß der im Mittelpunkt stehenden Staats- und Gesellschaftslehre in der realistischen Abteilung der 3 letzten Schuljahre ganze 3 Wochenstunden eingeräumt sind, also 2 weniger als den entsprechenden Fächern an der öffentlichen Schule. In diesen Stunden wird ein „Überblick über die Kulturentwicklung“ vom Anfang bis zur Gegenwart gegeben und zum Schluß über die „Pflichten und Rechte des deutschen Staatsbürgers und Christen“ belehrt. (Nichtchristen gehören offenbar nicht in die „National“-Schule hinein.) Das ist also die Bildung der künftigen

Ingenieure und Ärzte. Die künftigen Kaufleute dagegen haben 8 Stunden und bekommen Descartes, Kant, Fichte, Fechner (und Eucken) in die Hand.

An diesem kleinen Beispiel wird die Sinnlosigkeit der übernommenen Einteilung in humanistische und realistische Abteilung deutlich. Ihr eigentlicher Grund ist folgender: Dr. Lietz ist tief davon durchdrungen, daß einerseits das Sprachenlernen, andererseits die Mathematik in unserem Unterricht eine viel zu große Rolle spielen und dem eigentlich bildenden und erziehenden Unterricht die Zeit wegnehmen. Nun muß aber doch (gegenwärtig noch) der Jurist Latein, der Kaufmann Französisch und Englisch können, und das Studium der technischen Fächer erfordert große mathematische Kenntnisse. Also läßt er die Schule sich in die zwei Übel teilen; jede Hälfte der Schule erhält eins. Ist das die „unbefangene und entschlossene“ Methode des Mannes, der von sich (bzw. dem Erzieher, wie er sein soll) deklamiert (S. 64): „Mag ihn auch die ganze Welt in Acht und Bann erklären, er läßt sich nicht zwingen, mit seinen Kindern bis zum vollendeten zwölften Jahre die Sprache der Fremde zu sprechen.“ Impavidum ferient ruinae! Gegenwärtig riskiert ein Inhaber eines Internats nicht Acht und Bann, sondern nur schlechte Geschäfte, wenn er von Sexta bis Quarta keine Fremdsprache lernen läßt; vermutlich wird also in Ilsenburg, auf der Unterstufe des Landerziehungsheims, jetzt keine Fremdsprache mehr gelehrt. Aber unverständlich ist uns, warum man im Besitz eines so ungewöhnlichen Mutes nicht auch noch einen Schritt weiter geht und das ganze Plus an Sprachen bei der humanistischen Gruppe streicht. Dafür könnte man ihr wohl noch einige Naturwissenschaft zukommen lassen, denn sie hat wöchentlich zusammen nur 2 Stunden Physik und Chemie. Und doch möchte ich behaupten, daß für *jeden* Bürger unserer Zeit eine tüchtige physikalische Bildung wichtiger und interessanter ist als die Lektüre von Quellen, wie die Monumenta Germaniae, das Studium der lex Salica und der mittelalterlichen Reichstagsbeschlüsse, oder das Erlernen von Lateinisch und Griechisch (sogar das letzte ist in der Nationalschule möglich: 5 Wochenstunden kostet es).

Glaubt Dr. Lietz, die Leute, denen er Interesse und Verständnis für

Descartes, Kant und Fechner zutraut, seien von mathematischer (wöchentlich 2 Stunden) und naturwissenschaftlicher Bildung so gut wie auszuschließen? Wenn er sie *philosophisch* bilden will, so setzt er bei ihnen doch wohl einen besonders starken Erkenntnistrieb und ein Denkvermögen von besserer Qualität voraus. Ist ihm nie eingefallen, daß vielleicht eine natürlichere Einteilung die Schule in eine *theoretische* und *praktische* Abteilung zerlegen könnte? d. h. in eine Abteilung für die überhaupt nach wissenschaftlicher Bildung, nach tieferer, zusammenhängender Erkenntnis Strebenden und eine für die zahlreicheren, die zufrieden sind, einen Beruf im Leben recht und schlecht auszufüllen, für die dann auch die Schulerziehung früher aufhören könnte, die aber *um so mehr* sozial, ethisch und womöglich ästhetisch gründlich zu bilden wären, damit sie als Gegengewicht gegen ihren stumpferen Intellekt eine klare Erkenntnis ihrer Pflichten und einen festen Willen zu ihrer Erfüllung mit ins Leben nehmen? Also von einer Befreiung dieser Gruppe von den sozialpolitischen usw. Fächern kann keine Rede sein.

Lietz hat sich offenbar nicht klargemacht, daß die Kulturerkenntnis, in der er die Aufgabe der humanistischen Gruppe sieht, und die Naturerkenntnis, das Hauptstudium der realistischen Abteilung, sich einander nicht ebenbürtig, jedenfalls nicht vergleichbar und äquivalent sind. Naturerkenntnis ist ein Teil der Kultur. Erzogen soll aber der Mensch werden zum Mitglied einer kultivierten Gesellschaft, Wille zu wirklicher Kultur soll der Grundtrieb seines Wesens werden. Kulturerkenntnis zu erzeugen, ist also primäre Aufgabe eines erziehenden Unterrichtes, Naturerkenntnis sekundäre. Man kann ohne spezielle naturwissenschaftliche Kenntnisse ein gebildeter Mensch sein, aber nicht ohne ein Wissen um Wesen und Werte der Kultur. Aus diesem Grunde ist die Koordinierung von „humanistischer“ und „realistischer“ Abteilung unmöglich: die realistische wird dann immer die inferiore, die benachteiligte sein.

Vielmehr muß man sich zunächst darüber klar sein, daß der Mensch erzogen wird zum Wirken innerhalb der menschlichen Gesellschaft, und daß die gesamte Erziehung in erster Linie darauf abzielen muß, ihn zu befähigen, in der Menschheit seinen Platz zu erkennen und

seine Aufgabe zu erfüllen, d. h. ihn in unsere werdende *Kultur* einführen muß. Diese Einführung haben alle gleich nötig, sie kann in einer einheitlich gerichteten, wohlorganisierten Erziehung bei allen in gleicher Weise erfolgen.

Die Vorbereitung aber zum Beruf des Einzelnen richtete sich nach seiner eigenen Veranlagung. Oder vielmehr: sie sei womöglich nichts anderes als Bejahung, Förderung, Steigerung dieser individuellen Anlage. Während in dem allgemeinen Kulturunterricht die Initiative vom Lehrer ausgeht, soll sie beim Berufsunterricht vom Schüler ausgehen. Dieser Berufsunterricht soll also gleichermaßen die beiden Grundforderungen der modernen Didaktik erfüllen: Individualisierung und Selbstarbeit (Arbeitsunterricht). Die Triebkraft des allgemeinen Kulturunterrichtes ist der von der Idee immer erzeugte Enthusiasmus, die des individuellen Arbeitsunterrichtes der Betätigungsdrang des Menschen und die Freude am eigenen Können und Schaffen.

So kommen wir zu einer ganz anderen Einteilung der Schule — man könnte sie nennen: in eine — nicht „humanistische“ im schultechnischen Sinne, sondern idealistische (und also im höheren Sinne humanistische) und eine realistische Abteilung, aber so, daß jeder in beiden ist.

Der Schüler soll für die Kultur der Gegenwart und Zukunft erzogen werden, in ihr sich zurechtfinden, d. h. sie verstehen und die in ihr zur Erscheinung kommenden Werte erkennen. Das Unterrichtssystem, das ihn in sie einführt, soll erst noch aufgestellt werden, und es ist vorläufig keineswegs sicher, ob die Schulfächer — Deutsch, Religion, Geschichte usw. — die faktisch auch Lietz als selbstverständliche Größen übernimmt, in ihm noch zu Recht bestehen werden, und erst recht gilt das von dem, womit diese Fächer auch in Lietz' Nationalschule noch ausgefüllt werden. Aber neben dieser allgemeinen und allgemein verbindlichen Unterweisung soll der Schüler die *mannigfaltigste* Gelegenheit haben, seine eigenen, besonderen Anlagen und Interessen zu erkennen und auszubilden — auf künstlerischem, handwerklichem, technischem, schriftstellerischem, wissenschaftlichem Gebiet, ja, auch in sozialer Fürsorge, im Leiten, Lehren und Organisieren. So sollen

sich um den festen Kern eines allen gemeinsamen menschlichen und bürgerlichen Bildungssystems eine Menge von *Arbeitsplätzen* gruppieren. Eine solche freie Arbeit, unter beständiger Hilfsbereitschaft mitarbeitender Lehrer, wird die beste Vorbereitung für den künftigen Beruf und die beste Bürgschaft dafür sein, daß keine Anlagen verkümmern, keine Kräfte verlorengehen. Eine solche Schule würde wahrlich ein anderes Bild bieten als Dr. Lietz' Nationalschule, deren Zweiteilung in die humanistische und die realistische Gruppe noch einen öden Schematismus bedeutet, eine Überbürdung der Einzelnen mit ihnen unzuträglichem und unerträglichem Stoff (bezeichnenderweise hat Lietz' Nationalschule noch mehr Unterrichtsstunden als die jetzige Staatsschule!), und deren Plan sich von dem der öffentlichen Schule nur durch ein paar Verschiebungen, durch etliches Plus hier und Minus dort unterscheidet, *aber nicht grundsätzlich*. Dafür läßt er dann seiner schematisierenden Liebhaberei freien Spielraum, verteilt wie ein gewiegter Bürokrat genau Stunden, Pausen usw. usw., aber das alles ist eben Symptom eines Dilettantismus, der nur den noch größeren Dilettanten imponieren kann.

Wir haben hier den Grundriß einer neuen Schulorganisation nur angedeutet, und behalten uns seine Ausführung im einzelnen vor¹. (Lietz beginnt umgekehrt mit einem detaillierten Plan ohne Einheitlichkeit der Gesamtanschauung.) Oder nein; vorbehalten wollen wir uns diese Arbeit nicht, vielmehr zu ihrer gemeinsamen Lösung aufrufen; sie ist lediglich ein Problem praktischer Organisation, also auf verschiedene Weise lösbar, soweit sie die mannigfaltigen peripherischen Arbeitsstätten betrifft. Wie wir uns aber den eigentlichen Bildungskern vorstellen, werden wir an anderer Stelle ausführlicher darlegen.

IV

Lietz legt nun den Entwurf eines Lehrplanes seiner Nationalschule vor. Abgesehen von der tabellarischen Zusammenstellung, die dem Buche beigegeben ist, redet er aber fast ausschließlich von dem Gebiet, das man gegenwärtig unter Geschichte und etwa Deutsch versteht. Sein ganzes Buch legt Zeugnis davon ab, daß er sich unter der

¹ Vgl. „Schule und Jugendkultur“ Kap. XII.

Bildung, die der Unterricht hervorbringen soll, lediglich eine historische vorstellt. Und aus dieser persönlichen Liebhaberei heraus gerät er in die Gefahr, die Arbeit der Schule ebenso den wirklichen Anforderungen der Kultur zu entfremden, wie nur je ein veraltetes Schulsystem es getan hat.

Lietz will seinen Unterricht durchaus auf gemeinsame Lektüre der Quellen von seiten des Lehrers und der Schüler gründen und verwirft Lehrbücher. „Freilich müssen beide, Lehrer und Kind, das aus ersten Quellen Entdeckte noch eingehend prüfen und durchdenken. Sie müssen sich fragen: Geben jene das Erlebte auch richtig wieder? Wurdensie auch Freunden und Feinden gerecht? Was bedeutet das alles für die Menschheit und uns? Aber diese Arbeit wollen wir eben selbst tun. Die soll und darf uns kein anderer abnehmen. Die ist das einzige, was uns hier Freude machen und nützen kann. Will man uns das nehmen, dann mag das Ganze als für uns wertlos zum Kuckuck fahren.“ (S. 63.)

Man vergegenwärtige sich einmal einen Unterricht, der das ohne Kompromisse verwirklichte! Er würde das Spezialstudium der Universität in die mittleren Schulklassen verlegen. Und nie auch nur mit einem beschränkten Gebiet fertig werden. Und angenommen, Lietz versuchte wirklich, praktisch so zu verfahren — schon die Auswahl der Quellen, die er trifft und bei ihrer unendlichen Fülle notgedrungen treffen muß, mischt sein subjektives Urteil in den Unterricht ein. Im Schüler wird höchstens der *Glaube* erregt, er schöpfe unmittelbar aus den Quellen. Und Lietz selbst, wenn er nicht die Kenntnisse von drei bis vier Geschichtsforschern ersten Ranges in sich vereinigt (was er doch nicht als Norm für den Lehrer aufstellen kann), ist seinerseits wieder von anderen abhängig, die vor ihm und für ihn die Quellen gewertet haben. Also das alles ist bloße Fiktion, und wenn Lietz (S. 49) als notwendige Folge des Lernens aus Grundrissen den Bildungshochmut hinstellt, so scheint dagegen uns diese Gefahr bei seiner Methode eingebildeter Quellenforschung viel näherzuliegen.

So oft ich Lietz über dies Thema habe sprechen hören, führte er stets dasselbe Beispiel an, das auch hier wiederkehrt: „Nach alter Methode liest der Schüler aus dem Grundriß oder hört vom Lehrer, wie Heinrich IV.

mit den Sachsen und Gregor VII. kämpfte. Tatsachen wie Urteile werden ihm fertig entgegengebracht. Nach der hier verfochtenen bekommt er Stücke aus Lamberts Annalen, Brunos Sachsenkrieg, dem Leben Heinrichs IV., den Briefen Heinrichs und Gregors in die Hand. Danach soll er sich eine Ansicht über Gründe und Verlauf der Begebenheiten und ein Urteil über sie bilden“ (S. 77). Warum benutzt Lietz immer gerade dies Beispiel? Weil es einmal zufällig durchführbar ist. Er möge doch noch ein paar hundert derartige anführen! Er zerlege z. B. nur die Zeit von 1500—1600 einmal in ihre Quellen! Dann wollen wir weiter sehen.

Lietz will hier etwas Richtiges, kann es aber nicht begründen. Es ist ein völlig absurder Gedanke, den historischen Unterricht wirklich in Quellenstudium auflösen zu wollen. Aber es ist sehr berechtigt, die Quellen häufig heranzuziehen; mitunter gewiß auch, wie in dem von ihm angeführten Beispiel, um in die Methode historischer Kritik einzuführen; weit häufiger aber, um eine lebendige *Anschauung* vom Zeitkolorit zu vermitteln, um den Unterricht konkret zu gestalten.

Was soll man nun aber zu solchen Sätzen sagen, daß das eigene Quellenstudium das einzige sei, was dem Schüler in diesem Unterricht Freude machen und nützen könne! Sind solche Aussprüche das Ergebnis einer in 15 jähriger Praxis und vielleicht noch längerem Nachdenken ausgereiften Erfahrung? Natürlich kommt dann ein paar Seiten weiter (S. 66) auch eine ganz andere Behauptung: „Wir wollen aus der Geschichte Lebenskraft, Begeisterung, Überzeugung, Lust und Fähigkeit zum Schaffen holen.“ — So wird denn nun dem Leser *beides* zur Phrase; und so geht es eigentlich durchaus in diesem Buche zu: Halbverarbeitetes, Momentanes, Unausgereiftes wird uns vorgesetzt, wo wir nach durchdachtem Plan und klar bestimmten Zielen fragen.

Warum in aller Welt eigentlich dieser Quellenfanatismus? Er zeugt von einer ungeheuren Befangenheit im eigenen Spezialgebiet, von einer unglaublichen Enge des Urteils, einem Mangel an Augenmaß und Sinn für das, was wirklich not ist. Nehmen wir Lietz' Musterbeispiel. Ich frage: Ist es denn wirklich so wichtig, zu erforschen, ob Heinrich IV. im Rechte oder was für ein Charakter er war? Es mag diese Auf-

gabe als besonders interessanter oder typischer Fall historischer Arbeit meinetwegen hingehen. Aber Lietz legt ja gerade auf das Inhaltliche des Falles, auf das Gewinnen eines historisch richtigen Bildes, Gewicht. Lohnt das die Arbeit für die Jugend, an die ach so viele Anforderungen herantreten? Wo ist da die Grenze? Man kann sicher auch einige Wochen mit der quellenmäßigen Bearbeitung der Frage zubringen, ob die sogenannte Schlacht auf dem Lechfelde nördlich oder südlich von Augsburg stattgefunden hat. Aber ist die Schule für solche Arbeit da? (Oder überhaupt der Mensch unserer reichen, wichtigen Zeit?)

Und wenn die Geschichte — Lietz sagt nicht, auf welche Weise — „Lebenskraft und Begeisterung“ gewähren soll — tun das die klassischen Geschichtswerke, wie z. B. Mommsens, nicht weit eher, als die meist trockenen, öden „Quellen“? Lehren sie nicht weit eher ein eigenes Urteil finden, indem sie dem Schüler Maßstäbe, Begriffe liefern? Denn damit, daß man den Schüler seinem eigenen Urteil überläßt, hat die Erziehung zur Urteilsfähigkeit noch *nichts* getan. Aus so erzogenen (vielmehr nicht erzogenen) Schülern können dann leicht genug solche werden, die ihre kindlichen und primitiven oder banalen und konventionellen Maßstäbe des Schätzens für die einzigen und absoluten halten, ein fürchterliches Geschlecht. Und als ob der nicht speziell begabte Mensch ohne die Hinweise und Anregungen solcher großen Geschichtschreiber überhaupt mit den Quellen etwas anfangen könnte! Liest sie nicht jeder schon durch die Brille irgendeiner Auffassung, unter dem Gesichtspunkt irgendeiner Fragestellung?

Hat sich Lietz das alles nie klargemacht? Vermutlich doch. Nur nicht, als er gerade dies Buch schrieb. Und *ein für allemal* klar sind ihm eben seine Gedanken nicht.

„Nur aus der Geschichte kann erkannt werden, was Kultur ist.“ „Nur aus der Geschichte kann erkannt werden, was der Mensch bedeutet, was Menschenwert und -arbeit ist, wozu der Mensch da ist und wie er seine Bestimmung erfüllen kann“ (S. 30). Das schreibt er ganz getrost hin, um dann bei der nächsten Gelegenheit sich wieder als Schüler der idealistischen Philosophie (Kant, Fichte) hinzustellen, die das Gegenteil lehrt. Nein, aus der Geschichte kann durchaus nicht erkannt werden, was Kultur ist und wozu der Mensch da ist. Wer das

nicht erkannt hat unabhängig von der Geschichte, wer nicht mit ethischen und ästhetischen Begriffen schon an die Geschichte herantritt, für den ist sie ein Chaos, das höchstens den Glauben erwecken kann, daß es keine absoluten Werte gebe, daß alles im Fluß, alles relativ, daß Kultur Chimäre und der Zweck des Menschen ein Phantom sei.

Und hier offenbart sich der eigentliche Mangel des Lietzschen Planes und Denkens. Er selbst kennt kein Kriterium der Kultur, er selbst ist sich nicht darüber klar, „wozu der Mensch da ist“, und also auch nicht, wozu er erzogen werden soll. Wir wollen das jetzt nachweisen.

V

Schopenhauer teilt einmal die Philosophen in sekundäre und primäre Sein; in solche nämlich, die durch die Lektüre fremder Systeme zum Denken angeregt sind, und solche, die durch Betrachtung der Dinge selbst zu Denkern wurden; und nur diese seien die eigentlich echten und produktiven. Mit den Pädagogen könnte man vielleicht ähnlich verfahren; und dann wäre Lietz, wenigstens als Schulmann, sicherlich nur einer von der sekundären Art. Denn er denkt noch ganz im Bann des überkommenen Schulsystems. Er hat dies, wo es seinem Temperament Schranken setzte, seine Überzeugungen verletzt, ausgeweitet; aber vergessen hat er es nie. Und doch kann die Schulerziehung nicht aus sich selbst, aus ihrer heutigen Gestalt heraus erneuert werden. Dem reformierenden Pädagogen ist eine viel schwerere, viel umfassendere Aufgabe gestellt. Er muß zunächst einmal feststellen: Wie soll der Mensch der Zukunft aussehen? Es ist doch gewiß: ehe man sich darüber nicht klar ist, darf man an das Werk der Erziehung nicht die Hand anlegen. Diese höhere Produktivität wird vom pädagogischen Reformator gefordert. Er muß also eine vollständige Kulturphilosophie sich erarbeitet haben; bloße Kenntnis der Gegenwart in jeder Hinsicht, also bloße historische Schulung im weitesten Sinne genügt nicht, noch weniger freilich die bloße Kenntnis der Vergangenheit; sonst wird der Erzieher bestenfalls ein Diener der Gegenwart und also wahrscheinlich ein Hemmnis der Zukunft. Sondern er muß im Besitz eines Maßstabes sein, mit dem er werten und aus dem Leben der Gegenwart eine Aus-

lese treffen kann. Ja, man darf wohl noch mehr behaupten. Der Reformator der Erziehung sollte nicht von Haus aus Pädagog sein, sondern es erst auf Grund seiner Erkenntnis werden. Platon, Fichte, Herbart waren zunächst Philosophen; sie stellten das Ziel menschlicher Entwicklung und die Werte, in deren Dienst das Leben gestellt werden soll, in eindringender Gedankenarbeit fest. Und erst dann wiesen sie der Gesellschaft ihrer Zeit den Weg zu diesem Ziel, d. h. sie wurden Pädagogen. Zwar haben sie nicht in der Weise von Lietz die Gelegenheit gehabt, Schulen zu gründen und selbst praktisch Hand anzulegen; und man möchte denken, die Arbeitsteilung zwischen dem Theoretiker und dem Praktiker sei nur natürlich. Ich wüßte jedoch nicht, warum sie notwendig sein sollte. Jedenfalls aber muß der Praktiker dann die Theorie eines wirklichen Denkers zugrunde legen. Und welcher wäre das für Lietz? „Was die Mittelschule alles leisten sollte, das wissen heute Gott sei Dank weiteste Kreise genau genug“, schreibt er ganz unbefangen (S. 37). Und diese „weitesten Kreise“, das große Publikum mit seinen ungeklärten, dilettantischen, aus tausend entgegengesetzten Motiven entspringenden Wünschen und Bedürfnissen, das ist im Grunde der Denker, dem Lietz folgt. Statt daß er sich sagen sollte, daß dies Publikum Ziel und Richtung seiner Wünsche erst von dem hier führenden Geiste empfangen, daß es also in diesem Sinne erst selbst erzogen werden soll. So dachten Platon und Fichte. Und wahrlich, man lese einmal hintereinander ihre klaren, tapferen, großen Gedanken und Lietz' billiges, widerspruchsvolles und tumultuarisches Gerede, um zu empfinden, wie diesem gegenüber wirklicher Ernst des Wollens und wirkliche Führerschaft aussehen.

Man darf sich nicht einbilden, man könne die Erziehungsreform als Spezialgebiet behandeln, sie ohne Zusammenhang mit einer allgemeinen Kulturreform machen. Nur aus dem Willen zu einer im Wesen neuen Kultur, nur aus einer allgemeinen Kulturgesinnung kann sie hervorgehen. Eine solche muß das ganze neue Schulsystem beherrschen, muß jederzeit nachgeprüft werden können, sonst bietet dieses keine Bürgschaft für die Allgemeingültigkeit, die der Inhalt einer „Nationalschule“ doch in Anspruch nehmen muß.

Lietz hat seine Gründung unternommen, ehe er soweit war, und ist

in dieser Gründung befangen geblieben. Sie präsentiert sich auf Schritt und Tritt als Erzeugnis des Affektes, aber nicht des Gedankens. Alle seine Erörterungen haben bis auf den heutigen Tag etwas Unreifes behalten. Man unterstelle uns nicht, wir forderten ein ausgeklügeltes pädagogisches System und dächten gering von der Kraft persönlicher Hingebung. Im Gegenteil, Lietz' System ist uns viel zu ausgeklügelt; dort, wo aus Mangel an einer großen einheitlichen *Anschauung* vom Wesen der zukünftigen Menschheit und ihrer Aufgabe Lücken klaffen, die der sprunghafte Affekt nicht schließen kann, tritt bei Lietz regelmäßig Tüftelei auf. Ein Beispiel: „Die Kulturarbeit ist weiter abhängig von dem Stoff, an dem sie geschieht. Ihn gewährt die Materie, die Natur. Das Studium der Naturwissenschaften wird darum für den Mitarbeiter an der Kultur notwendig“ (S. 31). Muß also *jeder* Schüler, auch z. B. der künftige Jurist, *darum* Mechanik, Optik usw. studieren, weil seine Kulturarbeit von den mechanischen und optischen Gesetzen abhängig ist? Solches Spintisieren legt eben wieder nur davon Zeugnis ab, daß Lietz wohl fühlt, jeder sollte eigentlich Naturwissenschaften treiben, aber nicht weiß, warum. Deshalb nämlich soll er es, weil die Erkenntnis Selbstzweck ist; weil dies Erkennen selbst als solches ein Bestandteil der Kultur ist; weil es zur wirklichen Bildung gehört, diese intellektuellen kategorischen Imperative (das Erkennen, das Trachten nach „Wahrheit“ um ihrer selbst willen) anzuerkennen; hingegen verrät es einen Mangel an höherer Bildung, wenn man die Notwendigkeit dieses Erkennens aus praktischen Erwägungen (weil man sonst seine Kulturarbeit nicht leisten könne) herleitet. Das ist ein ebenso tiefstehendes und eigentlich überwundenes Verfahren, wie wenn man die Kunst postulieren wollte wegen ihres moralischen oder politischen Nutzens. (Wovon Lietz auch nicht sehr weit entfernt ist.)

Lietz hat mitunter, wenn auch bekanntlich nie mit deutlicher Namensnennung, die Freie Schulgemeinde als eine bloße Nachahmung seines Landerziehungsheimes hingestellt. Ja, wenn die neue Schule in Haferbreifrühstück und Sporthosen bestände! Diese und manches Ähnliche haben wir von ihm übernommen (wie er von der englischen Schule Abbotsholme). Aber hier, wo es sich um das eigentliche Fundament des neuen Schulsystems handelt, könnte ihm wohl der große

Fortschritt, die große Überlegenheit der Freien Schulgemeinde, schon in der bloßen Fragestellung, klarwerden. Hier ist man sich wirklich zunächst über die Grundfrage klargeworden, über die zu erstrebende Kultur, der die Schule dienen soll. Und solange die Freie Schulgemeinde besteht, hat man nie vergessen, diesen letzten, absoluten Maßstab an das ganze Schulleben und an die eigene erzieherische Wirksamkeit anzulegen, beständig die Praxis mit der Idee zu vergleichen, immer tiefer und fester dies Fundament des Gedankens auszubauen, dadurch sich immer stärker der Heiligkeit und Verantwortlichkeit des eigenen Tuns bewußt zu werden. Nur hierdurch ist es erreicht worden, was in der Geschichte der Pädagogik doch wohl noch nicht seinesgleichen hat, daß die Freie Schulgemeinde, als eine verblendete Bürokratie ihr ihren Begründer nach kaum 4jähriger Wirksamkeit, die mit den schwersten Störungen zu kämpfen hatte, raubte, diese Freie Schulgemeinde unerschüttert, unentwegt in ihrer alten Bahn weiterging, nicht in erster Linie gehalten durch die Kraft der Traditionen, als vielmehr durch die Klarheit des Zieles, die wirkliche Überzeugung von der Idee. Wir kennen das Deutsche Landerziehungsheim genug, um zu wissen, wie steuerlos es vorm Winde getrieben haben würde, wenn ihm auf gleiche Weise Dr. Lietz im vierten Jahre entrissen worden wäre¹.

Wir haben in den „Wickersdorfer Jahrbüchern 1908. 1909/10“² (Eugen Diederichs Verlag, Jena) von der Idee und der allgemeinen Kulturge-sinnung der Freien Schulgemeinde Rechenschaft gegeben. Es ist vielleicht nicht nötig, daß es so in vollster Öffentlichkeit und allgemein kontrollierbar geschieht. Es würde vielleicht genügen, wenn nur die Schule selbst von einer klaren Kulturanschauung, einer bestimmten Kulturge-sinnung Zeugnis ablegte. Was findet man da bei Lietz? Ich will einiges charakteristische Material zusammentragen. „Und damit sind wir wiederum auf die höchste Aufgabe des Unterrichts und der Erziehung ge-

¹ Dies vor 7 Jahren gefällte günstige Urteil über die Freie Schulgemeinde Wickersdorf haben wir, wie unsern Freunden bekannt ist, leider nicht aufrechterhalten können. Näheres darüber in der Vierteljahrschrift „Die Freie Schulgemeinde“ (Verlag Eugen Diederichs, Jena) VII. Jahrgang, Heft 2/3. 4. VIII. Heft 1. 3/4. ² Seitdem zusammengefaßt in meinem Buch „Schule und Jugendkultur“.

kommen, die Entwicklung der sittlichen Persönlichkeit und des echten Idealismus in der Jugend. Dieser Idealismus muß wurzeln in der Heimat und der Eigenart der Väter. Er kann nicht aus fremdem Land und entlegener, längst vergangener Kultur geschöpft werden; für uns Deutsche weder aus Frankreich noch aus England, weder aus dem Leben der Griechen noch der Römer" (S. 34). „Es ist wünschenswert, daß alle Schüler der Mittelschule wenigstens ein Jahr hindurch gründlich griechisch-römische Geschichte treiben im Zusammenhang mit Lesung griechisch-römischer Klassiker in guten Übersetzungen. So kann zur Erkenntnis von der allgemeinen Bedeutung dieser Kultur gebracht werden" (S. 39); aber zur Hervorbringung des Idealismus kann kein Aischylos, kein Pheidias, kein Sokrates und Platon beitragen? Wenn „nur aus der Geschichte erkannt werden kann, wozu der Mensch da ist“, wenn wir „aus der Geschichte Lebenskraft, Begeisterung usw. holen wollen“, so bezieht sich das für uns wohl nur auf die deutsche Geschichte? Ist es denn so ausgemacht, daß die Kultur der Griechen uns wirklich entlegener ist als die „der Väter“? Die Begründer der deutschen Kultur der Gegenwart dachten darüber bekanntlich anders. Aber fern sei es von uns, *irgendeiner* historischen, d. h. nach rückwärts gewandten Kultur das Wort zu reden, ob sie sich nun in die „Eigenart der Väter“¹ vertiefen oder das Griechentum zum absoluten Maßstab erklären mag; ein solches Epigonentum der Gesinnung ist ja nichts als das untrügliche Zeichen eigener Unproduktivität; wer aber selbst ein klar bestimmtes Wollen in sich trägt, der beschäftigt sich mit der Kultur der Griechen wie der der „Väter“, ohne zu befürchten, daß er dadurch entwurzelt werde. Er holt sich von beiden das bleibend Wertvolle, aber seine Heimat und sein Reich ist die Gegenwart, weil er in ihr für die Zukunft wirken kann. Doch sammeln wir noch ein paar Lietzsche Indizien. Besonders lebhaft spricht er sich gegen den französischen Sprachunterricht aus, der z. B. „unsren Mädchen und Frauen“ „oft zur sittlichen Gefahr werde. Oberflächlichkeit, Phrasentum, Gefallsucht, Tändelei, Mangel an ernster, strenger Wahrhaftig-

¹ Von denen der von Lietz besonders hochgeschätzte, berühmte Historiker Ed. Meyer (Gesch. des Altert. I, 2, S. 751) sagt: „In Europa dagegen haben die indogermanischen Völker nur da kulturell und geschichtlich schöpferisch gewirkt, wo sie in den Kreis der bereits bestehenden Kultur eintraten.“

keit stellen sich nur zu leicht mit ihm ein“ (!) (S. 43). Der deutsche Knabe habe gegen die französische Sprache eine instinktive Abneigung, „keine Kunst des Unterrichts kann ihn damit versöhnen. Und solange wir eine Wacht am Rhein gebrauchen, ist es nicht einmal zweckmäßig, an der Unterdrückung dieser Volksinstinkte zu arbeiten“ (S. 42).

In diesem Zusammenhang ist es vielleicht von Interesse, zu erfahren, welche Zeitungen Lietz seinen Schülern der Mittelstufe zu lesen gibt. Es sind: Deutsche Zeitung, Tägliche Rundschau, Deutsche Warte, Hammer, Ostmark (13. Jahresbericht, S. 14) — also die antisemitisch-alldeutsche Gruppe. Das erklärt manches. Wenn man die sattsam bekannte Auffassung von Kultur, die in dieser Presse vertreten wird, als die in den Lietzschen Landerziehungsheimen herrschende voraussetzt, so wird man kaum irren, natürlich immer mit dem Vorbehalt: soweit überhaupt eine einheitliche Kulturanschauung hier herrscht. Dann wäre also das Lietzsche Landerziehungsheim als eine Verwirklichung des „agrarischtellurischen“, konservativ-bodenständigen pädagogischen Ideals zu betrachten, wobei nicht bestritten werden soll, daß es in vieler Hinsicht die oft so ganz törichte, unnötige und unpolitische Enge und Rückständigkeit dieser Kreise (z. B. in religiöser Hinsicht) vermeidet oder mildert. Aber sein geschichtlicher Platz in unserer Zeit ist ihm damit angewiesen.

VI

Nichts ist bezeichnender für den Wesensunterschied zwischen Landerziehungsheim und Freier Schulgemeinde als die Stellung der Kunst im Leben beider Anstalten. Wir dürfen es dabei einmal ruhig aussprechen, daß wir, die späteren Begründer der Freien Schulgemeinde, es gewesen sind, die in die Kunstpflege im Landerziehungsheim die entscheidende Wendung gebracht haben. Was vor unserer Zeit auf diesem Gebiet, das Lietz völlig fernlag¹, getrieben wurde, war teilweise geradezu grotesk.

Jetzt spricht er von der Kunst in ganz anderen Tönen. „Man lasse

¹ „Von der Kunst liebe ich eigentlich nur die Allegorien“, sagte er damals; und dementsprechend war sein Heim ausgestattet.

den jungen Menschen spüren, wie in den Werken großer Künstler das Tiefste, Innerlichste, Höchste, was Menschenherz, -gemüt und -geist erfassen können, zum Ausdruck gelangt. Theoretisches Denken versagt schließlich ihm gegenüber. Die unübersteiglichen Schranken der Erkenntnis erheben sich da. Doch in der Dichtung, im Reiche der Töne, des Meißels, der Farben finden sie einen ergreifenden, erhabenen Ausdruck. Auf diese Bergeswelt menschlicher Kultur den jugendlichen Menschen zu führen, darf nicht verabsäumt werden, es würde jenem sonst das Wertvollste vorenthalten bleiben“ (S. 35). Sind das auch nur Redensarten im heute üblichen Zeitungsstil, so bekunden sie doch immerhin einen ordentlichen Respekt vor der Kunst oder wenigstens den Willen zum Respekt. Wieweit solches Gerede ernst zu nehmen ist und wie es mit seiner eigenen wirklichen Einsicht steht, muß uns dann freilich bald wieder der absurde Satz verraten, daß „Unterrichten ebenso wohl eine Kunst ist als Musik, Bildhauerei, Politik“ (S. 76). Praktisch für die von Lietz regierte Schule war und ist die Hauptsache, daß er einsieht: zu einer reformierten Schulerziehung gehört auch ernste Pflege der Kunst, und daß damit die Persönlichkeiten, die von Kunst mehr verstehen als er, ein relativ freies Feld haben. (So war es wenigstens früher.) Freiheit allerdings nach jeder Seite. Da Prinzipien nicht vorliegen, so ist der jeweils vorherrschende Geschmack der betreffenden Erzieher ausschlaggebend. Aber das ist kein vorbildlicher Zustand.

Daß die Kunst in der Freien Schulgemeinde nicht ein bloßes seelen-erhebendes, -erweichendes und -erwärmendes Mittel ist, sondern schlechthin im Mittelpunkt steht, davon ist die letzte Ursache nicht das stärkere ästhetische Bedürfnis und Verständnis der dort Maßgebenden, sondern vor allem der höhere Wirklichkeitssinn, oder sagen wir: die größere Echtheit der Freien Schulgemeinde. Das Landerziehungsheim kommt eben nie darüber hinaus, die Kunst als Mittel zu einem fremden Zweck zu betrachten; sie soll „Eindruck auf das Gemüt des Kindes ausüben“ (S. 13), und zwar schließlich, um es für irgendwelche sittlichen Ideale zu begeistern. Und dadurch bekommt der Kunstbetrieb etwas Unechtes; er ist dann nicht ein priesterlicher Dienst, sondern eine erziehungspäpfige Berechnung. In die Freie

Schulgemeinde aber ist die Kunst eingetreten als eine Göttin, von deren Göttlichkeit ihr bloßer Anblick überzeugt, zu deren Dienst ihr bloßes Dasein zwingt. Und deren Dienst zugleich eine Insel reinen geistigen Lebens inmitten einer Welt der Leiden und Leidenschaften bedeutet, ein Glück des Sieges inmitten des mühseligen Kampfes, das Schauen eines Morgenglanzes der Ewigkeit inmitten der trüben Dämmerung unseres Weltalters. Für die Freie Schulgemeinde ist die Kunst wirklich die Herdflamme geworden, um die sich alle Geister sammeln, das heilige Feuer, an dem immer wieder sich das glimmende Licht des Glaubens entzünden kann. Bei uns wird nicht mit der Kunst gespielt, sie wird nicht als eines der Ingredienzien mit hineingeworfen in den pädagogischen Kessel, sondern sie wird als selbst gegenwärtig empfunden, um sie herum scharf sich die Schule, sie ist kein Lehr- und Erziehungsmittel, wie Wandkarte oder Schwimmbad.

Habe ich es verständlich ausgedrückt? Es läßt sich das Gesagte noch erweitern. Lietz glaubt an die sogenannten realen Verhältnisse des Lebens. So wenig er eigentlich mit ihnen zufrieden ist (denn die Welt entwickelt sich immer weniger im agrarisch-tellurisch-nationalistischen Sinne), so kennt er doch nun einmal nichts anderes. Von jener hohen Rücksichtslosigkeit des Idealismus eines Fichte (so gern er ihn anführt), ist er weit entfernt, der lehrt: „Der Zögling der neuen Erziehung ist ja nicht bloß Mitglied der menschlichen Gesellschaft hier auf dieser Erde und für die kurze Spanne Lebens, die ihm auf derselben vergönnt ist, sondern er ist auch und wird ohne Zweifel von der Erziehung anerkannt für ein Glied in der ewigen Kette eines geistigen Lebens überhaupt, unter einer höheren gesellschaftlichen Ordnung. Ohne Zweifel muß auch zur Einsicht in diese höhere Ordnung eine Bildung, die sein ganzes Wesen sich zu umfassen vorgenommen hat, ihn anführen, und so wie sie ihn leitete, ein Bild jener sittlichen Weltordnung, die da niemals ist, sondern ewig werden soll, durch eigene Selbsttätigkeit sich vorzuzeichnen, ebenso muß sie ihn leiten, ein Bild jener übersinnlichen Weltordnung, in der nichts wird und die auch niemals geworden ist, sondern die da ewig nur ist, im Gedanken zu entwerfen.“

Noch klingt es der Pädagogik gar fremd, wenn man ihr sagt, daß sie

letzten Endes metaphysisch bestimmt sein müsse, daß sie nicht eher ihre Aufgabe von Grund aus erfaßt habe, als sie nicht allen Ernstes, theoretisch und praktisch, in dem der Erziehung anvertrauten Menschen „ein Glied in der ewigen Kette eines geistigen Lebens“ erblicke, und nicht nur das Mitglied einer Gruppe des sozialen Tieres Mensch. Mag noch keine Metaphysik theoretisch ausgemacht sein, mag uns selbst eine solche, sei es prinzipiell, sei es faktisch, ewig versagt bleiben — dennoch gibt es eine Kunst, d. i. ein übersoziales geistiges Leben, dennoch gibt es absolute *Werte*, denen gegenüber wir selbst das Leben nur als einen bedingten Wert, als ein Mittel zu einem höheren Zweck empfinden. Und nun heißt es Kraft sammeln und mit Entschiedenheit, mit innigem, starkem Glauben den Schwerpunkt des geistigen Lebens auf die Seite der Ewigkeit verlegen. Das ist Heldenerziehung. Und auf etwas Geringeres sollte keine Erziehung ausgehen. Nicht zur landläufigen Brauchbarkeit, nicht zum hygienisch geregelten Glück, nicht zur Unterwürfigkeit unter die zahlungsfähige Durchschnittsmoral mit dem billigen Gewissen, „welches väterlich gestattet den Instinkt und gegenseitigen Eigennutz“, sondern gewiß und wahrhaftig zum Glauben an eine ewige Bestimmung und zum Handeln im Sinne dieses Glaubens wollen wir erziehen. Ist das nur für die wenigen, die geborenen Helden? Aber gibt es Helden — wer ertrüge es, kein Held sein zu wollen? Wer möchte mit einem geringeren Maßstab gemessen werden? Es kann nur *eine* Moral geben: die höchste. Und also nur *eine* Pädagogik.

Was aber sagt Lietz? „Der religiös-sittliche Unterricht muß so gestaltet werden, daß er nicht in Streit kommt mit den Ergebnissen irgendeines Unterrichtsgegenstandes und weder das vaterländische noch rein menschliche Empfinden verletzt“ (S. 13). Religiös-sittliche Idee — Wissenschaft — Patriotismus — Humanismus: ein vierfacher Kompromiß? Und dabei kann er atmen?

VII

Wir nannten es höheren Wirklichkeitssinn, was die Freie Schulgemeinde vor dem Lietzchen Schulsystem auszeichne. Wir verstehen darunter, daß alles erzieherische Wirken sich selbst ernst nimmt; also sich nicht bloß als eine künstlich ersonnene Technik zum Zweck der

Bildung der nichts ahnenden Jugend betrachtet (eine *pia fraus*, was auch jede pädagogische Herablassung ist), sondern alsein Reden und Tun, das nicht bloß im Hinblick auf einen in jugendlichen Gemütern zu erzielenden Effekt sich rechtfertigt, sondern auch an und für sich berechtigt und ernst zu nehmen ist. Uns widerstrebt im tiefsten die Berechnungspädagogik. Wir haben es an anderem Ort auseinandergesetzt, daß die Schule durch und durch echt sein soll. Dazu ist nötig, daß alle an ihr Beteiligten als Subjekte, als bewußt Mitarbeitende anerkannt werden, durch die Tat anerkannt werden. Das ist der innere Grund der bekannten Schulverfassung der Freien Schulgemeinde, die man wohl in verkehrter Anwendung politischer Begriffe auf diese Kulturgemeinschaft demokratisch genannt hat.

Bei Lietz findet man das Gegenteil. Zwar äußerlich Ähnlichkeiten. „Dem Schüler soll Gelegenheit gegeben werden, sich durch Ausübung von kleinen Ämtern in zuverlässiger Pflichterfüllung, in Selbstlosigkeit zu üben“ (S. 13). Also wieder diese Ämter nur ein technisches Mittel, eronnen für einen Zweck, nicht geboren aus dem Wesen und Geist der Schule. Desgleichen sollen Schüler und Lehrer in gemeinsamen Versammlungen Gelegenheit zu freier Aussprache, zur Äußerung von Wünschen und Beschwerden haben; die Leitung sorgt dafür, daß dabei edle Gesinnung gepflegt werde (S. 11). Wieder die Leitung, die mit ihren tieferen Absichten dahintersteht. „Der Lehrer soll nicht darauf bedacht sein, bloß Vorgesetzter des Schülers zu sein; er soll sich vielmehr bemühen, dessen Vertrauter, Freund und Berater zu werden“ (S. 12). So nett das klingt — es ist doch wieder nur der übliche Dilettantismus. Freundschaft setzt gegenseitiges, individuelles Bedürfnis voraus. Nichts ist unerträglicher, als wenn der Lehrer davon ausgeht, seine Freundschaft müsse *eo ipso* dem Schüler willkommen sein. Lieber Despotismus in der Form der Roheit als in der der Aufdringlichkeit. Ob Freundschaft zwischen Erzieher und Zögling entstehe, das steht beim Schicksal. Nicht Freundschaft, sondern Kameradschaft ist hier der entscheidende Begriff, den man nicht sentimental erweichen soll. Eine Kameradschaft nämlich, die im Schulsystem begründet liegt, aber eben nicht im System von Lietz' Nationalschule, welche die alte Trennung von Subjekten und Objekten der Erziehung

nicht überwunden hat und damit prinzipiell auf der Seite der alten Staatsschule steht.

Und so will er denn auch getrost die Schule der Bureaukratie wieder ausliefern. „Alle Schulen sind jährlich ein- bis zweimal von besonders dazu befähigten Beamten zu besuchen, die ihre Hauptaufmerksamkeit darauf zu richten haben, daß als Lehrer nur erprobte, zuverlässige Männer angestellt und belassen werden“ (S. 11). Und wer sind diese „besonders dazu befähigten Beamten“? Und wer bestimmt sie? Nein, fürwahr, so verläuft der Weg der Entwicklung nicht, daß der Bureaukratie die Schule noch mehr als bisher preisgegeben werden soll, sondern sie drängt zur Autonomie der Schule und zur Emanzipierung und Organisierung des Geistes. Worüber wir an anderem Orte bereits das Grundlegende gesagt haben.

VIII

Es wird aus dem Gesagten hervorgehen, daß ein so im Grundlegenden unfertiges Gebilde wie Lietz' Schulsystem nicht das Muster für die Schule der Zukunft sein kann. Dem großen Publikum liegt noch wenig an einer großzügigen neuen Begründung der Schulidee überhaupt. Es wird durchaus beherrscht von Gegenwartsimpulsen; wichtige und untergeordnete Wünsche wirbeln da durcheinander. Aber man darf nicht die Zukunft verraten um eines augenblicklichen Erfolges willen. Es gilt eine Schule neu zu schaffen, die als ein lebendiger Organismus sich selbst den Anforderungen der Zeiten anpaßt und doch dabei ihren absoluten Maßstab nie vergißt: die Erziehung der Menschheit zum Dienst an den höchsten Kulturwerten. Jetzt kann es geschehen, daß das Landerziehungsheim, das nur halbe und oberflächliche Arbeit tut, ein schlimmeres Hindernis für den wirklichen Fortschritt wird, als die alte Schule noch sein kann, deren Rückständigkeit allmählich allgemein erkannt wird. Um das zu verhüten, sind diese Zeilen geschrieben, und nicht, um das Landerziehungsheim zu schädigen oder zu unterwühlen.

Dennoch liegt viel Zukunft, eine reiche Entwicklungsmöglichkeit im Landerziehungsheim beschlossen. Ein Buch aber wie das von Lietz, das naturgemäß bei vielen Freunden und auch wohl bei manchen Mit-

arbeitern des Landerziehungsheims bald kanonisches Ansehen gewinnen wird als die authentische Bekundung seiner Ziele, kann jene Entwicklungsmöglichkeiten vernichten, kann das Landerziehungsheim festhalten in dem Rang eines Museums aller schulreformerischen Flickarbeit, eines Sammelsuriums billigster Ware.

Einen solchen Eindruck gewinnt man in der Tat aus Lietz' Buch. Um so nachdrücklicher sei hier ausgesprochen, daß sein wirkliches Landerziehungsheim (wenigstens solange wir es kannten und an ihm mitwirkten) besser war und mehr Charakter hatte als seine „National-schule“.

Die Gründung des Landerziehungsheims ist und bleibt eine wichtige Tat. Sie ging aus von dem Instinkt — möchte er Lietz nie verlorengehen —, daß der öffentlichen Schule nicht mehr zu helfen ist, daß von neuem angefangen werden muß. So wandte er der Schule und der Stadt den Rücken und gründete sich sein kleines pädagogisches Reich, seine absolute Schule. So schien es wenigstens anfangs. Dann kamen die Schwierigkeiten: die Anforderungen des öffentlichen Lebens mit dem Examenszwang, und — der Mangel einer wirklichen eigenen Schulidee, ein Mangel, der nur kurze Zeit durch seine kräftige und originelle Persönlichkeit verdeckt werden konnte. Beides, der äußere und der innere Grund, haben dann das Landerziehungsheim mehr und mehr zu Kompromissen gezwungen. Lietz ist kein Reformator, kaum ein Organisator. Aber er ist ein Bahnbrecher, ein Mann, der in jeder Not noch eine Auskunft weiß. Oft genug freilich läßt er dann die Seinigen auch jahrelang unter einem bloßen Notdach hausen.

Bahnbrechend aber war die Gründung des Landerziehungsheims. Ohne diese Tat würde auch die Freie Schulgemeinde kaum je entstanden sein. Es war eine bahnbrechende, befreiende, neue Möglichkeiten eröffnende Tat. Dann aber galt es, ihren Gewinn sich wirklich anzueignen, auf dem gewonnenen Neuland nun die neue Schule zu entdecken und zu gründen. Das hat nach unserer Auffassung nicht mehr Lietz, sondern die Freie Schulgemeinde geleistet. Aber immer wird man in ihren Kreisen an Lietz mit Dankbarkeit denken als den, der zuerst die Befreiung vom Staatsschulwesen und von der das wirkliche Leben der Jugend erstickenden bürgerlichen Konvention durchgeführt hat.

Und nun noch ein Wort zum Schluß. Ich will es natürlich nicht leugnen, daß sich diese meine Ausführungen auch an die Kreise des Landerziehungsheims wenden. Ich möchte diesen das Folgende sagen: Es steht heut viel auf dem Spiel. Wir kennen das Landerziehungsheim ziemlich gut, Sie die Freie Schulgemeinde sehr wenig. Wir beide wissen uns berufen zur Führerschaft in der wichtigsten Kulturfrage der Gegenwart. Wollen wir uns zu dieser Führerschaft von vornherein disqualifizieren, indem wir uns gegenseitig ignorieren oder gar anfeinden? Sollten wir, die wir Erzieher so weiter Kreise sein wollen und müssen, nicht einmal die Selbstdisziplinierung aufbringen, um uns gegenseitig kennenzulernen und unbefangen zu würdigen? Es handelt sich heute um Wichtigeres als um persönliche Empfindlichkeit und alten Groll. Eine nationale und kulturelle Aufgabe ist uns zugefallen; wollen wir dieser gegenüber so ganz versagen? Wenn sich erfüllt, was wir beide hoffen und wollen, wenn unsere Arbeit wirklich der Schulerziehung die neuen Bahnen weist, dann werden auch noch spätere Geschlechter über uns urteilen. Sie wissen, wie kläglich sich für die aus historischer Distanz Zurückblickenden der kleine Streit der zu gemeinsamem großen Werk Berufenen ausnimmt. Ich fordere Sie noch nicht zu Bündnis und Freundschaft auf. Nur lassen Sie uns die unnatürliche Absperrung gegeneinander aufgeben; kommen Sie zu uns herüber, sehen Sie sich an, was bei uns geschieht, und wir werden, wenn Sie wollen, im gleichen Sinne zu Ihnen kommen. Lassen Sie uns objektiv und mit einem nur unserer *Sache* geweihten Willen prüfen und vergleichen und voneinander lernen, was zu lernen ist. *So zu handeln ist unsere Pflicht.* Sie dazu und zur Gemeinschaft der Arbeit einzuladen, habe ich für die meilige gehalten.

DIE IDEE DES GESCHICHTSUNTERRICHTS

I

Die Geschichtswissenschaft erforscht nicht die Entwicklung der Tierespezies Mensch, sie ist kein Spezialgebiet der Zoologie oder Biologie, sondern sie beschäftigt sich mit der Entwicklung des Menschen als Menschen oder des Menschentums. Das heißt: sie betrachtet das Werden des menschlichen *Geistes*. Aber sie ist auch nicht identisch mit einer Psychobiologie, einer Entwicklungslehre der psychischen Beanlagung des Menschen, die unzertrennbar verbunden ist mit einer Entwicklungsgeschichte der physischen Grundlage dieser Beanlagung, also der Physiologie, sondern sie hat es mit dem menschlichen Gemeinbewußtsein, mit dem *sozialen* Bewußtsein der Menschen zu tun. Sie verfolgt die Entstehung und Entwicklung des über den einzelnen schwebenden, die einzelnen beherrschenden Bewußtseins, das Hegel mit dem Namen des „*objektiven*“ Geistes bezeichnet. Dieses überindividuelle Bewußtsein, das, getragen und fortgepflanzt von sozialen Gruppen, in erster Linie den Völkern, die Einzelseelen durchdringt und beherrscht, macht erst die Menschen zu Menschen, begründet ihren Unterschied von den Tieren und macht eine von der biologischen Entwicklung unabhängige menschliche Geschichte möglich.

Der Grund zu diesem objektiven Bewußtsein ist mit der Erfindung, wenn man so sagen darf, der Sprache gelegt worden. Psychobiologisch betrachtet ist es ein und derselbe Geist, der im Gehirn des Menschen und in dem der übrigen Tiere, mindestens der Säuge- oder der Wirbeltiere lebt, nur daß der menschliche Geist differenzierter, reicher und kräftiger erscheint. Aber die psychobiologische Betrachtungsweise wird ihm nicht gerecht. Quer durch die lediglich biologische Struktur des Geistes, wie sie auch den Tieren eigen ist, macht sich ein andersartiges Gesetz seines Baues geltend, das ist das soziale. Nicht nur Assoziationen haben sich in ihm gebildet, die durch Eindrücke hervorgerufen werden, sondern vermittels des Werkzeuges Wort hat er die Einzeleindrücke unter Begriffe zusammengefaßt. Und da hat sich eine ganz neuartige, dem Tiere fremde Fähigkeit des Geistes offenbart, die wir

Kategorienbildung nennen. Die Begriffe fielen, kaum entstanden, sofort unter bestimmte Gesetze; sie mußten sich bequemen, den Charakter der Dinghaftigkeit, der Eigenschaft, der Tätigkeit usw. anzunehmen; aus der Tiefe des Geistes tauchte die Macht der Grammatik und der Logik auf, wachgerufen durch den Willen der Menschen zum Sprechen. Die Sprache aber ist ein gemeinsames, ein soziales Gut, ja, geradezu die erste geistige Gemeinschaftsbildung.

Und nachdem einmal dieser überindividuelle Geist sich konstituiert und organisiert hatte, griff er um sich, wuchs und entwickelte sich gemäß seiner ihm immanenten Gesetze. Es entstanden die Wissenschaft, die Überlieferung, das Recht, die Moral, die Religion, die Kunst. Sie alle sind Funktionen jenes übertierischen, jenes objektiven Geistes. Und seine Entwicklung und Entfaltung bildet den Inhalt dessen, was wir Geschichte nennen.

Diese Entwicklung ist keine rein logische, geradlinige und ungestörte, denn sie vollzieht sich nicht in einem objektiven Gehirn, sondern in vielen biologisch bestimmten. Nicht nur Bewußtsein überhaupt, sondern auch soziales Bewußtsein, objektiver Geist (zunächst in der Form der Sprache) ist vom Tier nicht um seiner selbst willen erworben und ausgebildet worden, sondern als wertvollste Waffe im Kampf ums Dasein. Erst allmählich erheben sich im menschlichen Bewußtsein über die Sphäre dessen, was nur bedingten Wert hat, nämlich nur irgendwie der Erhaltung des Lebens dient, die absoluten Werte, das, was unbedingt sein soll und von dem aus mit Denknötwendigkeit alles übrige als Mittel zum Zweck angesehen werden muß. Absolut aber soll das Wahre gefunden und bejaht, das Schöne geschaut und geschaffen, das Gute gewollt und gewirkt werden. Diese Werte geben dem Geist seine eigene Richtung, machen ihn autonom, d. h. aber: sie weisen der Menschheit den Weg, den sie zu gehen hat, und sollen die Geschichte der Zukunft bestimmen.

Also ist der Sinn der bisherigen Geschichte der Kampf des Geistes um seine Autonomie, der Kampf zwischen Geist und Physis. Will man den Zustand einer menschlichen Gesellschaft, die die Autonomie des Geistes anzuerkennen und zu verwirklichen beginnt, *Kultur* nennen, so gibt es keine andere Geschichte als Geschichte der werdenden Kul-

tur. Und der Geschichtsunterricht hat nichts anderes zu zeigen, als (etwas einseitig ausgedrückt) wie die Menschen allmählich immer richtiger denken lernten.

Als das Nichtgeistige, das Irrationelle in der Welt, demgegenüber sich der Geist durchzusetzen hat und dem die kulturellen Werte abgerungen werden müssen, stellen sich, soweit das Licht der Wissenschaft den Weg, den die Menschheit zurückgelegt hat, nachträglich beleuchtet, die Egoismen sozialer Gruppen dar, seien es Stände und Klassen, seien es Völker. Damit ist über jede Geschichtsdarstellung das Urteil gesprochen, die sozusagen Völkerbiographien geben will, sofern ihr diese Völkerbiographie Selbstzweck ist. Und es sollte nicht ausdrücklich ausgesprochen werden müssen, daß eine Bevorzugung des eigenen Volkes, eine sogenannte *nationale* Geschichtschreibung, nichts ist als die unvornehmste Form einer verfehlten Richtung. Das gilt erst recht vom Unterricht. Die Geschichte des eigenen Volkes mag, sofern das Volk wichtig und groß und seine Geschichte reich und typisch ist, aus praktischen und technischen Gründen bevorzugt werden, als die leichter verständliche, bequemer zu veranschaulichende — das ist eine Sache für sich. Aber der Jugend eine Vorliebe fürs eigene Volk einflößen, einen nationalen Egoismus, das ist eine Versündigung an ihrem Urteil, eine Vergiftung ihres Intellektes. Der natürliche, unerzogene Mensch ist ja zu jeder Selbstliebe immer gern bereit, sei es nun Familienstolz und Standesdünkel, sei es sogenannter Patriotismus. Warum in aller Welt soll der letzte auf einmal eine Tugend sein, nachdem die ersten (auch erst nach und nach) glücklicherweise in der moralischen Schätzung etwas gesunken sind? Diesen Patriotismus braucht man so wenig anzuerziehen wie irgendeinen Egoismus. Was aber durch Erziehung bewirkt werden muß, das ist sein Gegenteil: Objektivität, Gerechtigkeit, Menschenliebe, Ehrfurcht vor dem Guten, ganz gleichgültig, von wo es stammt.

Mit diesem Patriotismus darf man aber nicht die Hingabe an den Staat verwechseln. Der Staat hat zwei Gesichter. Wohl ist er einerseits die Organisation eines Volkes zum Zweck seiner Selbsterhaltung, also der organisierte Egoismus eines Volkes. Aber weil er nun doch einmal ein überindividuelles Wesen ist, so setzt sich in ihm nach und nach viel

wirklicher und objektiver Geist durch. Aus der Notwendigkeit, die Egoismen der Individuen und Gruppen im Volke zu balancieren, ergibt sich allmählich die Idee der Gerechtigkeit, aus dem Notstaat, wie man früher sagte, entwickelt sich der Vernunftstaat, und je mehr überhaupt den Menschen ihr Daseinszweck aufleuchtet, nämlich Kultur zu schaffen, um so mehr bemächtigt sich dieser Wille auch der großen Kollektivpersonen des Erdballes, der Staaten. Dann sind staatliche Institutionen willkommene Mittel, um, wenn auch nicht Kultur, so doch ihre Vorbedingungen zu schaffen. Staatliches Empfinden ist ein Übergang vom individuellen Egoismus zur Hingabe an die absoluten Werte. Daß nur in diesem Sinne die *Liebe zum eigenen Staatswesen* mehr als ein Egoismus ist, daß sie in diesem Sinne zu wirklicher Begeisterung und Hingebung, zu wirklicher Tugend werden kann, hat man immer gefühlt, wo man ein Volk zu seiner Befreiung und Selbsterhaltung mit dem Motiv aufrief, daß es in seiner eigenen Existenz und Besonderheit höhere und allgemeinere Güter verteidige, etwa die Wahrheit einer Religion oder die Freiheit des Denkens. Man fühlte, daß man ihm erst dadurch das gute Gewissen zu seinem Patriotismus verlieh. Ein *solcher* Patriotismus ist ein Bekenntnis zu den besonderen Pflichten eines Volkes; der andere, der nationalistische Patriotismus, kraft dessen man ein Volk liebt, weil es das eigene ist, ist nur eine Proklamierung seiner Ansprüche, damit ganz unvermeidlich eine Leugnung der Rechte anderer Völker und ebensowenig eine Tugend wie jeder andere Appetit oder Ehrgeiz.

Auf diese Weise verwandelt sich uns die Geschichte aus einer beschreibenden und erklärenden in eine normative Wissenschaft oder geht wenigstens mit einer solchen eine unlösliche Verbindung ein. Denn wenn sie den Kampf des Seinsollenden gegen die Mächte des Zufalls und der Selbstsucht darstellt, so setzt sie ein Wissen um das Seinsollende, einen Maßstab, eine Wertlehre voraus; nenne man diese nun Ethik oder ganz allgemein Philosophie. *Eine richtige und erzieherische Geschichtsbetrachtung hat ein Wissen um Wesen und Wert der Kultur zur Voraussetzung.*

Darum kann ein richtiger und erziehender Geschichtsunterricht nicht für sich allein dastehen; er ist nur möglich, wenn er in ein Unterrichts-

oder Schulsystem eingliedert wird, das durch und durch von Kulturbewußtsein und Kulturwillen beherrscht ist. Wir können das hier nicht näher ausführen und verweisen vorläufig auf das Schulsystem der Freien Schulgemeinden (vgl. „Schule und Jugendkultur“, Verlag Eug. Diederichs, Jena). Die Schularbeit selbst und das Schulleben müssen durch strenge Kunstpflege die Heiligkeit des Schönen, durch Pflege wissenschaftlichen Denkens und philosophischer Spekulation die unbedingt verpflichtende Macht der Wahrheit, durch Erziehung zu sozialem Gewissen und Rechtssinn den Willen zum Guten den Schülern täglich einprägen — nicht von außen einprägen, sondern in ihnen lebendig machen. Von Stufe zu Stufe in höherer, reinerer Weise. So wird von Stufe zu Stufe mehr ihr geschichtliches Urteil geläutert, ihr geschichtlicher Wille gestärkt.

Das heißt, der Wille zur Geschichte der Zukunft. Wir betrachten die Erwerbung historischen Sinnes als eine der wichtigsten Errungenschaften unseres Jahrhunderts; vielleicht wäre, Nietzsches bekannter Warnung entsprechend, eine noch wichtigere Errungenschaft, diesen historischen Sinn wieder abzutun. Nicht, insofern er die Fähigkeit bedeutet, vergangene Zeiten und fremde Zustände nachzufühlen, sie mit den Augen der Menschen, die in ihnen leben, und zugleich mit unseren eigenen zu sehen. Sondern den „historischen Sinn“ als jenes Vorurteil, daß die Zukunft von denselben Triebkräften werde bewegt werden wie die Vergangenheit; daß es keine sprunghafte Entwicklung gebe; daß die Menschen sich immer gleichbleiben; daß wir, ein vor uns liegendes, ethisch gebotenes Ziel erstrebend, in erster Linie alle rückwärtigen Verbindungen zu sichern hätten. Gewiß, *natura non facit saltum* (obwohl auch das gerade in neuerer Zeit bestritten wird); aber die „Geschichte“ ist nicht Naturgeschichte, sondern Geschichte des menschlichen Geistes, und dieser soll allerdings den großen Sprung aus dem Reiche der naturhaften Gebundenheit in das Reich der Freiheit und der Vernunft tun. Und vielleicht ist das eine Anwendung des „historischen Sinnes“ höherer Art, zu erkennen, daß der Menscheng Geist mit Notwendigkeit der biologischen Gebundenheit entwachsen und an einen Punkt gelangen muß, wo er, *im Gegensatz zu seiner ganzen Vergangenheit*, nicht mehr den Interessen der Physis dienen will, ein Sklave von

„Hunger und Liebe“, sondern Ideen, geistigen Gesetzen und Zielen; so daß sich der Streit zwischen materialistischer und idealistischer Geschichtsbetrachtung auflöste in die Erkenntnis der entgegengesetzten Triebkräfte, die die alte Zeit beherrschten und die neue zu beherrschen angefangen haben. Denn daran dürfen wir nicht zweifeln, der Rationalismus, der vor hundert Jahren (Kant, Fichte, Schiller, Hegel) diese Geschichtsbetrachtung entdeckte, ist keine Episode in der Geschichte der Menschheit, sondern ihre zweite große Periode, in deren erstem Anfang wir gerade leben. Und das muß betont werden, daß er eine neue Epoche der *Geschichtserkenntnis* bedeutet. Man kann vielleicht drei Stufen der *Geschichtserkenntnis* unterscheiden. Die erste ist die naive und naivwertende; sie legt an die Ereignisse und Taten unbefangen, wie es Kinder tun, den Maßstab persönlichen Empfindens, persönlicher Interessen; und kaum etwas anderes ist es, wenn sie einen ihr gleichen obersten Zwecksetzer annimmt. Die Antithese dazu ist die kritisch-objektive, die auch die Ereignisse des Lebens der Menschen und der Völker als naturgesetzlich notwendig begreifen und ohne Vorurteil und persönliche Interessiertheit getreu und sachlich darstellen und verstehen will. Nun aber bricht die Zeit der Synthese dieser beiden an: wohl kennen wir die Kräfte, die das Leben der Menschheit bisher bestimmten, aber wir glauben, daß die Menschheit ihrer bisher rein passiven Rolle entwachsen ist, daß sie vor dem Erwachen steht, daß eine teleologische Geschichtsbetrachtung mehr und mehr zu Recht bestehen wird, in dem Sinne nämlich, daß die Menschheit sich selbst ihre Zwecke setzen wird. Nicht bloß das in den Menschen aller Generationen und Rassen immer Gleiche erkennen, beweist geschichtlichen Sinn — den schärferen Blick erfordert es, das Besondere und das Neue zu verstehen, auch das Neue im Wesen der heutigen Menschheit, die das Produkt der Arbeit und der Erlebnisse aller früheren Geschlechter ist — der erwachenden Menschheit.

So muß alle *Geschichtserkenntnis* ausmünden in *Gegenwartserkenntnis* und aller *Geschichtsunterricht* erst recht, denn dadurch wird er erziehend. Das Besondere der gegenwärtigen Menschheit, ja, mehr noch, das Einzigartige unseres Zeitalters, dieser für Jahrtausende hinaus entscheidenden Krisis, des Übergangs der Menschheit von der passiven

zur aktiven Geschichte, dies verstehen, fühlen, darin mitleben zu lassen, das ist die höchste Aufgabe geschichtlicher Erziehung in unserer Zeit. Diese entscheidende Wendung der Menschheit (sie wird sich über Jahrhunderte erstrecken, ehe sie so entschieden ist, daß es jedem deutlich und ins allgemeine Bewußtsein übergegangen ist), sie fordert Hingebung, Treue, Begeisterung, Heroismus im höchsten Maße. Die besten Charaktere vor die Front, an die Punkte, wo die Entscheidung fällt. Darum soll die Jugend ganz erfüllt, ganz durchtränkt werden mit dem Bewußtsein der gewaltigen Verantwortung unseres Geschlechtes, ganz durchglüht sein von dem Gefühle ewigen Ruhmes, der denen gebührt, die hier treu aushalten, ganz berauscht sein von dem Stolz des Heldentums, das, ohne Worte, ohne Pose, dem Menschentum, dem großen Geist der Menschheit in treuer Ritterschaft seine Entscheidungsschlacht schlägt.

So soll Goethes Wort vom Enthusiasmus als dem Besten, was wir der Geschichte verdanken, in vielleicht neuem Sinn bestehenbleiben. Und die Tatsache des Enthusiasmus und Heroismus selbst, d. h. des freudigen Einsetzens der ganzen Person für eine Sache, des Gefühls, daß erst durch ewige Ideen die vergängliche Persönlichkeit eine höhere Weihe empfängt und an der Ewigkeit teilnimmt — diese psychische (oder sozialpsychische) Tatsache an sich ist wichtiger als ihre einzelnen Ausprägungen. Wichtiger ist es, Helden und höhere Menschen zu erziehen, als gute Bayern, gute Protestanten, gute Liberale. Solche Menschen brauchen keinen besonderen „Patriotismus“. Wo das Vaterland, d. h. das eigene Volk und der eigene Staat, die höchsten Güter der Menschheit schützt und pflegt, da werden sie die ersten auf dem Plan zu treuer Mitarbeit sein; wo das eigene Volk, seine Organe und Leiter den Forderungen des Menschentumes, des Rechtes und der Wahrheit, noch verständnislos gegenüberstehen, da werden sie an ihrem Teil versuchen, ihre Volksgenossen zu erziehen. Noch immer denken wir beim Wort Patriotismus vorwiegend an die äußere Politik; aber der Schutz des eigenen Staatswesens sollte als *Selbstverständlichkeit* behandelt werden wie der Schutz des eigenen Leibes. Wirklich „patriotisches“ Denken soll vorwiegend auf die inneren Zustände des Staatswesens und des Volkes gerichtet sein. Darum im Geschichtsunterricht nicht vorwie-

gend Nationalismus, sondern, wenn wir das Wort in diesem nichtparteilichen Sinne zulassen wollen, Sozialismus, Erziehung für das öffentliche Leben des eigenen Volkes, unter dem Gesichtspunkt des Menschentums, mit dem Wertmesser des kulturellen Interesses.

II

Sehr geehrte Redaktion!

Ihr Nachwort zu meinem Aufsatz über die Idee des Geschichtsunterrichts wird nicht nur die meisten Ihrer Leser überzeugt haben, sondern hat auch mich selbst zu erneuter Prüfung meiner Gedanken angeregt. Das Problem, um das es sich hier handelt, die Berechtigung eines national bestimmten Geschichtsunterrichts, ist didaktisch von so grundlegender Bedeutung, ist pädagogisch eine so ernste Gewissensfrage, daß Sie vielleicht bereit sind, der Diskussion darüber noch ein paar Seiten einzuräumen.

Wenn ich Sie recht verstehe, stellen Sie sich im Prinzip auf denselben Boden wie ich, indem auch Sie in der Entfaltung des menschlichen Geistes als des einzigen absoluten Wertes der Erde den Sinn der Geschichte erkennen. Auch Sie scheinen zuzugeben, daß diese Entfaltung ein Kampf gegen die nichtgeistigen Mächte, die physisch begründeten Triebe der einzelnen und der sozialen Gruppen ist. Nur *eine* Art von sozialer Gruppe nehmen Sie aus: die „Völker“. Diese sind nicht Hemmnisse des Geistes auf seinem Wege zur Entfaltung seines eigentlichen Wesens, sondern notwendige Organe, und sollen als solche gewürdigt werden.

Hier erhebt sich nun schon die erste Schwierigkeit; denn was sind „Völker“? Sie sprechen hier von Völkern als Organen des Geistes, also als Schöpfern und Trägern von Kulturen. Aber diese Völker sind keineswegs identisch mit den Völkern als Gegenstand des sogenannten Patriotismus, welcher sich stets auf das staatlich verfaßte Volk bezieht. Unter dem Volk als Kulturträger kann man doch nur den Stamm als Inhaber einer besonderen Begabung verstehen. Aber verleiht diese Begabung, dies „Organ“ des Geistes seiner Schöpfung wirklich eine wertvolle Eigenart? Gibt es z. B. eine *deutsche* Wissenschaft? Dann müßte es auch eine deutsche Wahrheit geben — ein Widerspruch in

sich. Von der ihrem Wesen nach durchaus universalen Mathematik und der auf ihr beruhenden Naturwissenschaft muß man schon ganz absehen. Aber wie steht es mit der Philosophie? Verfolgen wir ihren Entwicklungsgang — Descartes, Spinoza, Leibniz, Locke, Hume, Kant — er geht im Zickzack von einer Kulturstation zur anderen. Und so auch ihr Rückweg: „Nicht den Zeitgenossen, nicht den Landsgenossen — der Menschheit“ übergibt Schopenhauer sein vollendetes Hauptwerk, und wer könnte anders denken? Und England und Amerika sitzen gegenwärtig zu den Füßen Hegels.

Aber Sie bemängeln die „vorzugsweise intellektualistische Bestimmtheit meines Kulturbegriffs“. Gestatten Sie mir also, auf das Gebiet der Kunst überzugehen. Nacheinander hat man erst den gotischen, dann den romanischen Stil als spezifischen Ausdruck deutschen Geistes empfunden, bis man den Ursprung der Gotik in Frankreich entdeckte; aber auch der romanische Stil hat geherrscht, soweit das alle Völker überspannende Christentum herrschte, von den westlichen Enden Europas bis nach Vorderasien hinein. Einige der größten Begründer unserer Kultur, nämlich der Schöpfer deutscher Sprache und Dichtung, fanden den adäquatesten Ausdruck ihres eigenen Wesens in der Kultur der Griechen. Und wie ist es mit der Renaissance? Sollte es nicht möglich sein, daß ein Giotto, ein Masaccio, ein Piero della Francesca, ein Mantegna, ein Leonardo für unsere höchsten Ideale einen reineren oder stärkeren Ausdruck gefunden haben, als bis jetzt irgendein „deutscher“ Meister? Gehören Böcklin und Rembrandt uns weniger an, weil ihr Heimatland nicht Objekt unseres Patriotismus sein kann?

Solche Betrachtungen scheinen darauf hinzuweisen, daß der Kulturpatriotismus (um ihn einmal so zu nennen, im Gegensatz zum bloßen völkischen Egoismus) sich nicht auf das staatlich begrenzte Volk, sondern auf die blutsverwandte Stammesgemeinschaft bezieht. Das würde vielleicht nicht nur das Wirken Böcklins, Gottfried Kellers und Spittelers, sowie das der van Eycks und Rembrandts zu den Leistungen „unseres“ Volkes zu rechnen erlauben, sondern z. B. auch das jener Großen der Renaissance, die uns Ludwig Woltmann als unsere Stammesgenossen, als Abkömmlinge derselben Langobarden anzusehen ge-

lehrt hat, die einst in der Lüneburger Heide saßen¹. So wäre der Kulturpatriotismus also mehr die Vorliebe für die Art unserer *Rasse*?

Unserer? — Wenn es nur nicht in Deutschland mindestens zwei ganz verschiedene gäbe! Den 80% Blonden in Schleswig-Holstein und Hannover stehen 43% in Baden gegenüber, den 75% Langköpfen in Schleswig-Holstein 11% in Baden, 17% in Altbayern: So droht der Kulturpatriotismus als Rassenvorliebe den staatlichen Patriotismus geradezu zu untergraben — er würde Deutschland zerreißen. Aber ist dieser rassehaft bestimmte Patriotismus in sich haltbar? Als eins der echtsten Erzeugnisse deutschen Wesens ist oft die Musik Beethovens gefeiert worden: aber wie steht's um den ganz absonderlichen physischen Typus ihres Urhebers? Ein scharfer Beobachter äußerte mir neulich die Vermutung, daß sich in ihm (wie bei Holländern nicht ganz selten) ein — malayischer Einschlag geltend mache; und ein geistreicher Musiker, der dies hörte, griff diese Hypothese sogleich mit Lebhaftigkeit auf und suchte in ihr den Schlüssel zu dem Eigenartigen in Beethovens angeblich so deutscher Musik. Über den physischen Typus Bachs und Luthers habe ich mich mit Ludwig Woltmann in wiederholten Gesprächen nie einigen können. Kants kategorischen Imperativ hat man schon für ein genuin preußisches Produkt erklärt, nämlich eine Äußerung der strengen Beamten-Pflichttreue, auf der der Preußische Staat beruhte (in dem Ostpreußen, das ohne weiteres den Russen huldigte!). Aber Kants Großvater war aus Schottland eingewandert — vielleicht stammt der kategorische Imperativ aus dem schottischen Puritanismus? Oder keins von beiden, und er ist vielleicht der klassische Ausdruck des bürgerlichen Moralismus und also nicht national, sondern sozial zu erklären?

Die höchste, nämlich reinste, d. h. künstlerischste aller Künste, die Musik, offenbart am deutlichsten die Verfehltheit des Kulturpatriotismus. Zwar wir Deutschen (aber nur im weiteren Sinne, mit Einschluß Österreichs) würden in dieser Beziehung gut dran sein, da ja der größte Teil der guten Musik von Deutschen stammt. Aber was sollen nun Engländer oder Franzosen tun? Aus Patriotismus eine Vorliebe für ihre

¹ Vgl. Woltmann, *Die Germanen und die Renaissance in Italien*, Leipzig 1905; derselbe, *Die Germanen in Frankreich*, Jena 1907.

eigenen minderwertigen Leistungen großziehen? Wäre das nicht ein Verrat an der Kunst, ein Frevel am Geist? Übrigens, wer will sich denn im Ernst anheischig machen, z. B. in Bruckners Musik den „deutschen“ Geist nachzuweisen? Wenn sie nun ohne Bezeichnung des Komponisten irgendwo gefunden würde, könnte sie mit Sicherheit irgendeiner der europäischen Kulturnationen zugewiesen werden? Hätte Bach wirklich nur in Deutschland seine Werke schaffen können, Bruckner die seinen nur in Österreich? Was war ihnen und ihresgleichen in Wahrheit ihr Vaterland anderes, als der ihnen vom Schicksal zugewiesene Ort ihrer Arbeit, ihrer Entbehrungen, ihrer Verkennung, und oft genug der Gegenstand ihrer schmerzlichen Verachtung? Wirklich, „gedieht kein Mann ohne Vaterland“? Händel ist in England prächtig gediehen, und umgekehrt, für wie viele der Größten hat das Vaterland nichts übrig gehabt als eine Dornenkrone, und noch nicht einmal diese, sondern stumpfe Gleichgültigkeit. Wollen wir Ernst machen mit dem Kulturpatriotismus, so dürfte dieser uns wohl weniger zu Stolz und froher Feier einladen als zum Bußetun in Sack und Asche. Dürfen „wir“ uns „unsere“ Großen wirklich zueignen? Nicht wegen unser, sondern trotz unser sind sie uns geschenkt, und wenn sie vom Elysium auf uns herabblicken könnten, mit welchen Gefühlen müßten sie unseren kulturpatriotischen Jubel erwidern?

Nein, nicht die Völker sind Träger der Kultur, sondern die einzelnen schaffenden Geister; und je größer sie sind, um so höher erheben sie sich über das spezifisch Völkische und reden eine Sprache, die der ganzen Welt verständlich ist. Ich glaube doch Sinn zu haben „für das Charakteristische in der Kulturentfaltung“, aber ich sehe dies Charakteristische weit stärker und wichtiger in den Charakteren der Genialitäten begründet als in denen der Völker. Das gilt sogar für das Gebiet, das am unmittelbarsten mit dem Volksleben zusammenhängt: für Religion und Moral. Auch hier beginnt eigentliche Kultur erst da, wo beide die Eigenschaft bloßer Hilfsmittel des Gruppenegoismus verlieren, d. h. mit dem Auftreten sogenannter Propheten oder Religionsstifter, deren Stimme dann bald hinausdringt über die Grenzen ihres Vaterlandes, ja, die geradezu sprichwörtlich im Vaterlande nichts gelten.

Es gibt nur ein einziges Organ, durch das ein Volk direkt zum Kul-

turträger werden kann, und das ist die Sprache. Aber sogar hier ist schwer zu entscheiden, ob die besondere Sprache eigentlich mehr Organ oder mehr Hemmung des Geistes ist. Jeder Schriftsteller, jeder Dichter weiß, wie oft er mit ihr zu „ringen“ hat; „sobald man spricht, beginnt man schon zu irren“, sagt Goethe, und viele haben es ihm in den mannigfachsten Variationen nachgesprochen. Und ist es nicht gerade die sprachpsychologische Ursache des Übernehmens von Fremdwörtern aus anderen Sprachstämmen, daß die eigene Sprache nicht ausreicht, um alle Begriffe wirklich so zum Ausdruck zu bringen, so differenziert und nuanciert, wie man sie empfindet?

Immerhin, eine absolute Sprache gibt es nicht, und der Gedanke dürfte zu kühn erscheinen, daß dereinst vielleicht auch die Sprache vom Banne der Zufälligkeit erlöst werden könnte und neben *den* Sprachen der Völker *die* Sprache geschaffen werde als das Werk eines Genies von einer uns kaum vorstellbaren geistigen Kraft. Und wenigstens die sprachkünstlerischen (d. h. literarischen und poetischen) Leistungen der Menschheit sind bis jetzt an die Sondersprachen gebunden. Auch das nicht ganz, gerade die größten (Homer, Aischylos, Shakespeare) wirken auch unabhängig von ihrer eigenen Sprache sehr stark. Aber es sei zugegeben, manches Schönste bleibt unübersetzbar. Allein welche praktische Folgerung ergibt sich daraus für uns? Doch nur, daß wir *unsere Sprache pflegen*; das ist eine rein kulturelle Forderung ohne jeden nationalen und patriotischen Beigeschmack.

Und das gilt von allen Gebieten. Ob es völkische Begabungen, ob es in folgedessen völkische, nur von bestimmten Völkern zu lösende Kulturaufgaben gibt, das ist zum mindesten noch eine offene Frage, eine Frage, von der die Erziehung unabhängig sein muß und sein kann. Wenn sie den Blick kulturell und nicht national orientiert und demgemäß den Willen bestimmt, nur dann kann es ihr gelingen, das Volk eventuell als Organ, das Staatswesen als Instrument des Geistes erkennen zu lehren. Eine *doppelte* Orientierung, ein zwiefacher Maßstab sind unmöglich, sind eine innere Unwahrheit, die tausend weitere Unwahrheiten nach sich zieht. Man muß sich über das, was absoluten Wert besitzt, klar werden. Ist es das Volk — sei es als Träger eines Staatswesens, sei es als Stamm und Rasse, sei es als sprachliche Ein-

heit gedacht, — oder ist es die Kultur? Wenn Sie sagen, daß Völker *als Organe der Selbstverwirklichung des Geistes* absoluten Wert haben, so ist das doch eben *kein* absoluter, unbedingter Wert, kein Selbstzweck, dem Sie selbst die Bedingung auferlegen, diese Funktion zu erfüllen. Sie selbst gleiten da unvermerkt in die richtige und einzig mögliche Anschauung hinüber. Und diese Anschauung wird sich auch in der erzieherischen Praxis bewähren. Wenn man es versteht, in der Jugend ein Verständnis für die Aufgabe der Menschheit, für die höchsten Kulturgüter zu wecken und in ihr einen Willen zur Hingebung an diese Aufgaben zu entfachen, so wird auch dem Volk am besten gedient sein. Die völkische Eigenart stellt sich von selbst ein; je weniger sie Produkt von Reflexionen ist, um so echter wird sie sein. Sie sagen, ein Volk könne Tüchtiges nur leisten, wenn es an sich glaubt. Aber wird ihm dieser Glaube aus der Betrachtung seiner Geschichte erwachsen? Jedes Volk hat Grund, aus seiner Vergangenheit mindestens im gleichen Maße Unglauben an sich, Beschämung und Verzweiflung zu schöpfen, wie Glauben und Zuversicht. Aber der Glaube hat zum Glück eine sicherere Quelle, das ist das moralische Bewußtsein. Wille und Glaube sind eins: „Du kannst, denn du sollst.“ Wer des Glaubens an die Aufgabe der Menschheit fähig ist, für den bildet die Gewinnung des Glaubens an sich selbst kein Problem mehr.

Und noch zum Schluß ein Wort zur allgemeinsten philosophischen Verständigung. Ich glaube die instinktive Abneigung zu verstehen, mit der Sie sich gegen einen abstrakten Kulturbegriff wehren, und teile sie. Der Tatsache, daß Wahrheiten und Schönheiten, die innerhalb eines Volkes erstanden sind, auch von anderen Völkern empfunden werden können — wie stark haben uns gegenwärtig z. B. die Japaner gepackt —, dieser Tatsache ist doch eben die andere entgegenzuhalten, daß immerhin jedes Volk manche besonderen Wahrheiten und Schönheiten bei sich *hervorgebracht* hat. Sollen nun diese besonderen Ausprägungen nur mehr oder minder verfehlte Versuche sein, den *einen* absoluten, objektiven Geist auszudrücken, die *eine* absolute Kultur herzustellen? Natürlich nicht. Dieser Begriff des einen objektiven Geistes ist eine logisch notwendige Hilfskonstruktion, der in der Wirklichkeit nichts entspricht, denn er *soll* ja erst „verwirklicht“ werden;

er selbst ist ewig Ideal oder Imperativ. Und erst die Verwirklichung, die konkrete, ist für uns ein Wert. Jede „Selbstentfaltung“ des Geistes ist für uns etwas Neues, etwas nicht Deduzierbares. Es ist nicht so, daß der Geist in ewiger Vollkommenheit über der konkreten Menschheit schwebte und sich nun, wie das weiße Licht, in vielfache Farben bräche; das ist nur eine logische Hilfsvorstellung. In Wahrheit *wird er* erst. Die Geschichte der Menschheit ist nicht der Versuch einer unvollständigen und unvollkommenen Wiederholung von etwas, was in irgendeinem Jenseits schon rein und herrlich existiert, sondern — und darin liegt ihr tiefer und metaphysischer Ernst — sie ist ein *wirkliches Werden* des Geistes. Daher gehört dem *Konkreten* unsere Liebe als einem *wirklichen* Schritt vorwärts. Und daher unser Instinkt, jede Schönheit, jede Ideenverwirklichung, jede Kultur „in ihrer Art“ zu würdigen, da diese ihre Art eben immer eine neue Vergeistigung der Welt, einen neuen Sieg des Geistes bedeutet. Aber der Akzent unserer Wertung liegt nicht auf der Sonderart, sondern auf der Vergeistigung, auf der neuen Wahrheit und Schönheit. Die Sonderart, sei es eine völkische, sei es die individuelle des betreffenden Genies, ist uns gewissermaßen nur Bürgschaft der Echtheit, also Bürgschaft dafür, daß die Vergeistigung, z. B. das Kunstwerk, nicht aus der Reflexion heraus konstruiert und also ein Surrogat, eine Imitation des Geistes ist, sondern ein wirkliches Hervorbrechen des Geistes, eine Offenbarung.

Solange man aber den Blick nicht überhaupt fest und unverrückbar eingestellt hat auf das eine große Schauspiel, das Gestaltgewinnen des *einen* heiligen Geistes unter allen Völkern und Zungen, so lange wird man in seinem Urteil haltlos hin und her schwanken zwischen nationalen Konzessionen und menschlich-geistigen Forderungen. Es gilt eben auch hier, daß man zuerst nach dem göttlichen Reich und seinem Recht trachten soll, dann wird einem die Herrlichkeit aller menschlichen Reiche und Nationen von selbst zufallen.

Mit dem Ausdruck aufrichtigen Dankes dafür, daß Sie meinen von der Zeitströmung noch sehr abweichenden Ausführungen in Ihrer Zeitschrift einen Platz eingeräumt haben, verbleibe ich

Ihr hochachtungsvoll ergebener

G. W.

DER ABERGLAUBE

Wieder hat uns die Osterzeit einige Schülerelbstmorde beschert. Und wir lasen von dem Scherz einer Prima, die ihr Lehrerkollegium zum 1. April mit einer in Gymnasiastentracht gesteckten, an einem Baum im Schulhofe aufgehängten Puppe erschreckte. Ein grausiger — ein bitterer Scherz. Auch in den Augen der jungen Leute beginnt der nichtversetzte Schüler, der seinem Leben ein Ende macht, zu einer regelmäßigen Frühlingserscheinung zu werden.

Es wird von vielen solchen traurigen Fällen bewiesen oder doch behauptet, daß sie mit den Schulerlebnissen nicht zusammenhingen. Doch bleiben genug übrig, in denen die letzten Worte der armen Opfer über einen solchen Zusammenhang keinen Zweifel lassen. Man sagt uns: es waren abnorme Naturen. Mag sein; aber hat die Erziehung ihrer Abnormität Rechnung getragen, hat sie diese Abnormität auch nur erkannt? oder hat sie die ihr Anbefohlenen (deren Abnormität meist wohl nur in vorübergehenden Gleichgewichtsschwankungen, wie sie das Entwicklungsalter leicht mit sich bringt, bestand) verständnislos an ihrer Veranlagung zugrunde gehen lassen? Und auch *das* werde betont: Man beweist uns, daß doch nur ein sehr geringer Prozentsatz unserer Schüler jenen furchtbaren Weg einschlägt. Immerhin mehr als in anderen Ländern. Vor allem aber: es unterliegt doch wohl keinem Zweifel, daß auf *einen*, der zum letzten Schritt die Energie findet, hundert kommen, die mehr oder minder ernstlich mit demselben Gedanken spielen. Was soll man aber vom Baum der Schule denken, der in Masse die Früchte solcher Erwägungen und schweren Träume, solcher Qualen und Verzweiflung zeitigt?

Wie instruktiv war die Diskussion über die Schülerelbstmorde, besonders die über die Selbstmorde dreier (!) begabter Oberprimaner in *einem* Jahre an einer Leipziger Schule, die man im Berliner Tageblatt verfolgen konnte. Geheimrat Matthias, der bekannte Vertreter schulreformatorischer Gesinnung im preußischen Kultusministerium, solange er diesem angehörte, eröffnete sie mit einem betäubend oberflächlichen und billigen Aufsatz, der darauf hinauslief: fast immer sei festgestellt worden, daß „irgendeine Pflichtverletzung an dieser Stelle

(d. h. von seiten der Schule) nicht vorliege“. Was mögen also die fortgeschrittensten leitenden Mitglieder der preußischen Schulbehörde sich unter der „Pflicht“ der Schule vorstellen? Nachher wird zugegeben, daß Schüler, „die arm an Geist sind, wie ihn die Schule fordert, die schuldumm sind, aber recht lebensklug werden können, oft die empfindlichsten Naturen seien und zarteste Behandlung verlangten; diese werde ihnen nicht immer zuteil“. Und dennoch tut die Schule ihre „Pflicht“? Aber wie schief ist das alles! Es handelt sich nicht nur um die schuldummen Exemplare, sondern oft gerade um die, die darunter seufzen, daß die Schule ihren „Geist“ *nicht* in Anspruch nimmt; und die vielleicht doch etwas ganz Anderes und Besseres werden können als „recht lebensklug“. (Im Gegenteil, lief doch neulich eine Statistik durch die Zeitschriften, aus der hervorging, daß gerade die guten Schüler, die Primi und Sekundi, es durchschnittlich auch im „Leben“ recht weit zu bringen verstehen, nämlich zu den besseren Plätzen der höheren Mittelmäßigkeit, also den eigentlichen Prämien der „Lebensklugheit“, deren erstes Gesetz z. B. ist, nicht klüger sein zu wollen als seine Vorgesetzten.) Im übrigen aber beklagte Matthias in den oft gehörten Tönen lediglich die geringere Lebenskraft und Widerstandsfähigkeit der heutigen Jugend, die noch vermehrt werde durch ungesunde Lektüre und einen falschen Instinkt des Publikums, das dem jugendlichen Selbstmörder Heldentum und Tragik zuerkenne. „Das sollte man doch unterlassen! Denn Helden sind solche Selbstmörder nicht: weder Helden des Verstandes, denn wer ein Held auf diesem Gebiete ist, verliert seinen Verstand nicht um einer Bagatelle willen; noch Helden des Gemüts, denn wer Gemüt hat, schätzt den namenlosen Schmerz ein, den er seinen Eltern durch seine so leichtfertige Tat bereitet; noch Helden des Willens, denn wer Willen besitzt, hat auch die Kraft, Schwierigkeiten im Schulleben zu überwinden usw.“ Ist es nötig, auf diese schulmeisterlich schematisierende, im tiefsten lieblose Beurteilung einer so komplizierten, jeden normal Fühlenden und nicht ganz Gedankenlosen erschütternden Tat überhaupt einzugehen? Hat denn die Schule wirklich nichts dazu getan, daß die Jugend Lebensmut und Lebenskraft verliert? Und was tut sie, um beide zu wecken und zu stärken? Ist der Fall damit erledigt, daß die früheren Generationen

die Schule mit mehr Kraft und Humor ertragen? Vielleicht war die Schule wirklich erträglicher. Die paar seitdem eingeführten Erleichterungen wiegen doch den von Jahr zu Jahr *sich steigernden* Gegensatz der stabilen Schule zum sich entwickelnden Leben nicht auf! Wenn man zugibt — was doch nicht zu leugnen ist —, daß unser kulturelles Leben sich in den letzten 30 Jahren geändert und entwickelt hat, wie sonst kaum in 100: welche Schwierigkeit erwächst dann allein aus dem Umstand, daß Erzieher, die die feste Form ihres Charakters und ihrer Anschauungen vor mehr als drei Jahrzehnten erworben haben, die Generation der Gegenwart erziehen sollen! Immer wieder in verderblicher Selbstbefruchtung erzeugt sich die Schule selbst ihre Schulmeister — woher soll neues Leben kommen? Mit instinktiver Feindschaft setzt sie sich gegen uns Outsider zur Wehr, die wir ihr wohl helfen könnten. — Und wie wenig trifft es den Kern der Frage, wenn man glaubt, es fehle in der Schule mitunter nur an der genügend „zarten“ Behandlung. Von seiten jener Erzieher, die für die geistigen Bedürfnisse ihrer Zöglinge kein Organ haben, eine „zarte“ Behandlung erdulden zu müssen, würde den Ekel nur vermehren.

Und hat sich Herr Geheimrat Matthias nie gefragt, ob denn in jener Beurteilung der jungen Selbstmörder durch das Publikum nicht ein richtiges Gefühl steckt? Daß man sie als „Helden“ gefeiert hätte, ist mir unbekannt. Wohl aber sieht man in ihnen mitunter die Opfer eines *Kampfes*, des Kampfes einer vielleicht spröden Natur, aber einer solchen, die der Freiheit nicht entbehren mag und den Tod dem vorzieht, was sie als Sklaverei empfindet — des Kampfes einer solchen Natur gegen ihr aufgezwungene, sie anekelnde Gesetze und Konventionen. Nennt man ein solches Los nicht „tragisch“? Mir scheint, in größere Verhältnisse übertragen wäre es kein anderes, als welches zu bewundern an Helden der Geschichte und Tragödie gerade die Schüler selbst ex cathedra oft genug angehalten werden!

Gurlitt hat durch Umfrage bei den Freunden und Bekannten jener drei Leipziger Oberprimaner festgestellt: Alle drei waren besonders begabt, alle drei gingen mit Ernst eigenen geistigen Interessen nach, allen dreien war die Schule ausgesprochen zum Ekel langweilig. Diese Ermittlungen werden ein furchtbares Kulturdokument bleiben.

Gewiß bleibt die Frage bestehen: wie kommen nun solche *über* dem Durchschnitt der geistigen Reife und Selbständigkeit ihrer Jahre stehenden Jünglinge dazu, die kleine Spanne Zeit, die sie noch vom wirklichen Leben trennt, nicht zu überblicken, nicht noch ein Jahr oder ein paar Monate auszuhalten, um des Preises der Freiheit willen?

Aber man lerne doch zunächst einmal aus den sich häufenden Tatsachen, *daß* es so ist! Daß eben wirklich dem Schulleben die Macht innewohnt, zu einer solchen plötzlichen Verdunklung aller Überlegung zu führen; man lerne daraus und begreife, daß alles Schelten und Jammern über angebliche Schwächlichkeit der modernen Jugend nicht verhindern wird, daß wieder und wieder sich die gleichen Fälle ereignen.

Und daß es so ist, daß immer wieder der panische Schrecken der Schule die jungen Wanderer überfällt und in die Tiefe stürzt, das ist es gerade, worüber sich unser Gewissen nicht mit billigen Sprüchen hinweghelfen darf.

Ein furchtbarer Ernst des Glaubens an die Schule blickt uns aus diesen Taten an, deren Täter oft noch Kinder sind; man möchte von einer scholozentrischen Weltanschauung — nein, von einem finsternen Aberglauben an die Majestät der Schule sprechen. Diesen Gemütern ist die Schule die Welt. Eine schlechte Zensur, eine Nichtversetzung — und alles bricht zusammen. Es ist der Schule gelungen, den Gedankenkreis ihrer Schutzbefohlenen (darf man das Wort hier gebrauchen?) völlig auszufüllen, jeden Ausblick in die Weite, in das Leben jenseits der Schule zu verbauen mit Zensuren, Pensen, Strafen, Drohungen, mit Arbeiten auf Gebieten, die dem jungen Geist fremd bleiben, auf denen er oft genug wie im Traum umhertaumelt, mit Autoritäten, die, wie von Gottes Gnaden, sich aller Kritik entziehen. Wie eine böse Zauberin scheint die Schule diese ihre Opfer fasziniert zu haben, bis sie nicht mehr aus noch ein wissen und mit einem Aufseufzen sich in den Abgrund werfen.

Man verweist es uns, wenn wir der Schule alle Schuld zuschreiben; das Elternhaus trage von ihr auch seinen Teil. Wir wissen es. Oft genug ist auch die Familie, ja, die öffentliche Meinung von der Schule in einem Bann gehalten, wie ihn einst nur die Kirche ausübte. Wie oft

bemißt man noch den Wert eines jungen Menschen nach seinen Leistungen in der Schule oder nach dem Urteil, das die Schule über sein „Betragen“ (will heißen: seine Subordination) hat. Dieser *Aberglauben an die Schule* ist die Wurzel des Übels, die ausgerottet werden muß. Es gibt noch ein Leben außerhalb der Schule, und die Schule soll erst dann wieder das Recht auf die Würde, ja, Heiligkeit haben, die sie beansprucht, wenn sie nicht wie ein Fremdkörper, ein störender, Krankheit erregender in unserem Kulturleben drin steht, sondern sich ihm einordnet, sich zu einem Organ von ihm macht. Bis dahin soll die Schule uns und auch der Jugend nichts anderes und Höheres bedeuten als sie ist: die technische Vorbereitungsanstalt auf Studium und Beruf. Aber es werde der Jugend ein Recht auf *Leben* zugestanden, auf ein wirkliches, ihrer Natur gemäßes Leben *neben* der Schule, ein Leben, in dem sie erst jene Werte hervorbringen kann, die ihr eigen sind, und auf die wir doch nicht verzichten wollen, so wenig wie auf die Schönheit der Blüte neben der Reife der Frucht. Wir wollen es nicht zulassen, daß ein armes, junges Gemüt Selbstgefühl und Lebenslust verliere, weil sein Intellekt oder seine Willenskraft vor den Anforderungen jener Vorbereitungsanstalt zeitweilig versagen. Es muß einmal offen ausgesprochen werden: solange man in der Schule nicht die eigentliche *Heimat* der Jugend sehen kann, solange in der Schule nicht die Jugend, ihre Bedürfnisse, ihr Denken und Fühlen den Ton bestimmen, solange die Schule nicht eine Stätte ist, in der Jugendlichkeit erhalten und gepflegt, ja, in der eine wirkliche *Jugendkultur* geschaffen wird — so lange müssen wir uns und unsere Kinder vom Glauben an die Schule emanzipieren, so lange müssen wir trachten, ihnen eine eigene Sphäre selbst zu schaffen, so lange müssen wir völlig brechen mit dem Glauben an den erziehlichen Wert der Schule, völlig den Wahn aufgeben, als hätten wir für unsere Kinder gesorgt, indem wir sie der Schule überliefern und uns von der Schule bestätigen lassen, daß man mit ihrer Entwicklung zufrieden sei.

Und doch wollen wir nie aufhören, jene höchste Forderung an die Schule zu stellen: daß sie, die drei Viertel des Tages eines jungen Menschen für sich vorwegnimmt, eine wirkliche geistige Heimat der Jugend, eine Stätte freien und edlen Jugendlebens werden muß. Fort mit

dem Aberglauben an die gegenwärtige Schule; aber um so ernster, um so treuer werde der Glaube an eine mögliche *neue* Schule hochgehalten. Nicht Verachtung der Schulinstitution soll uns erfüllen, sondern Liebe zu ihr und Begeisterung für sie als für eine große, herrliche Möglichkeit der Heranbildung einer neuen, immer edleren, freieren Generation; wir glauben, daß wir damit nur aussprechen, was unzählige Erzieher, die kaum weniger als die Zöglinge unter dem heutigen *System* leiden, mit Sehnsucht im Herzen tragen.

Sache aber der öffentlichen Meinung ist es, sich des noch nicht mündigen, des zum Schweigen verurteilten Teiles der Menschheit, sich der Jugend anzunehmen, ihrer Not, ihren Bedürfnissen sich nicht zu verschließen, ihren Klagen ihr Ohr zu leihen. Das ist eine Pflicht der Ritterlichkeit gegen die, denen man noch das eigene Wort verweigert; möge diese Pflicht erfüllt werden, auf daß endlich dieser Teil unseres Volkes aufhöre, uns nicht durch Worte, sondern durch furchtbare Taten an unsere Pflicht zu mahnen.

DER WERT DES LEBENS FÜR DIE JUGEND

Jedesmal, wenn die Welt durch einen sogenannten Schülerelbstmord erschreckt und erschüttert wird, pflegt sich der Streit zu erheben, ob die Schuld an dieser dunklen Tat der Schule oder dem Elternhause beizumessen sei. Dieser Streit ist, was die Gesamterscheinung des Schülerelbstmordes anbelangt, müßig. Das Elternhaus sollte so beschaffen sein, daß es einem von der Schule bedrängten jungen Gemüt in seinem Schoß immer noch eine Zuflucht böte, die Schule sollte eine Stätte sein, in deren reiner Atmosphäre eine von trüben häuslichen Verhältnissen verstörte Jugend immer wieder aufatmen und die Luft eines sinnvoll tätigen Lebens spüren könnte. Wenn nun ein junger Mensch jenen letzten verzweifelten Entschluß faßt, so wird man beinahe mit Sicherheit sagen dürfen, daß beide Faktoren versagt haben.

Und man wird ihnen vielleicht nicht einmal eine besonders große individuelle Schuld beimessen können. Die Stellung, die die Jugend sowohl in der Schule wie in der Familie einzunehmen pflegt, ist der Ausdruck einer allgemein verbreiteten Auffassung vom Wesen der Jugend überhaupt und die Folge der herrschenden Wertung der Jugend. Trotz alles häufig vorhandenen Gegensatzes zwischen Haus und Schule, trotz der im ganzen kritischen Haltung des Publikums der Schule gegenüber, muß man doch sagen, daß wir die Schule haben, die wir verdienen. Denn alle jene Kritik, wenn sie sich zu Besserungsvorschlägen verdichtet, pflegt nicht über die Empfehlung einzelner „Reformen“ hinauszukommen. Und zwar aus dem vielleicht nur halb bewußten Gefühl heraus, daß die Forderung einer radikalen Erneuerung unserer Schulerziehung in sich die Forderung einer ebenso radikalen Umwandlung der häuslichen Erziehung schließen würde, nämlich die Gewinnung eines vollständig neuen Verhältnisses zur Jugend.

Ich bezeichne mit „Jugend“, im Unterschied zur Kindheit, die Zeit etwa des dritten Jahrsiebentes, die Zeit vom Eintritt der Pubertät bis zur Mündigkeit. Mit diesem Lebensalter wissen wir nichts anzufangen. Allerlei plump scherzhafte Bezeichnungen — Pennäler, Backfisch u. dgl. — sind der Ausdruck unserer Verlegenheit. Es fällt uns schwer,

der tiefen und schnellen Verwandlung, die der junge Mensch in diesen Jahren erfährt, Rechnung zu tragen. Es ist nicht immer (wiewohl meistens) die Behauptung unserer autoritären Stellung, unserer Herrschaft, was uns bestimmt, sondern auch ein intellektuelles Unvermögen, dem noch labilen, schwankenden Geisteszustand dieser Jugend innerlich zu folgen, sich ein Gesamtbild zu machen aus den Ansätzen geistigen Reifens, ja, wirklichen Geistes, die wir beobachten, und dann wieder den Anzeichen der alten Kindlichkeit; und am wenigsten verstehen wir das Gemisch aus beiden. Wir sind dann geneigt — determiniert nicht nur von der allgegenwärtigen geistigen Trägheit, sondern auch, mehr als wir ahnen, von dem Gefühl bedrohter Herrschaft und auch einer spezifischen Minderwertigkeit des Alters im Vergleich zur Jugend —, die Jugend mehr hinab- und zurückzudrücken, als ihr bei ihrem Aufstieg behilflich zu sein; und vieles, was in der konventionellen Beurteilung noch berechnete Geltendmachung von Autorität ist, streift in Wahrheit bereits an die Grenze der brutalen Unterdrückung.

Fehlgriffe im einzelnen aber sind nur die Folgen einer im ganzen verfehlten Stellung. Die Jugend hat eine schwere geistige Arbeit zu leisten; sie hat sich gleichzeitig zu entwickeln und sich wieder einzugliedern in das allgemeine soziale Denken, in die Kultur. Sie ist im Begriff, ein Teil der denkenden Menschheit zu werden, und sie ist es schon teilweise geworden. Diese Aufgabe ist ihr vorgezeichnet, Natur und Kultur drängen sie gleichermaßen vorwärts, aber die ältere Generation kann sich so schwer entschließen, ihr auf diesem doch notwendigen Wege Hilfe zu leisten.

Wie wird man ein Teil der denkenden Menschheit? Nicht durch bloßes Lernen und Erdulden, sondern durch Tätigkeit und Übung. Derselbe Trieb, der Tiere und Kinder in ihren Spielen sich auf ihre physische Betätigung im späteren Leben vorbereiten heißt, drängt die Jugend zu Denkversuchen, zur Übung im Urteilen und Werten. Der von Bürokraten und Philistern so oft bejammerte kritische Sinn der Jugend ist eine Äußerung dieses geistigen Naturtriebes; seine Unterdrückung eine Widernatürlichkeit, die irgendwo schlimme Folgen zeitigen muß.

Ob man die Jugend, so wie sie nun einmal von Natur ist, zu bejahen, d. h. ernst zu nehmen weiß, das ist die Grundfrage aller Erziehung. Ein jeder Schülerselbstmord scheint uns zuzurufen: Ihr habt es so lange nicht glauben wollen — jetzt müßt ihr mich ernst nehmen. Wie aber hätte man das tun sollen?

Es würde eine äußerliche und mechanische Auffassung dieser Forderung sein, wollte man ihr durch eine „Jugendemanzipation“ in dem Sinne entsprechen, daß man die Jugend in das öffentliche Leben sich mehr einmischen ließe und die Grenzen zwischen Jung- und Erwachsensein aufhobe. Im Gegenteil, es wird nötig sein, diese Grenzen schärfer zu betonen, und zwar zum Schutze der Jugend. Denn es ist eine psychologische Unmöglichkeit, daß inmitten der großen Masse der Erwachsenen mit ihren durchschnittlichen intellektuellen und moralischen Qualitäten die Jugend ihr Wesen frei entfalten könnte. Sie muß mehr als bisher isoliert werden, es muß ihr eine ihr eigentümliche Lebensführung zugestanden werden und eine Stätte bereitet werden, wo sie die Freiheit und Möglichkeit einer solchen besonderen jugendlichen Lebensführung genießt. Diese Stätte kann nur die Schule sein, der große Sammelplatz der gesamten Jugend. Es liegt in der Logik ihrer Idee, daß sie, die ganz und gar um der Jugend willen da ist, auch innerlich ganz und gar der Jugend angepaßt sein muß. Und es ist eine Selbstverständlichkeit, daß diejenige gesellschaftliche Institution, die der jungen Generation ihre geistige Bildung übermittelt, in organischem Zusammenhang mit dem Gesamtleben der Jugend stehen, von diesem bestimmt werden und es bestimmen muß. In solche lebendige Wechselwirkung mit der Jugend die Schule hineinzustellen, das muß der Sinn aller Schulreform sein.

Und damit ist der jugendlichen Betätigung unter eigener Verantwortlichkeit ein weites und natürliches Feld eröffnet. Nicht am öffentlichen Leben der Nation soll sie schon gestaltend mitarbeiten, wohl aber an der Gestaltung ihres eigenen Lebens. Den Schultypus, der von dieser Mitarbeit der Jugend an ihrer eigenen Lebensgestaltung ganz und gar durchdrungen ist, nenne ich „freie Schulgemeinde“. Seine erste Verwirklichung in Wickersdorf hat eine Zeitlang den Beweis erbracht, daß sie nicht nur nichts Unmögliches der Jugend zumutet, daß vielmehr

deren innerstes Bedürfnis erkannt worden ist. Und vorher hat ja schon der Wandervogel gezeigt, bis zu welchem Grade die Jugend imstande ist, aus eigenen Mitteln sich ihr Leben zu gestalten. Die soeben auf dem Ersten Freideutschen Jugendtage angenommene Resolution aber, dahingehend, daß die freideutsche Jugend gewillt sei, unter eigener Verantwortlichkeit nach dem eigenen Gewissen und in innerer Wahrfahigkeit an der Gestaltung ihres Lebens zu arbeiten, ist ein Zeichen dafür, daß diese Gesinnung jetzt in weitesten Kreisen unserer jungen Generation lebendig wird. Freilich wird eine endgültige Form dieser Gestaltung erst sozusagen aus einer Synthese von Schule und Wandervogel, von Kultur und Jugend hervorgehen¹.

Gegen den Schülerelbstmord als soziale Erscheinung gibt es kein Sonderrezept. Man muß die gesamten Lebensbedingungen der Jugend umgestalten, nicht bloß in der Richtung größerer Gesundheit und stärkerer Lebensfreudigkeit, sondern vor allem dadurch, daß man ihr die Möglichkeit zu einem sinnvoll-tätigen und dennoch jugendlichen Leben gibt. Dann wird sich von selbst ein Wille zum Leben, zu einem solchen Leben entwickeln.

Der erste Schritt zu dieser Neuorientierung der Erziehung muß sein, daß man die Jugend dazu bringt, offen zu sagen, was sie empfindet, wünscht und denkt. Wie weit ist man noch entfernt von der Anerkennung dieses ihres selbstverständlichen Menschenrechtes! Als in diesem Jahre (1913) der „Anfang“ begründet wurde, jene Zeitschrift der Jugend, die ganz von Jugendlichen geschrieben wird und rückhaltlos ihre Anschauungen und Ideale, aber auch ihre Klagen und ihre Kritik zum Ausdruck bringen will — wie wurde ihm in der Presse begegnet! Die Art und Weise, wie man über ihn herfiel, ist ein Dokument des gegenwärtigen Standes unserer jugendpsychologischen und pädagogischen Einsicht. Kaum einer begriff, wie wichtig ein solches Organ der Jugend schon unter dem Gesichtspunkt der psychischen Hygiene ist, indem es die Möglichkeit bietet, trübe und sonst verdrängte Affekte zu äußern und zu klären. Und wie wichtig ist für uns Erwachsene ein solches Organ, um den geistigen Zustand weiter Kreise unserer Jugend überhaupt erst

¹ Vgl. meine kleinen Schriften: „Der Gedankenkreis der Freien Schulgemeinde. Dem Wandervogel gewidmet,“ und: „Was ist Jugendkultur?“

wieder kennenzulernen! Unendlich wichtiger als alle Einrichtungen gemeinsamer Aussprache von Lehrern und Schülern, wie sie jetzt hier und da, und stets ohne letzte Kühnheit und Konsequenz, die öffentliche Schule versucht.

Ein ganz besonders dunkles Gebiet ist für uns jenes, das gerade zu vielen Schülerelbstmorden in nächster Beziehung steht: die jugendliche Erotik. Es gibt genug Erzieher — Eltern sowohl wie Lehrer — für die das sexuelle Triebleben der jungen Menschen einfach nicht existiert, und die sie in dieser Hinsicht ganz dem Zufall überlassen; deren ganze Sexualerziehung vielleicht in gelegentlicher Warnung vor der Onanie besteht; ohne daß sie ahnen, daß die Form dieser Warnung mitunter eine größere Verheerung anrichtet als die Onanie selbst. Viele seelische Depressionen von jungen Menschen wurzeln im sexuellen bösen Gewissen, in unerfüllter Sehnsucht und mit ihr verbundener krankhafter Phantastik oder auch in dem täglichen vergeblichen Kampf gegen den übermächtigen Trieb. S. Freud sagt einmal: „Auf das Leben verzichtet nur, wer auf Liebe verzichten muß.“ Dies tiefe und wahre Wort weist uns den Weg, auf dem wir verhüten können, daß mancher junge Mensch auf das Leben verzichtet; nämlich durch eine Reform der jugendlichen Erotik. Liebe und Freundschaft soll er sich nicht stehlen und erschleichen müssen. Es gilt das Verhältnis der Geschlechter wieder auf eine natürlichere Basis zu stellen, den Verkehr der Knaben und Jünglinge mit den Mädchen auf wahre Kameradschaft zu begründen (dies ist der eigentliche Sinn der „Koedukation“!) und ihn ohne Mißtrauen — Wandervogel und Freie Schulgemeinde beweisen, wie töricht es ist — sich freier, reicher und schöner ausgestalten zu lassen.

Man muß das Vertrauen haben, daß in einem in unserem Sinne neugeordneten Jugendleben sich keine seelischen Schlupfwinkel dunkeldumpfer Selbstvernichtungstriebe und kein Grund zu jenem letzten verzweifelten Entschluß mehr befinden würde. Wer als ein tätiges Glied in ein sinnvolles Gemeinschaftsleben eingeordnet ist, wird nicht in die Versuchung kommen, am Sinn und Wert seines Daseins zu zweifeln. Bis wir aber für unsere Gesamtjugend und unsere öffentliche Schule diese radikale Erneuerung erreicht haben, muß das Elternhaus

davor gewarnt werden, sich in der Beurteilung seiner Kinder einfach mit der Schule zu identifizieren. Die heutige Schule hat weder die Mittel noch den Beruf, sich über den Persönlichkeitswert eines ihr anvertrauten Schülers ein Urteil zu bilden. Sie ist lediglich eine Unterrichtsanstalt, ihre Zeugnisse geben Auskunft lediglich über den Zustand einiger Kenntnisse und Fertigkeiten des jungen Menschen. Das Elternhaus darf sich nicht dazu hergeben, den Versuch dieser Schule, sich zu einer das Leben im Innersten bestimmenden und wertenden Macht aufzubauschen, zu unterstützen. Es muß den Kindern das Gefühl lassen, daß das Leben doch noch schön und lebenswert sein kann, auch wenn man den Anforderungen der Schule einmal nicht gewachsen ist oder wohl gar ganz in ihr versagt.

SOLCHE ANSICHTEN KÖNNEN WIR NICHT DULDEN

In der Sitzung des Meininger Landtags vom 1. März 1910 sagte nach dem offiziellen, also von ihm selbst durchgesehenen Protokoll der Regierungsvertreter Oberschulrat Dr. Rittweger, welcher Gymnasialdirektor in Hildburghausen ist: „Wyneken gab mir auf Vorhalt zur Antwort, er habe diese Dichter (die der Befreiungskriege) wegen ihrer poetischen Minderwertigkeit nicht vorgenommen. Schiller hält er nicht für ein poetisches Genie. Solche Ansichten können wir nicht dulden. Schiller, Arndt und Körner sind für mich ethische und ästhetische Werte, die ich unserer Jugend erhalten sehen möchte. Darum vermag ich ein solches Urteil nicht zu billigen.“

Diese Äußerung enthält wieder einmal, gemäß der bekannten Eigenart der Meininger Oberschulbehörde, eine besonders anfechtbare Formulierung eines falschen und verwerflichen Prinzips; deshalb wird es sich lohnen, sie näher zu beleuchten. Um ihres *prinzipiellen* Interesses willen gehen wir auf sie ein und wollen versuchen, im Gegensatz zu ihr ein bisher vielleicht noch nicht genügend betontes, aber einer in neuzeitlichem und freiheitlichem Geiste arbeitenden Schule unentbehrliches Prinzip zu entwickeln.

Ehe wir aber diese Arbeit in Angriff nehmen können, muß zunächst das Tatsächliche festgestellt werden. In meiner Broschüre „Kabinett gegen Freie Schulgemeinde“ habe ich auf die zitierte Äußerung des Oberschulrats Rittweger nicht eingehen können, da bei ihrer Drucklegung das offizielle Landtagsprotokoll leider noch nicht vorlag. Aber ohne Protest dürfen darum diese geradezu gefährlichen Äußerungen nicht bleiben, zumal merkwürdigerweise dem Landtag im Drang der Geschäfte und in der Aufregung der Verhandlung entgangen zu sein scheint, wie sehr sie eine scharfe Protestkundgebung verdienen.

Jeder, der die Worte des Herrn Rittweger liest, muß glauben, ich habe neben Arndt und Körner auch Schiller der Jugend vorenthalten; welchen Sinn hätte es sonst, daß sich der Oberschulrat für seine Beibehaltung einsetzt? Tatsächlich ist nun in der Freien Schulgemeinde unter meiner Leitung von Schillers Werken ebensoviel gelesen worden

wie an irgendeiner höheren Schule; neben der regelmäßigen Lektüre von Tell, Wallenstein und Gedichten auch abwechselnd fast alle anderen Dramen; in oberen Klassen stets große Stücke aus seiner Prosa, z. B. Über Anmut und Würde, über naive und sentimentalische Dichtung, Briefe über die ästhetische Erziehung. Da dies dem Herrn Oberschulrat amtlich bekannt war, warum erweckt er den Schein, als wolle ich Schiller aus dem Unterricht entfernen? Nicht amtlich, sondern höchstens privatim (denn was ich über Schillers Begabung *denke*, ist kein Gegenstand amtlicher Untersuchung) kann ihm bekannt sein, ob ich Schiller für ein poetisches Genie halte. Wenn er aber nach Gründen sucht, um vor der Volksvertretung meine Verbannung von meiner Gründung und Wirkungsstätte zu rechtfertigen, so halte er sich an das, was die Behörde etwas angeht.

Es steht also durch jene Äußerung vor dem Landtag amtlich fest, daß zu den Gründen, aus denen die Behörde meine Entfernung aus Wickersdorf erzwungen hat, auch meine ästhetischen „Ansichten“ über Schiller gehören, welche sie „nicht dulden“ kann. Nachher erklärt der Regierungsvertreter, er könne sie nicht „billigen“, was ja kein Mensch von ihm verlangt; ein Unterschied von „nicht billigen“ und „nicht dulden“ ist für diesen Herrn offenbar einfach nicht vorhanden. Urteile, die er nicht billigt, duldet er eben nicht, d. h. er treibt ihren Inhaber aus seiner Arbeit, seiner geistigen und äußeren Heimat.

Es ist nötig, immer wieder festzustellen, mit welchen Mitteln und nach welchen Grundsätzen diese Behörde gearbeitet hat. Über die beleidigende und ganz ungehörige Art ihrer Mißbilligung eines ästhetischen Urteils vergleiche man meine Schrift „Kabinetts gegen Freie Schulgemeinde“ (S. 19f.). Der dort veröffentlichte Schriftwechsel hat natürlich schon viel Heiterkeit hervorgerufen. Aber vielleicht nicht nur Heiterkeit; jedenfalls wird er ein Dokument der in jener Behörde herrschenden Begriffsverwirrung und völligen Verkennung ihrer Aufgaben und Rechte bleiben.

Doch nun zu dem, was an der Sache von prinzipiellem Interesse ist. Was ist eigentlich der Grund jenes aus ärgerlicher Heiterkeit und wirklicher Entrüstung gemischten Gefühls, das den modernen Menschen

beim Anhören eines solchen Ausspruches ergreift, wie eben derjenige, mit welchem der Oberschulrat Rittweger sich kennzeichnete?

Es ist vielleicht vielerlei in diesen Worten der Heiterkeit wie der Entüstung wert, und man muß das Knäuel von Mißbegriffen zunächst ein wenig entwirren. Und da wollen wir zuerst einmal die ästhetische Seite der Sache heraussondern. Zweierlei kann der Herr Oberschulrat durchaus nicht vertragen; erstens, daß man den Dichtern der Befreiungskriege „geringen künstlerischen Wert“ (so lauteten meine Worte) nachsagt, und zweitens, daß man Schiller nicht für ein poetisches Genie hält. Offenbar ist ihm beides etwas ganz Neues. Es werden von meinen Lesern ja nicht gerade viele, außer etwa denen, die durch ihren Lehrerberuf dazu gezwungen sind, die Gedichte von Arndt und Körner noch im Kopf haben. Wohlgemerkt, die historische Wirkung und auch die ethische Tüchtigkeit dieser Männer, oder sagen wir, ihre patriotische Gesinnung, steht nicht in Frage, sondern der *ästhetische* Wert ihrer Dichtungen. Und ich glaube sagen zu dürfen, wenn ich diesen als gering bezeichnet habe, so ist das erstens ein mildes Urteil, und zweitens ein in literarisch wirklich gebildeten und fortgeschrittenen Kreisen sehr verbreitetes, ja, das überwiegende. (Schon jetzt könnte ich von mehreren sehr angesehenen deutschen Schriftstellern und Dichtern, die jedenfalls kompetenter sind als unser Schulrat, gleichlautende Urteile beibringen.) Was folgt daraus? Daß er sein Urteil revidieren muß? Keineswegs; wir gönnen ihm durchaus die Freiheit seiner ästhetischen Überzeugung und würden, wenn wir seine vorgesetzte Behörde wären, seine ästhetische Überzeugung mitsamt ihm in Hildburghausen „dulden“, und wenn er Körner für einen Dichter ersten Ranges hielte oder Karl May neben Homer stellte. Nein, daß er sein Urteil dem sachverständigeren Männer unterordne, verlangen wir keineswegs; aber so lange sachverständigere Männer so ganz anders urteilen als er, soll er dies andere Urteil wenigstens für moralisch möglich und nicht einfach für polizeiwidrig halten; so lange soll er sich also z. B. nicht herausnehmen, dieses von dem seinen abweichende Urteil in einem amtlichen Erlaß kurzerhand als „unreif“ zu bezeichnen; so lange soll er dies mein von dem seinen abweichende ästhetische Urteil „dulden“ (nicht „billigen“) und es nicht zum Grunde nehmen, mich als Erzieher

zu disqualifizieren. Beiläufig, womit hat es gerade der redliche Arndt verdient, zum Werkzeug ästhetischen Gewissenszwanges auserlesen zu werden, er, der von einer freiheitfeindlichen Bureaukratie so ganz Ähnliches erlitten hat wie ich?

Aber selbst wenn ich anstatt vieler keine einzige Autorität gegen ihn anführen könnte, sollte er mich „dulden“. In Beziehung auf meine Schätzung Schillers stehen mir ja sicherlich weniger davon zu Gebote; obgleich sie nicht etwa völlig fehlen. Also ich halte Schiller nicht für ein poetisches Genie, und solche Ansicht kann Herr Rittweger nicht dulden. Wohlgermerkt, solche *Ansicht!* Ob diese Ansicht auf den Schulbetrieb irgendeinen Einfluß gehabt hat, untersucht er gar nicht erst; es ist an sich nicht besonders wahrscheinlich, da ich persönlich seit Jahren Schillersche Dichtungen nicht im Unterricht zu behandeln hatte, von einigen philosophischen Gedichten abgesehen. Nein, die bloße *Ansicht* genügt, Herr Rittweger kann sie nun einmal absolut nicht dulden, und wenn sein Schuldiener sie hätte.

Eine Zwischenfrage an Herrn Rittweger: Wie macht man es eigentlich, wenn man eine Ansicht nicht dulden will? Ansichten ergeben sich nach meiner Meinung aus Gründen. Ist ein Gehirn einmal so beschaffen, daß bei ihm gewisse Gründe verfangen, so bildet sich in ihm mit einer Art von chemischer Notwendigkeit eine „Ansicht“. Dafür kann einer nichts. Und wenn man sie „nicht dulden“ will, so sehe ich nur zwei folgerichtige Mittel, diese Nichtduldung durchzuführen: das eine ist Vernichtung des betreffenden Gehirnes. Es wird Herrn Rittweger erinnerlich sein, daß eine frühere Zeit *diese* Konsequenz zu ziehen pflegte. Jener Kritiker meiner Broschüre, der neulich über das gegen mich angewandte Verfahren ausrief: „Das sind wahrhaft mittelalterliche Zustände, die hier gewaltet haben“ („Tat“, Nr. 4, S. 247) scheint Herrn Rittweger eine ähnliche Gesinnung zuzutrauen. Ich nicht; denn dazu würde eine Konsequenz gehören, wie sie nur auf Grund völliger Klarheit falscher Begriffe zustande kommt; und davon hat er nur die letzteren. Nein, nicht mittelalterliche Zustände haben hier gewaltet, sondern nur modern-meiningsche, und man hat mich nicht auf dem Marktplatz von Hildburghausen verbrannt, sondern aus meiner Arbeit und meinem Werk vertrieben. Der andere Weg aber, Ansichten, die

man „nicht dulden kann“, zu beseitigen, ist der: man widerlegt ihre Gründe. Doch das beiläufig.

Aber wir wollen einmal einen Schritt über die Herrn Rittweger bekannten Tatsachen hinausgehen, wollen einmal annehmen, meine Ansicht über Schiller habe auf den Unterricht in der Freien Schulgemeinde Einfluß ausgeübt; nicht in dem Sinne, wie schon gesagt, daß ich Schiller etwa aus dem Unterricht ausgeschaltet hätte, sondern daß ich im Unterricht meine kritische Stellung zu ihm hätte durchblicken lassen. Um zu verdeutlichen, zu welchen Konsequenzen die Rittwegersche Handhabung des staatlichen Aufsichtsrechts dann führen würde, will ich dem Leser einmal eine Frage vorlegen. Was glaubt er, wenn ich erklärt hätte, ich halte *Lessing* nicht für ein poetisches Genie, würde Herr Rittweger das auch so übelgenommen haben?

Selbstverständlich, denkt der harmlose Leser; denn was für ein prinzipieller Unterschied soll zwischen dem Dichter der *Minna von Barnhelm*, *Emilia Galotti* und des *Nathan* und dem der *Jungfrau von Orleans* und des *Wallenstein* bestehen? Und ich halte es für möglich, daß der Leser recht behalten und daß Herr Rittweger auch Lessings poetische Genialität behördlich schützen würde. Aber ganz sicher ist es nicht. Lessing hat nämlich an einer allen Schulmeistern bekannten Stelle selbst erklärt, *er sei kein poetisches Genie*. Darum ist es möglich, daß sich Herr Rittweger rechtzeitig hieran erinnern und den etwa schon aufsteigenden Oberschulratszorn unterdrücken würde. Denn wenn Lessing es selbst gesagt hat — was ist da zu machen?

Beiläufig: ein Glück, daß der Lessing es selbst gesagt hat; die Schulmeister hätten es sonst nie gemerkt und wissen heute noch meist ebensowenig, warum Lessing eigentlich keins sein soll (er hat doch richtiggehende Dramen mit Exposition, Peripetie, Katastrophe, Charakteren und poetischer Gerechtigkeit geschrieben!), als sie wissen, warum wiederum Schiller eins ist.

Auf Grund von Lessings Selbstbeurteilung erhebt sich nun vor Herrn Rittweger die ernste Frage, ob nicht mit den Mitteln staatlicher Gewalt dafür einzutreten ist, daß Lessing *kein* poetisches Genie sei. Es ist zwar hart; ein so angesehener, approbierter Klassiker! Indessen die Staatsraison und die philologische Konsequenz fordern es gleicher-

maßen. Also Inquisition, ob nicht irgendwo ein Oberlehrer Lessing für ein poetisches Genie hält.

Jetzt soll sich aber Herr Rittweger gleich wundern. Es werde ihm nämlich hiermit geoffenbart, daß ihn Lessings Urteil über sich selbst eigentlich gar nichts angeht. *Sein* Urteil über Lessing soll davon unabhängig sein! Ob er das versteht? oder ob er uns daraufhin für ganz verrückt hält?

Wenn nun eines Tages ein Brief von Schiller aufgefunden würde, in dem er auseinandersetzt, er sei eigentlich kein poetisches Genie, sondern etwa ein rhetorisches und theatralisches. Ich wage leider nicht zu hoffen, daß Herr Rittweger *dann* noch den Mut haben würde, diese Ansicht „nicht zu dulden“. Freilich weiß ich wohl, ein solcher Ausspruch Schillers wird nicht gefunden werden, Herr Rittweger braucht nicht zu zittern, Schiller hat sich wirklich für ein poetisches Genie gehalten. Aber hat er unter diesem Wort dasselbe verstanden wie wir? Und, das ist die Frage: Verstehe *ich* unter diesem Wort dasselbe wie Herr Rittweger? Weiß er, was ich darunter verstehe? Hat er sich bemüht, es in Erfahrung zu bringen? Weiß er also überhaupt, wie die Ansicht beschaffen ist, die er nicht dulden will? Er weiß es nicht, er hat keine Ahnung davon. Er weiß von ihr nur, daß es *meine* Ansicht ist, und daß er sie nicht dulden will. Das bloße *Wort* ist es, auf das der Oberschulrat Rittweger schwört. Man darf die quartanerhaftesten Begriffe vom Wesen poetischer Genialität haben und darf diese Begriffe getrost den Großen der Dichtkunst anhängen, wie ja ausgiebig genug in so manchem Unterricht der öffentlichen Schule geschieht; wohl niemand hat sie durchgemacht, ohne Beispiele erlebt zu haben und erzählen zu können. Aber unerlaubt ist es, die Anwendung des *Wortes* „poetisches Genie“ auf Schiller zu bestreiten, und mag man damit einen Begriff verbinden und Gründe dafür haben, welche man will, darauf kommt es gar nicht an, danach wird gar nicht gefragt.

Aber Herr Rittweger wird einen Schritt weitergehen müssen. Woher in aller Welt sollen die Unglücklichen, die als seine Untergebenen oder seiner Aufsicht Anbefohlenen auf seine „Duldung“ angewiesen sind, wissen, wem der Titel eines poetischen Genies zu- und wem abgesprochen werden muß? Wer gibt uns ein Kriterium? Ein sehr einfaches

scheint ja bei Herrn Rittweger im Hintergrund zu stehen: „Schiller, Arndt und Körner sind für *mich* ethische und ästhetische Werte, die *ich* unserer Jugend erhalten sehen möchte.“ Also weil *er* Arndt und Körner für ästhetisch wertvoll hält, muß die Freie Schulgemeinde sie der Jugend einprägen. Welche geheimnisvolle Beziehung besteht aber eigentlich zwischen dem mangelhaft ausgebildeten ästhetischen Urteilsvermögen irgendeines Gymnasialdirektors in Hildburghausen und den Zielen ästhetischer Erziehung jener neuen und durchdachten Kulturbewegung, die die Freie Schulgemeinde verkörpert? Weil *ich*, sagt er, Arndt und Körner für ästhetisch wertvoll halte, darum müssen sie im Unterricht traktiert werden; und damit ist für ihn die Frage offenbar erledigt. Was folgt daraus? Man kann unmöglich wissen, was jemand, der den Reimereien Arndts und Körners einen nicht geringen künstlerischen Wert zuspricht und der Schiller, Arndt und Körner in einem Atem als ästhetische Werte zu nennen fertigbringt, was für ästhetische Ansichten der sonst noch hat. Wir zogen schon schüchtern Karl May heran. Es gibt noch viele zweifelhafte Größen der Art. Was bleibt also schließlich Herrn Rittweger übrig, als das löblich begonnene Werk fortzusetzen und einen Kanon seiner poetischen Genies zu veröffentlichen! Auf daß nicht über kurz oder lang wieder jemand hereinfällt und nicht geduldet werden kann, weil er das Epitheton des poetischen Genies falsch angewandt hat. Also stelle Herr Rittweger, wenn er einmal ästhetische Dogmen in seiner amtlichen Eigenschaft als Vertreter der Schulaufsichtsbehörde praktisch zur Geltung bringt, doch bitte diesen Kanon und auch einen Index auf. Wer ist sonst seines Lebens noch sicher?

Besteht etwa in Herrn Rittwegers Machtbereich, in dem ihm direkt unterstellten Gebiet des *öffentlichen* höheren Schulwesens von Sachsen-Meiningen, ein solcher Rittwegerscher Kanon bereits, vielleicht ein ungeschriebener, und nur die Freie Schulgemeinde wußte nichts davon? Ist es dann nicht eine Pflicht der Gerechtigkeit, auch sie zu instruieren? Doch nein, im Ernst, Herr Rittweger, tun Sie's nicht. Es hat keinen Zweck. Es ist nämlich, offen gesagt, der Freien Schulgemeinde absolut gleichgültig, was der Herr Oberschulrat über die Zulässigkeit oder Unzulässigkeit dieser oder jener ästhetischen Wertung dekretieren. Ministe-

rialer Gewalt und Willkür ist sie ja wehrlos preisgegeben; ministeriale *Dogmen* aber läßt sie sich nicht aufzwingen, und die Gabe, über solchen Versuch bei sich zu lachen, wird ihr, soweit ich sie kenne, nicht abhanden kommen, solange aus der Freien Schulgemeinde nicht eine Servile Schulgemeinde geworden ist; und ehe das geschieht, eher wird noch umgekehrt in die Meininger Oberschulbehörde der Geist der Freiheit einziehen.

Die Freie Schulgemeinde ist unter anderem auch zu dem Zweck gegründet, daß die öffentliche Schule von ihr lerne. Und Herr Oberschulrat Rittweger täte gut, sich das immer ein wenig zu überlegen. „Ein paar Beispiele für die Unbelehrbarkeit Wynekens. *Ich hatte ihm erklärt*, daß der von ihm gebotene Unterrichtsstoff über das Klassenziel und das Auffassungsvermögen der Kinder hinausschieße, und verlangt, er solle in Zukunft die ausgearbeiteten Lehrpläne einsenden. Im nächsten Lehrplan war ‚Wallenstein‘ für Obertertia vorgesehen, die weitschichtige Dichtung, die Primanern noch große Schwierigkeiten bereitet.“ So Herr Rittweger in derselben Rede. Er mußte freilich den Schmerz erleben, daß ein Abgeordneter, ein angesehener Schulmann und Direktor einer Sachsen-Meininger Bürgerschule, ihm entgegnete, daß er in seiner Schule Wallenstein mit 13jährigen Knaben und Mädchen lese (unsere Obertertianer waren 14- bis 16jährig) „und die schönsten Erfahrungen damit mache“. Nun, hoffentlich ist diese Belehrung auf ein belehrbares Gemüt gefallen. Und auch das möchte ich noch hinzufügen: wenn Schillers Wallenstein einer Prima noch „große Schwierigkeiten“ macht, so hat man diese Prima vorher künstlich verblödet. Die mag dann freilich empfänglich sein für die Poesie der Befreiungsdichter. Einer geistig besser genährten Jugend darf man mit der Körnerfütterung nicht mehr kommen. Ich zitiere die angeführten Worte unseres Schulrats, erstens, um der Öffentlichkeit einmal einen Begriff davon zu geben, was für Intelligenzen man einer Reformbewegung großen Stils als Aufsichtsbehörde gibt, und zweitens, um den naiven Dünkel dieses Mannes zu charakterisieren, der offenbar allen Ernstes glaubt, weil Gott ihm ein Amt gegeben habe, habe er ihm auch einen außergewöhnlichen Verstand gegeben, und also weil er uns als Aufsichtsbehörde zugeteilt sei, müßten wir von ihm pädagogisch- und didaktisch lernen.

Es ist dasselbe naive Mißverständnis, in dem der Schutzmann sich gern als den Vorgesetzten des Publikums betrachtet. Denn das ist ja wohl ziemlich genau sein Verhältnis zu uns. Niemand soll uns in der Bereitwilligkeit, zu lernen, übertreffen, und besonders dankbar wollen wir für Belehrungen sein, wenn sie einmal von Behörden kommen. Aber die Expektoration seiner Machtsprüche, die zudem nichts sind als eine Wiederholung der gedruckten, uns nur allzu wohlbekanntem Bestimmungen des preußischen Lehrplanes, das nennt er belehren? Und sofern er nicht nur Regierungskommissar, sondern nebenbei auch noch Schulmann ist, dürfte er ruhig die gute Gelegenheit wahrnehmen und von uns ein wenig lernen, denn von den ernstesten und wichtigsten Fragen in Unterricht und Erziehung verstehen wir wirklich etwas mehr. Sonst hätten wir kein Wickersdorf gegründet und die Augen der Welt ebensowenig auf uns gezogen, wie das d. z. Gymnasium von Hildburghausen. Aber dieser Ausspruch offenbart eben die eigenartige Grundvoraussetzung unseres Oberschulrats. Kraft seiner amtlichen Eigenschaft glaubt er wie pädagogische Einsichten zu besitzen so auch ästhetische Dogmen aufstellen zu können.

Dieser ästhetische Dogmatismus hat in dem Verfahren gegen mich eine Hauptrolle gespielt, und hinter den Kulissen an höherer Stelle, wie man sagt, noch mehr als im Ministerium. Auch der Vorgesetzte des Herrn Rittweger, der Geh. Staatsrat Trinks, bringt (in derselben Landtagssitzung) derartiges gegen mich vor. Zitieren wir auch ihn wörtlich nach dem amtlichen Protokoll: „Redner (Trinks) verliest eine Anzahl von Stellen aus den Akten, aus denen nach Mitteilungen G.s (das ist der Denunziant; vernommen bin ich über diese Dinge bekanntlich nie, sie sind mir überhaupt nie mitgeteilt worden) hervorgeht, daß Wyneken von Goethe und Schiller nicht viel hält. (Spitteler sei größer als Goethe.) Beethoven — diesen im Vergleich mit Bruckner — Schubert und Schumann erklärt er für recht minderwertig“ usw. Zunächst wieder zum Tatsächlichen einiges. Was ist das für eine Redensart, ich „halte nicht viel“ von Goethe und Schiller. Ich habe über beide sehr bestimmte und spezialisierte Ansichten, die ein gewissenhafter Referent mit jenem Ausdruck nie abtun würde, ebensowenig wie meine Meinung über Schubert und Schumann (welche Zusammenstellung!)

mit der Behauptung, ich halte sie für „recht minderwertig“. Ich halte von beiden ganz verschiedenes. Aber wenn ich Spitteler für einen größeren Dichter als Goethe halte, ist damit denn schon gesagt, daß ich von Goethe nicht viel halte? Vielleicht würde Herr Trinks, wenn er Spitteler kennt, diesen auch für einen größeren Dichter als Goethe halten. Oder weiß er im voraus, daß das nicht der Fall sein wird? (Denn daß er Spitteler nicht gelesen hatte, darauf wette ich.) Und mit Beethoven und Bruckner ist's das gleiche. Hand aufs Herz, Herr Trinks und Herr Rittweger, wieviel haben Sie denn schon von Bruckners Musik gehört? Wären Sie imstande, über ihren Unterschied von der Musik Beethovens Rechenschaft zu geben? Aber nicht bloß behandeln diese Herren die Superiorität Spittelers und Bruckners als eo ipso ausgeschlossen, sondern sie machen einem Mann, der beide sicher besser kennt als sie (und Goethe und Beethoven vielleicht obendrein), und der — was gilt die Wette? — für seine ästhetischen Wertungen durchdachtere Gründe anzuführen weiß, als sie beide zusammengenommen: doch machen sie ihm geradezu ein Verbrechen aus seiner von der ihrigen (d. h. der konventionellen) abweichenden ästhetischen Wertung.

Wir kommen zum positiven Schluß. Und der heißt: *wir fordern Gewissensfreiheit*; Gewissensfreiheit, Freiheit der Forschung, Überzeugung und Lehre *auch auf ästhetischem Gebiete*. Nur um dieses heiligen Menschenrechtes willen, das einer neuen, edlen und freien Schule Lebensluft bedeutet, haben wir den Meininger Obskurantismus ans Licht gezogen.

Sollen wir, indem wir mit unseren Schülern uns in eine Dichtung, ein Kunstwerk vertiefen, dabei ängstlich nach den bürokratischen Pächtern schielen, wenn sich uns aus heiligem Ernst und ehrlicher Arbeit ein ästhetisches Urteil bildet? Sollen wir uns ästhetische Wertstempel im Meininger Ministerium abholen? Nein, nicht *der* Lehrer ist für seine Schüler eine Gefahr, der Spitteler für größer als Goethe und Bruckner für größer als Beethoven hält, und wäre er damit zehnmal im Irrtum, sondern der, der seine Schüler am eigenen Urteilen verhindert, der ihnen den Weg zum Urteilenkönnen nicht zeigt, der ihnen das *sicher* Mittelmäßige und kaum Mittelmäßige mit widerwärtigem Pathos anpreist und ihre Ansprüche, ihren Sinn für Größe nicht entwickelt, der

Lehrer, der nie an die Möglichkeit zu denken wagt, einmal frei zu werden, und erst recht nicht an die Pflicht, frei zu machen, der Sklave der Konvention, der Vermittler der Allerweltsmeinungen — er, der nicht urteilen lehrt, weil er nicht urteilen gelernt hat, er ist, wie die Erfahrung lehrt, der wahre Züchter der Unduldsamkeit; hilf- und ratlos, wenn die Urteile, die er sich eingepägt hat, nicht mehr gelten sollen, schützt er sie instinktiv mit aller Kraft des Selbsterhaltungstriebes, und sei es mit Gewalt. Ach, man muß nur erst eindringen in die kümmerliche Psychologie solcher ästhetischen Kapitolswächter!

Ich möchte einmal — besäße er Ohren für solche Fragen — an den Gymnasialdirektor Rittweger die einzige Frage stellen, ob jemals, solange er das Gymnasium von Hildburghausen leitet, dort die Musik *ernstlich* in der bildenden Arbeit der Schule überhaupt in Betracht gezogen, in die Reihe ihrer Bildungsmittel aufgenommen worden ist. Die Antwort weiß jeder im voraus. Aber diese Antwort allein und ihr Gegenstück in Wickersdorf sollte Herrn Rittweger vor unserer ästhetischen Erziehungsarbeit verstummen machen. Sie allein schon würde das völlig andere *Niveau* dieser Arbeit bei uns beweisen. Und diese Menschen, die mit solcher pädagogisch und kulturell unumgänglichen Arbeit überhaupt noch gar nicht angefangen haben und sich auch wohl kaum vorstellen können, was sie mit ihr anfangen sollten, wollen mit plumper Hand in unser edles Werk hineintappen und es nach den Kategorien ihres Schulmeisterverstandes zustutzen.

Davon wollen wir frei werden. Warum ist die Frage der *ästhetischen* Gewissensfreiheit bisher noch nicht brennend geworden? Vielleicht, weil von seiten derselben öffentlichen Meinung, die sich längst für die religiöse Gewissensfreiheit entschieden hat, auf die ästhetische noch ein starker Druck ausgeübt wird. Was auf dem Gebiet der Religion Dogma, Symbolum und kanonische Schriften, sind auf künstlerischem die sogenannten Klassiker und ihre herkömmliche Wertung. Diese Wertung immer erneuter *Prüfung* freizugeben, aus den „Klassikern“ keine Mauer wider jedes Weiterschaffen und Fortschreiten bauen zu lassen, das ist eine Forderung der Volkserziehung, also eine Aufgabe der *Schule*. Nicht als starre Größen soll schon der junge Mensch die klassischen Werke seines Volkes betrachten, sondern als Funktionen, Funk-

tionen der Kunst oder des menschlichen Geistes; und also als Entwicklungsstufen, über die hinauszuwachsen Recht und Pflicht ist. Das unterscheidet die gut europäische von einer (sogenannten) *chinesischen* Auffassung, wie sie jenen Teil der öffentlichen Meinung beherrscht, der immer irgendeinen Götzen haben muß. Wäre das öffentliche Urteil in dieser Hinsicht erst kühner und freier, so würde die bürokratische Ketzerverfolgung bald aufhören.

Es wäre einer eigenen Untersuchung wert, woher diese Enge der öffentlichen Meinung stammt. Neben der angeborenen Sklavenart und der bürgerlichen Bequemlichkeit, die an bestehenden Begriffen froh ist, weil diese der eigenen Denkarbeit überheben, ist es auch die große Unsicherheit des eigenen ästhetischen Urteils, die sich geltend macht. Und diese Unsicherheit ist ein Symptom mangelnder Ehrlichkeit. Man hat selbst kein echtes, eigenes Empfinden, man ist angewiesen auf Empfindungsautoritäten, denen nachzuempfinden man sich bemüht. (Wie wäre es sonst z. B. möglich, daß ein gebildeter, oder doch wenigstens akademisch gebildeter Mensch sich allen Ernstes für den poetischen Gehalt Körnerscher Verse begeistert, die von den wöchentlich erscheinenden und der Vergessenheit anheimfallenden poetischen Darbietungen heutiger mittelmäßiger Unterhaltungsblätter in der Regel noch übertroffen werden!) Dieser Mangel eigenen Empfindens und Urteils ist aber wieder eine Folge verkehrter Erziehung. Wer nie urteilen gelernt hat, kann nicht urteilen; wem nicht die Pflicht des Selbstdenkens anerzogen ist, der wagt sich nachher nicht an diese ungewohnte Tätigkeit und sieht sie nur mit Grauen von anderen ausgeübt. Ein Schulmeister oder -rat ohne eigenes ästhetisches Urteil, der dem Unterricht und der Jugend das Üben des eigenen Urteils verwehren will, gleicht jener bekannten Henne mit den Entenküchlein. Aber sollen die Jungen nicht schwimmen lernen, bloß weil es der Herr Schulrat nicht kann? Sie sollen ja mal keine Schulräte werden. (Oder doch, in Gottes Namen, auf daß endlich die Ratlosigkeit der Schule ein Ende nehme.)

„Schiller, Arndt und Körner sind für mich ethische und ästhetische Werte, die ich *der Jugend* erhalten sehen möchte.“ Der Jugend? Auch das klingt fatal. Man kennt diese Vorsichtspädagogik. Alles mögliche soll der Jugend „erhalten bleiben“, worauf das reifere Alter dankend

verzichtet. Nur daß dann der bessere und reifere Teil der Jugend ebenso verzichtet. Gerade dieser Begriff der Jugendlektüre entwertet die Poesie zu einem Mittel, ohne Anstoß über die gärende, sehnstüchtige, empfängliche Zeit der Entwicklung hinwegzukommen. Leider läßt sich nicht einfach dekretieren, daß auch der Jugend das gleiche Interesse „erhalten bleiben“ soll, das vielleicht in der Jugend vor fünfzig Jahren lebte. Ein ordentlicher und ehrlicher junger Mensch kann nicht gleichzeitig an Hölderlins edler Plastik, an Mörikes mythisch-visionären Gedichten und an der „Was blasen die Trompeten“-Poesie ästhetisches Gefallen haben. Wenn aber gewählt werden muß, so mag, ich zweifle nicht daran, mancher verknöcherte Schulrat zu Arndts und Körners Liedern greifen, unter dem Vorwand, für Hölderlin und Mörike seien die Buben noch nicht reif. Woher will ein solcher Mensch das wissen? Er kennt weder die jugendliche Seele noch die Seele der Poesie. Wäre die Jugend wirklich auf jene geringwertige Poesie angelegt, wer hielte es noch aus, Lehrer zu sein? Es ist aber gerade anders — dem Lehrer, der die Jugend so behandelt, welche Jugend hält es noch aus, ihm Schüler zu sein?

Und so haben wir stets die Aufgabe ästhetischer Erziehung ganz anders aufgefaßt, als sich's die Oberschulratsweisheit träumen ließ. Nicht vom Mittelmäßigen und Halbguten aufsteigend haben wir versucht, allmählich unsere Schüler in das Gute und Ewige einzuführen, sondern umgekehrt. Es gibt keinen Übergang vom Kitsch zur Kunst, es gibt nur Menschen, die die Grenze nicht sehen, weil sie beides nicht unterscheiden können. Wir aber wollen Menschen bilden, die unterscheiden können. Und darum ist das Ziel unserer ästhetischen Erziehung, ein Gefühl für wirkliche Kunst und einen *Maßstab* in ihnen sich bilden zu lassen.

Wie wir dies im Literaturunterricht durchführen, das soll hier nicht ausgeführt werden. Ob in diesem Unterricht Schiller oder Goethe, oder richtiger, dies und jenes Werk von ihnen in dieser und jener Beziehung so oder so hoch eingeschätzt wird, geht keine Behörde etwas an, ja geht uns selbst kaum etwas an. Hier kam es uns darauf an, für einen freien ernstesten und ehrlichen Literaturunterricht erst einmal die Bahn frei zu machen durch Aufstellung des *Grundsatzes der ästhetischen Ge-*

wissensfreiheit. Nur um dieses wichtigen und durch bürokratische Willkür schwer gefährdeten Besitztums bürgerlicher Freiheit willen, an dem die Schule aufs höchste interessiert ist und dass sie im Namen des ganzen Volkes und seiner Kultur verteidigt, haben wir uns mit dem Angriff des Meininger Oberschulrats auf dieses Gut befaßt. Er selbst möge von nun ab wieder, wir hoffen das gern, für unsere Leser in der Versenkung verschwinden, und je länger, desto besser. Bestehen aber bleibe aus diesen Auseinandersetzungen das Bewußtsein: Wir sind nicht zum Nachsprechen und Einprägen irgendwelcher von der Behörde oder auch der öffentlichen Meinung festgesetzten ästhetischen Werturteile, sondern nur dazu verpflichtet, auf Schritt und Tritt den Ernst der Kunst und die Verantwortlichkeit des Urteils hochzuhalten, d. h. die *unbedingte* Liebe zur Schönheit, den *unbedingten* Willen zur Wahrheit. Das ist auch der Kern und Leitstern meines gesamten literarisch-ästhetischen Unterrichts gewesen und wird es bleiben, wenn mir noch einmal vergönnt wird, die Arbeit, die ich liebe und verstehe, irgendwo wieder aufzunehmen. Das aber ist die Ansicht, die Herr Rittweger nicht dulden kann und an deren Duldung er sich doch wohl schließlich wird gewöhnen müssen. Denn sie bestreiten heißt nichts anderes, als die Grundlagen unserer ganzen Kultur leugnen und ihren Fortschritt prinzipiell unmöglich machen. Mögen Ansichten, die diese Wirkung haben, noch eine Weile vom Geheimratssessel aus die Welt lähmen: eines guten Tages werden *die Mächte geistigen Lebens* doch stärker werden, und dann werden sie entscheiden: Solche Ansichten können wir nicht dulden. Möchte uns noch beschieden sein, das zu erleben.

DER KRIEG UND DIE SCHULE

Der deutsche Reichskanzler sagte vor fünf Jahren im Reichstag: „Die Sorge darum, ob wir mit der höheren wissenschaftlichen Erziehung und Bildung unserer Jugend noch auf dem richtigen Wege sind, erfüllt weite Kreise unseres Volkes mit Besorgnis. Wir werden uns der Lösung dieses Erziehungsproblems auf die Dauer nicht entziehen können.“ Diese Worte, damals ziemlich unvermittelt vorgebracht, überraschten zwar und offenbarten, daß der höchste Beamte des Reiches in seinem einsamen Nachdenken doch wohl mehr Probleme sieht und sie tiefer erfaßt, als der normale Geschäftsgang und die Regierungspraxis ahnen lassen. Aber sie sind ohne Folge geblieben, sie haben nicht einmal eine lebhaftere Erörterung hervorgerufen, wir haben uns wieder weitere fünf Jahre „der Lösung dieses Erziehungsproblems entzogen“.

Die zuständigen amtlichen Stellen scheinen das Empfinden des Reichskanzlers und preußischen Ministerpräsidenten nicht geteilt zu haben. Gerade ein Jahr später meinte der Kultusminister im preußischen Landtag, die Debatte über das höhere Unterrichtswesen sei wie ein ruhiger Fluß durch eine freundliche Landschaft geflossen, habe neue Gesichtspunkte nicht hervorgebracht und könne das auch kaum tun, da alle in Betracht kommenden Gesichtspunkte in der Öffentlichkeit dauernd geltend gemacht würden.

Es ist nun bemerkenswert und erfreulich, daß dieser idyllischen Schulgesinnung der Krieg ein Ende gemacht zu haben scheint. Denn ebenderselbe Kultusminister schloß in diesem Jahre (am 3. März) im preußischen Abgeordnetenhaus die Diskussion über das Schulwesen mit den Worten: „Wenn der Friede wieder in unser Land eingezogen ist, dann werden wir auch im Schulbetrieb viel wieder aufbauen müssen, werden entstandene Schäden zu beseitigen, schmerzliche Lücken auszufüllen haben. Aber der große Krieg mit seinen Errungenschaften und Erfahrungen wird auch dann noch weiter und dauernd von Bedeutung für unser Unterrichtswesen bleiben. Er wird nicht nur ein Licht sein, an dem wir unsere Seelen erwärmen, sondern ein Licht, das auch zu leuchten haben wird in alle Ecken unserer Schule hinein und dort nicht mehr ausgelöscht werden darf.“

Möglicherweise ist dies Zugeständnis mehr hervorgegangen aus dem allgemeinen Gefühl, daß dieser Krieg in unserem staatlichen Leben eine Zäsur bedeutet, eine Generalpause, der ein neues Thema folgen wird, als aus bestimmten Ansichten und Vorsätzen. „Das von uns allen gewollte höchste Kriegsziel ist die Veredelung und Verinnerlichung unserer deutschen Kultur“, sagte in derselben Diskussion der Zentrumsabgeordnete; das mag auch wohl dem Minister vorgeschwebt haben. Es ist ein schönes Zeichen für den deutschen Volkscharakter, daß dies Gefühl tatsächlich so weit verbreitet ist — mögen die verschiedenen Richtungen sich auch die Veredelung und Verinnerlichung sehr verschieden denken —, denn die Verbindungslinie vom Krieg zur Kulturveredelung ist doch an sich nicht so leicht zu finden. Auch die Verbindungslinie von Krieg und Schule nicht. Und das ist das erste, was man sich nüchtern und kritisch-besonnen klarmachen muß.

Alle voreilig aus dem Kriege geschöpften Lobpreisungen unseres Erziehungswesens sind zunächst ganz von der Hand zu weisen, sie sind ein plumper Fehlschluß post ergo propter, und ihre Wunschdeterminiertheit liegt meist auf der Hand. Ob das, was die Jugend in diesem Krieg geleistet hat, irgendwie auf die Rechnung der Schulerziehung zu setzen ist, oder ob sie es nicht vielmehr ganz ohne Beziehung auf ihre Schulerziehung, ja, vielleicht nur trotz ihrer geleistet hat — das können wir zum mindesten jetzt noch nicht entscheiden. Um hierüber ein gewissenhaftes Urteil abgeben zu können, gilt es, die Frage in ihre vielen Teilfragen zu zerlegen und diese an der Hand eines jetzt noch gar nicht vorliegenden Tatsachenmaterials zu beantworten. Und auch dann bleibt es noch die zweite große Frage, ob eine anders geartete Schulerziehung nicht eine noch viel tüchtigere Jugend hervorbringen könnte; ob das Erreichte nicht eben bloß eine Begleiterscheinung *jeder* systematischen Disziplinierung, Arbeit usw. ist, aber gar nicht die spezifische Frucht unserer Erziehungsform.

Ich will mich also auf irgendwelche Schlußfolgerungen für unser Erziehungswesen aus den tatsächlichen Leistungen unserer Zöglinge im Krieg hier gar nicht einlassen, sondern nur versuchen, einige allgemeine Gesichtspunkte zu finden, unter denen die wahrscheinliche und

auch wünschenswerte Einwirkung des Krieges auf unser Erziehungswesen betrachtet werden kann.

Das Erste und Wichtigste, was der Krieg im Gefolge haben wird, ist eine veränderte Einschätzung der Jugend. Etwa 30 000 Schüler unserer höheren Schulen in Deutschland mögen freiwillig im Felde stehen. Hunderte von ihnen sind schon gefallen, viele haben sich das Eiserne Kreuz erworben oder werden zu Unteroffizieren und Offizieren ausgebildet. Es ist dieselbe Jugend, die soeben noch auf der Schulbank saß und durch die Schule im Leben des Volkes isoliert wurde und gar kein Gewicht hatte. Der Schüler der höheren Schule wird noch in einem Alter in völliger Unmündigkeit erhalten, als durchaus Unreifer behandelt, in dem der junge Kaufmann, Handwerker, Arbeiter sich nicht nur seinen Lebensunterhalt selbst verdient, sondern auch bereits mitten im staatsbürgerlichen Leben steht. Diese Unmündigkeit darf also als unzeitgemäß und bloßes künstliches Erzeugnis angesehen werden. Es ist ja selbstverständlich, daß der Schüler, der noch nicht im Erwerbsleben und im wirtschaftlichen Kampf steht, eine andere staatsbürgerliche Betätigung und Reife haben müßte als der Arbeiter; für ihn taugen keine Gewerkschaften. Aber es wäre doch ein bedenkliches Zeichen für die höhere Bildung, die er erhielt, wenn es in deren Wesen läge, daß sie ihn mit Notwendigkeit staatsbürgerlich unreif erhält.

Es ist ja nun auch ein offenes Geheimnis, daß die Reife der Schülerschaft von der Schule unterschätzt wird. Sie hält ihren Zögling in seinen geistigen Interessen wie in seinem gesellschaftlichen Rang auf einem Niveau fest, das der Schüler außerhalb der Schulmauern sofort mit einem höheren vertauscht. Es herrscht in der älteren Schülerschaft ein stiller und starker Auftrieb und eine meist latente, beständige Opposition gegen die Einschätzung und Behandlung, die ihr seitens der Schule widerfährt. Und dieser Auftrieb wird sich jetzt nicht mehr gut ignorieren lassen. Die Schülerschaft, die jetzt in Frankreich und Polen für ihr Vaterland blutet, besteht nicht aus dummen Jungen — sie dürfen nicht mehr als solche behandelt werden, sie dürfen es nicht bleiben; wir wollen keine dummen Jungen in Kampf und Not und Grauen für uns hinausschicken.

Man braucht nicht viele Gründe und Gegen Gründe für die Notwendig-

keit einer neuen Einschätzung der Jugend zu erwägen — das einfache natürliche Gefühl spricht laut genug. Ich bin sicher, Tausende im Lande haben jene Mitteilung, daß die jungen Regimenter unter Gesang die feindlichen Gräben stürmten, nicht ohne Tränen der Erschütterung lesen können; eine ganz neue *Liebe* zu dieser Jugend ist in Tausenden aufgewallt. Und dies Gefühl wird größere Tragkraft haben als allerlei reform-pädagogische Forderungen, für die sich die Öffentlichkeit immer nur sehr lau interessiert hat. Vor allem aber steht zu hoffen, daß an dieser neuen Liebe die Lehrer dieser Jugend teilhaben. Es mögen über 5000 Lehrer höherer Schulen im Felde stehen, und sie mögen dort ihre Schüler mit anderen Augen ansehen lernen als oft genug zu Hause: mit Achtung vor ihrer ungeahnten Leistungsfähigkeit und vor allem: als Kameraden.

Kameradschaftlichkeit muß das Losungswort der neuen Schule werden. In letzter Zeit hat die Schule jenen erwähnten geistigen und sozialen Auftrieb in der Schülerschaft hier und da anerkannt und zu lenken gesucht. Sie hat den Schülern ein gewisses Maß von eigener Regelung ihrer Angelegenheiten, sogenannte Schüler selbstverwaltung, eingeräumt. Fast stets war es nichts weiter als eine Benutzung des Tätigkeitsdranges der Schüler zur Entlastung der Lehrer, eine Eingliederung dieses Tätigkeitsdranges in den großen Schulmechanismus und damit eine Mechanisierung einer ursprünglich lebendigen Regung. Die Schüler, die so ein wenig ihre eigenen Angelegenheiten, jedoch nach einem vorgeschriebenen Schema zu regeln hatten, wurden dadurch gar nicht, oder nur scheinbar, sozial gehoben; in Wirklichkeit eher degradiert. Sozusagen in eine Kinderstube verbannt. Sie blieben unter sich und die Lehrer auch unter sich. Die grundlegende soziale Spaltung der Schule in Herrschende und Beherrschte, Stimmberechtigte und Bevormundete, Subjekte und Objekte wurde nicht überwunden, sondern noch vertieft. In dieser Richtung einer Einbeziehung der Schülerschaft in den bürokratischen Mechanismus und einer Unschädlichmachung ihres Selbstbehauptungsdranges durch Ablenkung auf Nichtigkeiten liegt das Heil der Schule nicht, sondern im Lebendigwerden der jetzt nur passiven Masse, in der Befreiung ihrer latenten Kräfte, so daß an die Stelle unserer bisherigen Pressung und Formung wirkliche Führung und

Bildung treten kann. Nun hat uns der Krieg wirklich latente Kräfte der Jugend offenbart. Diese Erkenntnis darf nach dem Kriege nicht so gleich vergessen werden. Die Kraft ist da — wir müssen wagen, sie anzuerkennen, frei zu machen und uns mit ihr zu verbünden.

So lange man indessen nur die tatsächlich vorhandene Unreife und geistige Unselbständigkeit der Schüler ins Auge faßt und ihr glaubt durch einen mechanischen Unterrichtsbetrieb, qualitative Mittelmäßigkeit des Gebotenen und rein äußere, absolutistische Disziplin entsprechen zu müssen, so lange wird man sicherlich nicht vorwärtskommen, sondern sich immer in jenem *circulus vitiosus* herumdrehen: Die Masse ist unfähig — also richten wir dementsprechend die Schule ein — und erhalten und machen sie dadurch unfähig. Einmal muß der Sprung gewagt, muß schöpferisch vorgegangen, muß auf Grund eines *Glaubens* an die Jugend ein Neues angebahnt, ihr mehr zugetraut werden: größere Freiheit und Selbstverantwortlichkeit, höheres, geistiges Bedürfnis, eigenes Nachdenken und Urteilen. Und wann sollte je wieder eine ähnliche Gelegenheit kommen, diesen Glauben an die Jugend an in ihr schlummernde Werte und Kräfte zu entdecken, den Schwung zu finden, der uns über die nicht zu leugnenden Unzulänglichkeiten der uns empirisch bekannten, eben auch unter unserer Erziehung verkümmerten Jugend hinweghilft als eben jetzt!

Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß ein Jahr vor Ausbruch des Krieges jene Auslese der deutschen Jugend, die sich die „freideutsche“ nannte, den Versuch machte, diese Kräfte des Auftriebes in sich zusammenzufassen, den Willen der Jugend, sich nach dem Gebot des eigenen Gewissens in Wahrhaftigkeit ihr Leben zu gestalten, und diese gesammelten Kräfte von vornherein in rein ethische Bahnen lenkte. Sie hat sich dadurch zur Führerschaft in der Jugend qualifiziert. Es gilt nun, diesem von unten her zum Lichte strebenden Willen von oben her entgegenzukommen, damit er nicht an der Schule vorbeiwachse, sondern vielmehr die Schule, die öffentliche Erziehung mit seinem Leben erfülle¹.

¹ Leider aber hat die freideutsche Jugendbewegung im Verlauf ihrer Entwicklung gerade in der Schülerschaft noch wenig Boden gewonnen; leider hat sie ihre nächste Aufgabe, sich der Schülerschaft und der Schule anzunehmen, noch wenig erkannt.

Die Form aber einer solchen Erziehung ist eben Kameradschaft. Ich sage absichtlich nicht Führerschaft. Es muß vielmehr gerade vermieden werden, daß sich jeder Lehrer als solcher schon als Führer der Jugend betrachtet, d. h. als einen, dessen geistiges Leben, Denken, Urteilen für die Jugend maßgebend und eine Quelle ihrer eigenen Geistigkeit werden soll. Vermutlich ist, wie überhaupt unter den Menschen so auch in unserer Lehrerschaft der Prozentsatz wirklicher Führer sehr gering; ist doch ihre Berufswahl meist unter einem ganz anderen Gesichtspunkt erfolgt, nämlich (vom ökonomischen abgesehen) wesentlich unter dem des wissenschaftlichen Interesses. Es ist noch der Zukunft vorbehalten, daß die wirklichen Führernaturen sich des Lehrerberufs annehmen; das wird erst geschehen, wenn eine Schule da ist, die sie dazu lockt und dieser Wahl einen Sinn verbürgt. Zunächst möge der Lehrer lernen, auf die Schule zu übertragen, was er hoffentlich im Schützengraben gelernt hat: Kameradschaft mit seinen Schülern. Sie *beide* sind berufen, *gemeinsam* die neuen Wege der Schulerziehung zu finden.

Man wende nicht ein, das seien vage Forderungen ohne positiven Inhalt, von rein gefühlsmäßiger Einstellung. Diese gefühlsmäßige Einstellung ist das Wichtigste. Was bisher die Schule innerlich tot machte, war das Fehlen dieses Gefühls der Zusammengehörigkeit. Gefühlsmäßige unüberwindliche Hemmungen verhinderten den Lehrer, im Schüler seinesgleichen, den jungen Kameraden und Freund zu sehen; Gefühlshemmung, entsprungen aus Tradition, Wissensüberschätzung, Dünkel, Vorurteil, aber auch aus realistischer Beurteilung der tatsächlich gegebenen Jugend, lähmten Eros und Enthusiasmus in der Schule. Man sah nur eine Schülerschaft vor sich, aber keine Jugend. Wenn der Krieg wirklich eine höhere, innigere Liebe zur Jugend hervorgerufen hat, so hat er für die öffentliche Schulerziehung mehr geleistet, als irgendeine Schulreform kann: er hat uns etwas gegeben, was sich nicht erzwingen läßt, was sich zuzulegen in keines Menschen Gewalt steht. Ob er es uns gegeben hat? Es wird sich zeigen; sollte aber diese Wirkung nachher nicht spürbar sein, so würde ich jede Hoffnung auf die gegenwärtig die öffentliche Erziehung verwaltende Generation im ganzen aufgeben.

Die zweite unmittelbare und jenseits alles Technischen liegende Forderung, die aus dem Krieg für unsere Erziehung abzuleiten ist, scheint mir die einer intellektuellen und praktischen Eingliederung unserer Jugend ins staatliche und gesellschaftliche Leben zu sein, also sogenannter (doch nicht sogemeinter) staatsbürgerlicher Erziehung. Was ich darunter verstehe, kann ich vielleicht am schnellsten durch die Negation des Gegenteils verständlich machen; ich verstehe darunter radikale Abwehr von allem Historizismus; und also kraftvolle Hinwendung zur Gegenwart und Wirklichkeit. Man wird mir hoffentlich nicht entgegenhalten, daß doch aus der Geschichte erst die Bedingungen unseres gegenwärtigen Lebens deutlich würden. Selbst das ist nur sehr beschränkt richtig; vom Westfälischen Frieden oder vom Wiener Kongreß reichen in unser heutiges staatliches Leben nur noch sehr geringe wissenswerte Wirkungen hinein; und die Momente, die seitdem hinzugekommen sind, wie das Aufkommen der Industrie, die Arbeiterbewegung, der Welthandel usw. sind unendlich einflußreicher in der Gestaltung der Gegenwart, als jene historischen Daten. Das heutige Leben wurzelt wesentlich in der Gegenwart, es hat unendlich viel neue Anfänge gesetzt und setzt täglich solche. Schon die Einstellung Bismarcks ist für uns völlig veraltet. Doch ist das alles gar nicht das Wesentliche; das Wesentliche ist, worauf der Ton liegt, wohin der Blick gerichtet wird. Und mir scheint, es würde der Gipfel aller Unnatur sein, wenn die Schule eine Jugend, die diese Jahre mit erlebt hat, wieder nach wie vor, als sei nichts geschehen, für Cicero und Horaz und die punischen Kriege interessieren wollte und es ihr selber und Zufallseinflüssen überließe, ob sie sich in dem Stück Weltgeschichte, das sie selbst erlebt, zurechtfindet.

Berthold Otto hat die Erfahrung gemacht, daß sich junge Leute, ja selbst Kinder, für nichts so brennend interessieren wie für die politischen Ereignisse der Gegenwart; und bekanntlich gibt er in seinem „Hauslehrer“ allwöchentlich Musterbeispiele, wie diese Dinge mit der Jugend zu behandeln sind. Man kann sich aber recht wohl auch einen nicht von Fall zu Fall in Erscheinung tretenden, sondern nach Art des Schulunterrichts stufenweise aufgebauten Unterricht in Gegenwartskunde denken. Er müßte in absoluter Objektivität den Schülern die

Elemente der sozialen Wirklichkeit im weitesten Sinne erschließen: unser staatliches wirtschaftliches, kulturelles Leben und seine Fragen.

Man wird mir als Hauptbedenken entgegenhalten, daß die dem Wesen und der Würde der Schule allein entsprechende wissenschaftliche Objektivität in diesen Dingen menschlich kaum erreichbar sei und daß also die Schule Gefahr laufe, zum Tummelplatz politischer Agitation zu werden. Gewiß, je besser eine Sache ist, um so mehr Gefahren sind mit ihr verbunden, das ist nun einmal so. Aber man wird vielleicht nie einen Augenblick finden, in dem diese Gefahren so abgeschwächt sind wie gerade gegenwärtig, wo der erbitterteste Gegensatz im Volksleben, der zwischen der organisierten Arbeiterschaft und den übrigen zwei Dritteln des Volkes, mit gutem Willen von beiden Seiten, auf ein normales Maß zurückgeführt werden kann und damit eine Quelle politischer Ängstlichkeit und Unterdrückung verstopft wird. Im übrigen halte ich es nicht für so bedenklich, wie es aussieht, wenn Lehrer ihre private politische Überzeugung wissentlich oder unwissentlich im Unterricht begünstigen. Sie werden damit ja immer Erörterung und Opposition hervorrufen, vorausgesetzt, daß nur die erste grundlegende Forderung erfüllt ist, die der Kameradschaftlichkeit. Auch hier muß es sich ganz ausgesprochenmaßen um ein gemeinsames Suchen, ein gemeinsames Verstehenwollen handeln; und die Unzulänglichkeit der politischen, volkswirtschaftlichen und soziologischen Bildung unserer meisten Lehrer sollte es ihnen eigentlich erleichtern, diesen Standpunkt einzunehmen.

Ich möchte aber mit dieser Gegenwartskunde nicht nur ein neues Unterrichtsfach einführen, sondern vor allem eine neue Einstellung der Schulerziehung überhaupt vorbereiten. Denn ich denke mir dies Unterrichtsfach als ein ganz zentrales, die staatsbürgerliche oder besser soziologische Bildung als ein gutes Drittel der Schulbildung überhaupt, nämlich neben der mathematisch-naturwissenschaftlichen und der philosophisch-künstlerischen. Ich denke mir also nicht an sie den Geschichtsunterricht angehängt, sondern umgekehrt, den Geschichtsunterricht von vornherein als ihr untergeordnet. Und auf die Frage, woher die Zeit für dies neue Unterrichtsfach zu nehmen sei, antworte ich — obgleich ich mich hier auf schultechnische Fragen nicht ein-

lassen will — vom Sprachunterricht. Es scheint mir in der Konsequenz dieses Krieges Deutschlands gegen die halbe Welt zu liegen, daß wir uns endlich auf das für unser eigenes Volksleben Wesentliche besinnen, den altphilologischen Luxus wirklich Notwendigem opfern und vom Aberglauben des Humanismus uns bekehren zum Glauben an uns selbst¹.

Ob altsprachlicher Unterricht oder nicht, ist ja vielleicht eine Zweckmäßigsfrage; die Hauptsache ist das Positive: die Jugend in unserer Zeit, in unserer werdenden Kultur heimisch zu machen. Aber immerhin gibt es einen Maßstab für den in unserer Schulerziehung liegenden Willen zu dieser Aufgabe, wenn ein großer Teil unserer höheren Schulen, und gerade der, der sich für den mehr kulturell orientierten Flügel hält, noch etwa ein Drittel seiner Arbeit einer (obendrein mangelhaften) Kenntnis zweier toten Sprachen widmet. Das scheint mir doch ein untrügliches Zeichen, ein unwiderleglicher Beweis dafür zu sein, daß die Schule den Ruf unserer Zeit noch nicht vernommen hat. Einfach unter dem Gesichtspunkt der Zeitökonomie ist, wenn man überhaupt einen Anspruch unserer eigenen Zeit an unsere Jugend bejaht, eine solche Arbeitsverteilung unmöglich; sie zeugt von einer geradezu chinesischen „Stetigkeit im Kulturwandel“ in unserem höheren Erziehungswesen.

Wenn ich also die Hoffnung ausspreche, daß dieser Krieg das Lateinische und Griechische aus unseren Schulen hinwegfegen möge, so geschieht das nicht aus sogenannten nationalen Gründen, sondern rein aus kulturellen. Daß neuere Sprachen (doch in einer rein aufs Praktische gerichteten Lernart) dem Lehrplan erhalten bleiben, halte ich für wahrscheinlich. Die alten aber müssen fallen, nicht weil die durch den Krieg hervorgerufene Erhöhung unseres nationalen Selbstbewußtseins es uns verböte, über die Grenzen unserer Nation hinweg einen Blick auf andere Kulturen zu werfen — das wäre kein Selbstbewußtsein, sondern dessen Gegenteil —, sondern weil der Blick fortan nach vorwärts gerichtet sein muß; weil wir uns reif, berufen und verpflichtet fühlen, an unsere eigene Kultur Hand anzulegen. Um irgendein Beispiel herauszugreifen: unserer Schule fehlt jede ernsthafte künstle-

¹ Vgl. Wyneken, Wider den altsprachlichen Schulunterricht (Eugen Diederichs Verlag in Jena).

rische Erziehung. In unserer Zeit aber scheint ein gewaltiges, nur großen Stilepochen (Gotik, Barock) vergleichbares künstlerisches Wollen zum Licht zu drängen. Es ist Aufgabe der Schule, die Jugend in dies Wollen einzuführen, einzutauchen. Das ist tausendmal wichtiger und bildender (bildender, weil es nicht an die bloße Rezeptivität, sondern an die Aktivität, den eigenen Willen, die eigene Gestaltungskraft sich wendet), als aller Unterricht im Lateinischen und Griechischen, selbst wenn die von dessen Vorkämpfern vorgebrachten Fiktionen von formalen Bildungswerten zu Recht beständen. In diesem Krieg, und gerade in der Bedrängnis, in die er uns gebracht und in der er uns zum Zusammenraffen aller nationalen Kräfte gezwungen hat, erhebt *unsere* Zeit ihre eherne Stimme, und wenn die Schule sie noch nicht hört, so ist sie taub, und wenn sie unsere Zeit mit ein paar geizigen Konzessionen abspesen will, so ist sie senil, und es ist ihr überhaupt nicht mehr zu helfen.

Ich möchte mich, wie gesagt, an dieser Stelle auf das Technische nicht einlassen und nur die geistigen Richtlinien der notwendigen Entwicklung zeigen. Doch sei eine Frage noch gestreift. Man hat (besonders Kerschensteiner und Förster) betont, daß eine bloße staatsbürgerliche Unterweisung noch keine staatsbürgerliche Erziehung sei; man müsse vielmehr der Jugend zur staatsbürgerlichen *Betätigung* Gelegenheit geben, indem man ihr in möglichst großem Umfang die Regelung ihres eigenen Gemeinschaftslebens überträgt. Was ich von den auf diesem Gebiet vorliegenden Versuchen grundsätzlich halte, habe ich schon gesagt. Ich füge hinzu, daß das, was die Jugend ihren wirklichen Bedürfnissen gemäß in ihren eigenen Organisationen selbst geleistet hat (besonders in dem bewundernswerten, nunmehr aber auch von der Einmischung mehr oder minder wohlwollender Schulmänner, die ernten wollen, wo sie nicht gesät haben, innerlich schwer bedrohten „Wandervogel“) weitaus alles übertrifft, was im Rahmen und auf Veranlassung der Schule eingerichtet wurde. Vor allem aber hüte man sich, die Schüler in der Schule Staat und Politik *spielen* zu lassen. Was innerhalb der Schule vor sich geht, muß aus der Schule mit Notwendigkeit hervorgehen, sonst wird es immer an innerer Unechtheit krank. Jetzt dürfen keine künstlichen unwahren Gebilde geschaffen werden,

Man wage sich nicht weiter, als Bedürfnis, eigene pädagogische Phantasie und Fähigkeit und geistige Lebendigkeit und Initiative der Schülerschaft reichen.

Mit ganz besonderer pädagogischer Gewissenhaftigkeit wollen die militärischen Jugendübungen behandelt sein, falls deren Fortdauer über den Krieg hinaus angenommen werden kann¹. An sich ist gegen sie nichts einzuwenden. Warum sollen die jungen Leute in einer Zeit, wo sie jeden Tag wieder zu den Waffen gerufen werden können, nicht bis zu einem gewissen Grade dazu vorgebildet werden, marschieren, Gelände benutzen, Gräben aufwerfen lernen usw. Das schadet niemandem und kann physisch und moralisch sogar wertvoll sein; aber man Sorge dafür, daß es das auch ist. Zweierlei scheint mir das Wichtigste. Erstens, daß diese Übungen nicht einfach ein *verfrühter Militärdienst* sind, sondern ihren eigenen Charakter behalten. Um ein Beispiel anzuführen: warum müssen, wie ich es oft beobachtet habe, bei diesen Übungen die meist so trivialen heutigen Soldatenlieder gesungen werden, wo doch, besonders durch die Arbeit des Wandervogels, eine Fülle alter schöner Volks- und auch Soldatenlieder zur Verfügung steht? Auch habe ich bemerkt, daß sich ein gewisses Imitieren des sogenannten Unteroffiziertones in der Jugend selbst breitmacht; eine Folge mangelnder eigener Jugendkultur, eigenen Verkehrsstils der Jugend; dies wieder teilweise eine Folge davon, daß ihre Lehrer sie als dumme Jungen und nicht als junge Gentlemen behandeln; so werden sie dumme Jungen. Aber die Jugend soll ihren eigenen Stil behalten oder finden; und dadurch wesentlich dazu beitragen, daß (wie es ja auch seit hundert Jahren ohnedies langsam geschieht) der Stil des Befehlens und Gehorchens im Heer sich verbessert. Überhaupt ist es ein Hauptstück der Erziehung, der Jugend gute staatsbürgerliche Manieren zum Lebensbedürfnis und zur Gewohnheit zu machen. Das Zweite ist: die militärische Jugenderziehung darf mit *keinerlei* Gesinnungsdrill, ja nicht einmal mit *irgendeiner* Gesinnungsbetätigung verbunden werden; sie gehöre zur Schulerziehung, nicht zum Heeresdienst;

¹ Inzwischen nehmen die Dinge einen Verlauf, der uns die Notwendigkeit einer militärischen Vorbereitung der Jugend wohl erspart. Ich habe einmal in der „Internationalen Rundschau“ (II, 4) den Vorschlag gemacht, daß beim Friedensschluß alle Völker sich verpflichten sollen, keine Jugendwehrrübungen zuzulassen.

und so wenig man aus dem Geschichtsunterricht heraus vor ein königliches Schloß zieht, um Huldigungen darzubringen, so wenig dürfen die Jugendwehrlübungen mit ähnlichen Betätigungen verbunden werden. Denn die Gesinnung muß frei bleiben, die Begeisterung darf nicht gedrillt und nicht kommandiert werden, das erfordert das Wesen der Schule.

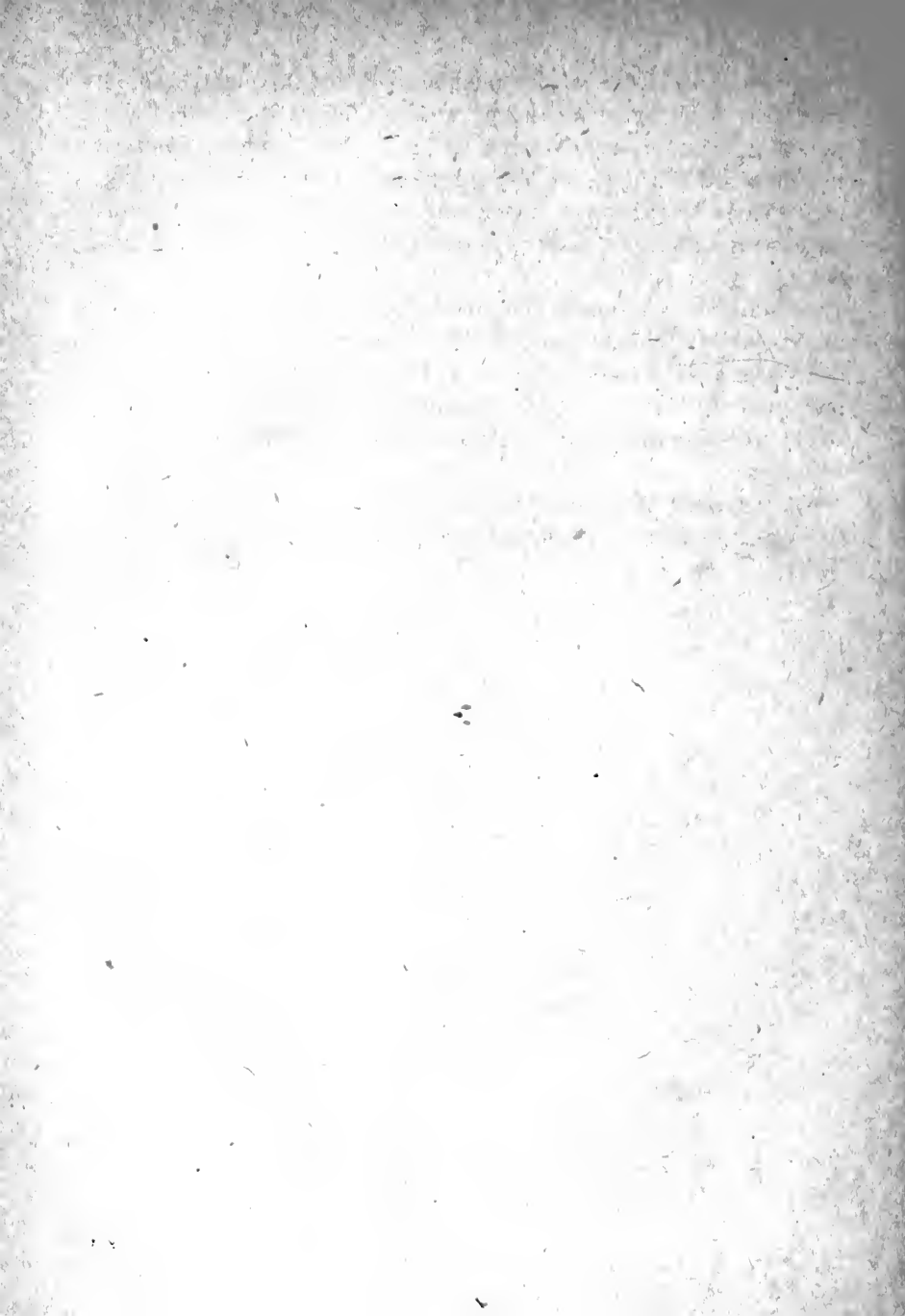
Und das führt uns zum Letzten, was als Wirkung dieses Krieges zu erhoffen ist: größere geistige Freiheit der Schule, Abschwächung des bürokratischen Mißtrauens gegen jede neue Geistesregung. Auch hier möchte ich wieder mehr aus positiven Gründen folgern, als aus dem bloß negativen, daß die Haltung der am mißtraulichsten angesehenen Partei dies Mißtrauen durchaus als unnötig erwiesen hat. Wichtiger scheint mir das neu erwachende oder gestärkte Gefühl von unseres Volkes unerschöpflichen Kräften, unendlichen Möglichkeiten zu sein. Es *muß* doch einmal — und wann, wenn nicht jetzt? — das Bewußtsein durchdringen, daß ein Volk, das im Lauf der Jahrhunderte geschaffen hat, was die Welt dem unseren verdankt, nicht einfach von irgendeiner beamteten Zentralinstanz mit Unterinstanzen in seiner Schöpferkraft reguliert werden kann. Wenn die behördlich maßgebenden Instanzen das deutsche Geistesleben wirklich nach ihrer Weise mit Verfügungen und Verboten hätten ganz und gar meistern können, ist es zuviel gesagt, wenn man annimmt, daß dann die gute Hälfte dessen, was uns heute unseres Volkes wertvollster Besitz dünkt, nicht existieren würde? Den Geist dämpft nicht! Schöpferischer Geist aber tut am allermeisten unserem Schulwesen not. Es ist doch eine wunderliche Annahme, daß jetzt auf einmal das Heil der Schule von den Behörden und beamteten Schulmännern kommen soll. Waren Comenius, Rousseau, Pestalozzi, Fichte, Herbart, Nietzsche Schulräte?

Hier gilt es, völlig umzulernen, ja eine der heute herrschenden genau entgegengesetzte Gesinnung einzuschalten. Heute Unbehagen, überlegene Abweisung, höchstens halbe und widerwillige Konzessionen, wo neue Gedanken in unser Erziehungswesen eindringen wollen. Statt dessen gilt es Umschau nach solchen neuen Gedanken zu halten, geradezu auf der Lauer zu liegen nach Erscheinungen schöpferischer Kraft. Wenn die Ergriffenheit von unseres Volkes Seelengröße und

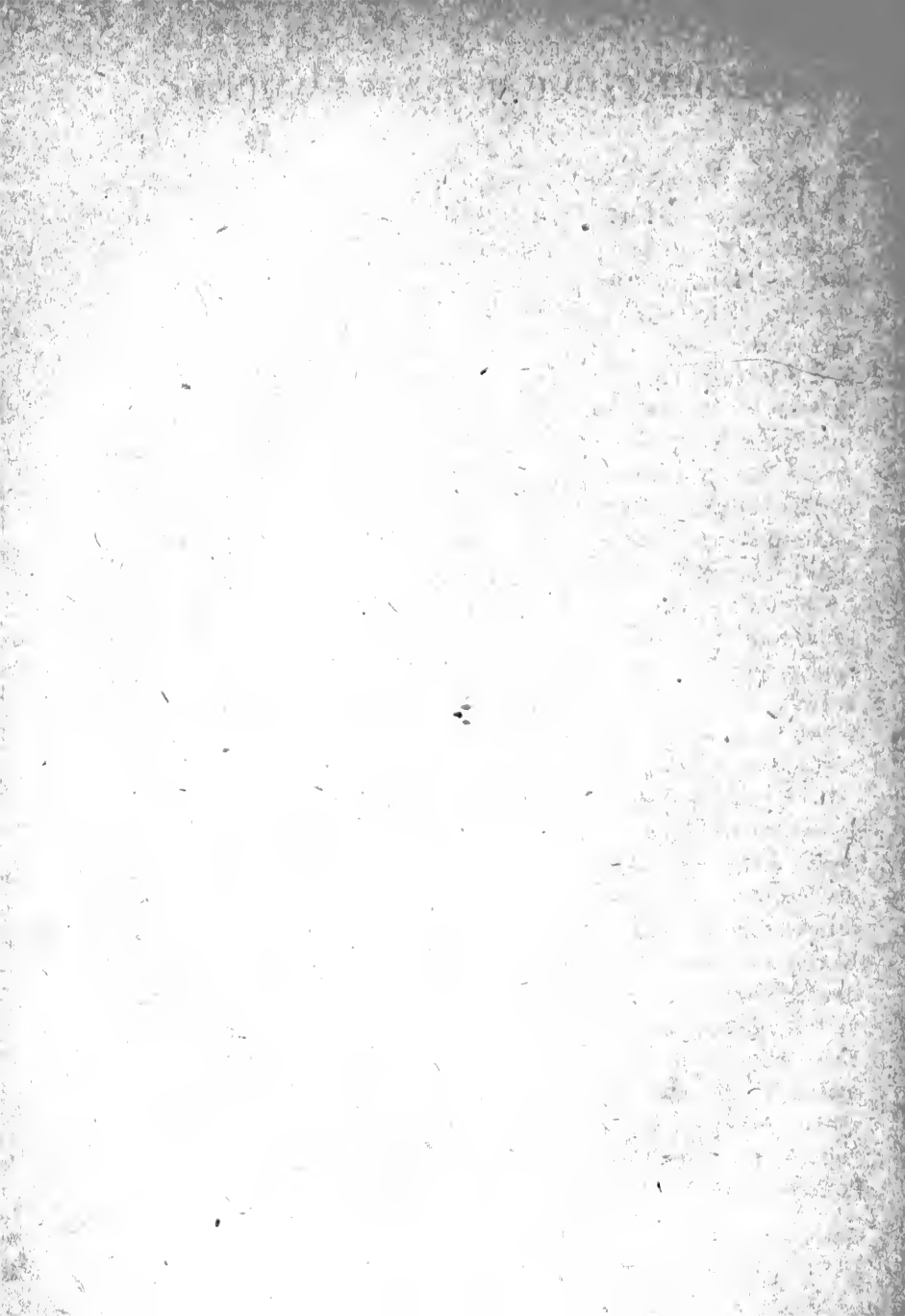
Kraft, von der heute die Feuilletons widerhallen, nicht bloß Gebärde ist, wenn dieser Krieg uns wirklich aufrüttelt zu stolzer Bejahung unseres eigenen Wesens, Wollens und Könnens, dann ist jede Ängstlichkeit dort, wo aus unbekannter Tiefe unseres Nationalgeistes eine neue Schau und ein begeistertes Wollen auftauchen, Verrat an unseres Volkes sich selbst von innen heraus aufbauendem Leibesleben.

Die stärksten Wirkungen sind meist die mittelbaren; die, die nicht direkt einzelne Einrichtungen der Menschen, sondern den einrichtenden Willen selbst in seiner Tiefe erschüttern. Daß solche tiefe Willenserschütterung bei uns gegenwärtig stattfindet, ahnen wir; aber nur wenig vermögen wir bis jetzt für das neue Wollen Form und Ausdruck zu finden.

Wie es sich auf dem Gebiet unserer Schulerziehung darstellen könnte, das auszusprechen, vorläufig und nur im Umriß, war der Zweck dieser Zeilen.



II. ZUR JUGENDBEWEGUNG



DIE DEUTSCHE JUGENDBEWEGUNG

I

Mit der Tatsache, daß durch die deutsche Schuljugend eine neue, spontane *Bewegung* geht, wird man sich nunmehr abfinden müssen. Oder vielmehr nicht nur sich abfinden, sondern man wird versuchen müssen, aus dieser Tatsache etwas zu machen. Bewegung zu schaffen, steht nicht in des Menschen Macht; wohl aber kann er, wo Bewegung vorhanden ist, sie zu lenken versuchen. Und darin bewähren sich Selbstvertrauen und Kraft, daß man die Bewegung liebt. Und lieber noch eine stürmische und gefährliche Bewegung will, als eine tote Ruhe. Ein jeder sollte die Bewegung als solche, die jetzt durch unsere Jugend geht, bejahen. Die ewig wiederkehrende billige Weisheit der Bureaukratie: verbieten, unterdrücken und im Keime ersticken, sollte wenigstens im Publikum nie mehr Widerhall finden. Sie ist ja stets ein Eingeständnis eigener Impotenz.

Stürmisch und gefährlich ist nun vorläufig die neue Jugendbewegung keineswegs. Stürmisch und gefährlich sein hat man uns in Deutschland doch einigermaßen abgewöhnt, sogar schon der Jugend. Man braucht sie nicht vor Überschwang und Überhitzung zu warnen, sie selbst hat in ihrer Seele schon viel zuviel Drüsen, die ihren kritischen Saft auf ihre Begeisterung träufeln.

Das Schlagwort der neuen Jugendbewegung heißt: *Jugendkultur*. Es ist oft so mißverstanden worden, als wolle die Jugend aus sich heraus und in ihrem Kreise eine „Kultur“ schaffen, die sie an die Stelle der herrschenden Kultur der Erwachsenen setzen wolle, etwa so, wie futuristische Kunstrichtungen mit aller gewordenen und bestehenden Kunst aufräumen wollen und nur ihre eigene gelten lassen. Hier aber handelt es sich um etwas ganz anderes. Die Forderung einer Jugendkultur bedeutet, daß an die Stelle der gegenwärtigen Lebensführung der Jugend, die aus ihr allzusehr nur ein Anhängsel der Erwachsenen macht, sie in jugendfremde Lebensgewohnheiten der Alten hineinzwängt und sie in Verhältnisse hineindrängt, in denen sie zur Betätigung des ihr eigenen, spezifisch jugendlichen Lebensgefühls keine Möglichkeit findet —, daß an die Stelle dieses Zustandes für die Jugend

Lebensformen gefunden werden, die einerseits ihrem besonderen Wesen und ihren Bedürfnissen entsprechen, andererseits auch wirklich den Namen „Kultur“ verdienen. Vom ersten ist man ausgegangen, zum zweiten wurde man dann weitergeführt, und das schon von Anfang an. Dieser Anfang der Bewegung wird bezeichnet durch die Entstehung des „Wandervogels“.

Das ist nun bald anderthalb Jahrzehnte her. Von jeher hat der Druck der Schule, aber auch die Philistosität manches Familienlebens in der Jugend als Reaktion einen stürmischen Freiheitsdrang, ein romantisches Sichhinaussehen in die Ferne und nach großem, schönem Lebensinhalt hervorgerufen. Aber diese Opposition blieb immer individuell und daher immer negativ und wurde nie schöpferisch. Die Tat des Wandervogels ist es, sie aus dem Individuellen ins Soziale erhoben, sie der Jugend als ein ihr gemeinsames Gefühl zum Bewußtsein gebracht und dann aus diesem gemeinsamen Gefühl heraus ein neues Leben neben der Schule gestaltet zu haben. Die treibenden Kräfte dieser Bewegung kann man nirgends besser verstehen lernen, als aus dem schönen Buche Hans Blüchers: „Wandervogel, Geschichte einer Jugendbewegung“ (zwei Bände, Berlin-Tempelhof, B. Weise). Von vornherein verband sich mit dem neu entdeckten Wandern ein ganzer Komplex von neuen Lebensformen: erst in Sprache und Sitte, dann in Geselligkeit, Kleidung, Kunstübung und Geschmack. Man fand sich auf einmal draußen, jenseits der Bannmeile der Schule und der Bevormundung des Elternhauses, auf sich selbst gestellt und vor der Aufgabe, sich nun selbst einen Lebensinhalt zu suchen. Denn wo der Wandervogel wirklich blühte und blüht, da erfüllt er tatsächlich neben Schule und Elternhaus als dritte ebenbürtige Macht das Denken und Leben der Jugend, die er versammelt hat. Und mehr als in Schule und Elternhaus kann in ihm die Besonderheit der Jugend zum Ausdruck und zu ihrem Rechte kommen. Der Wandervogel hat die erste Jugendkultur geschaffen, die diesen Namen einigermaßen verdient. Um diese Leistung wirklich zu verstehen und zu würdigen, vergleiche man sie einmal mit jenen „jung-deutschen“ Bestrebungen, die wesentlich auf eine Wehrhaftmachung und oft genug auf eine Militarisierung der jungen Generation hinauslaufen. An ziffernmäßigem Erfolg sind sie

dem Wandervogel weit überlegen; an geistigem Gehalt kommen sie neben ihm gar nicht in Betracht (man vergleiche z. B. nur die beiderseitigen Zeitschriften, Liedersammlungen u. dgl.). Und eigentlich jugendliche Lebensformen hat diese Bewegung überhaupt nicht ausgebildet. Sie ist für die Jugend gemacht worden, aber nicht aus der Jugend geboren. Mag sie zur körperlichen „Ertüchtigung“ der jungen Generation manches beitragen, das Problem einer besonderen Jugendkultur ist ihr gar nicht aufgegangen.

II

Mehr als die Hälfte des jugendlichen Lebens ist der *Schule* ausgeliefert. Der Wandervogel aber ignoriert die Schule. Er läßt die Jugend leben, als ob es keine Schule gäbe. Dadurch gerät die Schule vollständig auf die negative Seite. Sie ist Druck und Last und Passivität, und alles, woran die Jugend mit Lust denkt und was ihr eigene Betätigung ermöglicht, findet sie im Wandervogel verkörpert. Nicht, daß durch den Wandervogel der Trieb zur Opposition gegen die Schule verstärkt worden wäre; im Gegenteil, nun hatte man eine eigene positive Welt, und es verlor die Schule für die Jugend einfach an Bedeutung und Gewicht. Sie beherrschte nicht mehr das ganze jugendliche Leben, ihr hielt ein wohlorganisiertes eigenes jugendliches Leben das Gleichgewicht. Sie verlor einfach an Interesse, man wurde ihr gegenüber gleichgültiger. Dies aber ist ein innerlich unmöglicher Zustand; denn die Jugend gehört nun einmal der Schule. Und eine Jugendkultur, welche die Schule einfach auf sich beruhen läßt, bleibt eine Halbheit.

Dazu kommt ein Zweites. Der Wandervogel hatte die Jugend aus der Umgebung der Erwachsenen herausgeführt, sie befreit vom Zwange der Konvention, deren Herrschaft auf der Jugend noch drückender lastet als die Schule. Er hatte sie in Verbindung gesetzt mit der Natur und mit dem Volkstum. Aus diesem sollte sie sich geistig ernähren. Er hatte sie mit Bewußtsein allem abwendig gemacht, was ihm als Dekadenz, als Überkultur, als bloßes Großstadterzeugnis erschien. Aber damit hatte er sie tatsächlich zu einer Verneinung der ganzen Gegenwartskultur erzogen. Ich rede nicht allein davon, daß er seiner Jugend

eine instinktive Abneigung gegen öffentliche Betätigung und öffentliche Interessen einflößte. Das kann man bis zu einem gewissen Grade billigen, insofern man ja gewiß die Jugend noch nicht in die öffentlichen Kämpfe verwickeln, sondern ihr eine Schonzeit, eine Zeit stiller Sammlung gönnen möchte, wiewohl dies nicht ausschließen würde, daß die Jugend dazu angeleitet würde, jenen Kämpfen von fern mit Verständnis zuzuschauen. Aber dem Wandervogel war jede höhere Kultur verdächtig, die auf komplizierteren Vorbedingungen beruhte und in die einzudringen größere Arbeit erforderte. So hat er tatsächlich, indem er eine Jugendkultur schuf, doch den eigentlichen Kultursinn in der Jugend nicht gepflegt oder wenigstens nicht angespannt und, bei aller körperlichen Abhärtung, zu einer gewissen geistigen Verweichlichung beigetragen.

Eine Jugendkultur, die zugleich mit der großen Allgemeinkultur enge Fühlung hat und für sie erzieht, deren Inhalt also die Anwendung eines allgemeinen Kulturwillens auf das Leben der Jugend oder die Versöhnung der Anforderungen der menschlichen Kultur mit denen der jugendlichen Natur ist, eine solche Kultur muß zugleich die Versöhnung der Jugend mit der Schule bedeuten. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß die Schule in den Gedanken einer neuen Jugendkultur mit aufgenommen werden muß. Die Jugend gehört nun einmal der Schule, nun aber muß auch die Schule der Jugend gehören. Sie muß ausgestaltet werden zum geistigen Heime der Jugend, deren äußeres Heim sie den halben Tag über ist. Sie, die ganz zum Dienst an der Jugend bestimmt ist, muß nun auch wirklich jugendlichem Wesen gerecht werden. Dann wird sie ganz und gar erfüllt und getragen sein vom Willen und von der Liebe der Jugend, die in ihr ihre eigentliche Burg und die Stätte jugendlichen Eigenlebens erkennt und verteidigt.

Diese neugedachte Schule ist die *Freie Schulgemeinde*. Sie ist gleichsam eine Synthese von Schule und Wandervogel auf höherer Stufe. In ihr kann also eine wirkliche und ganze Jugendkultur allmählich gefunden und gestaltet werden. Nur darf man nicht glauben, daß in ihr die Kultur zugunsten der Jugend preisgegeben werde; im Gegenteil, gerade indem sie das Wesen der Schule von neuem be-

stimmte als Vermittlerin des Geistes, und als ihre Aufgabe die Erzeugung eines unbedingten Kulturwillens, begegnete sie sich mit dem immer auf letzte und unbedingte Werte gerichteten Idealismus der Jugend. So ist es gekommen, daß hier immer vertrauender die Jugend sich der Schule hingegeben hat, daß aber zugleich auch immer mehr die Schule in die Hand der Jugend gelegt werden konnte. Dies organische Ineinanderleben macht das eigentliche Wesen einer Freien Schulgemeinde aus.

III

Es ist bekannt, daß der Typus der Freien Schulgemeinde, wie ich ihn vertrete, bisher erst in einer einzigen Anstalt verwirklicht worden ist, und zwar in der äußeren Form eines Landerziehungsheims. Diese Form ist für die Verwirklichung der neuen Schulidee keineswegs Bedingung. Sie gewährt ihr nur die Möglichkeit einer ersten, möglichst ungetrübten und reinen Darstellung ihres Geistes. Und da es sich hier um geistige Neugestaltung, nicht um technische Reformen handelt, so ist für den Anfang solch eine Reinkultur allerdings notwendig. Doch wird vielleicht schon eine nahe Zukunft den praktischen Beweis der Abwandlungsfähigkeit dieser äußeren Bedingungen, d. h. den der Unabhängigkeit des Typus von ihnen, erbringen.

Nun erhebt sich die Frage, wie dieser grundsätzlich neue Schulgedanke sich in der öffentlichen Schule durchsetzen kann. Es ist von vornherein klar, daß er nicht wie eine technische Verbesserung von oben herab auf dem Verordnungswege eingeführt werden kann. Es handelt sich um neue Durchgeistigung, um neu eingestellten Willen, um neuen Instinkt. Es handelt sich um ein neues inneres Verhältnis zwischen Schule und Schülerschaft, zwischen Lehrern und Schülern und von beiden zusammen zu ihrer Arbeit. Von beiden, von den Lehrern wie von den Schülern, muß der neue Geist und der neue Wille zuvor Besitz ergreifen. Erst dann wird diese Reformation der Schule organisch und von innen heraus stattfinden.

Sind hierzu Ansätze vorhanden? Ich will auf zwei aufmerksam machen. Für die Entstehung eines Lehrertypus mit neuem kulturellen und pädagogischen Instinkt ist bedeutsam die *pädagogische*

Studentenbewegung, die neulich mit ihrer ersten Tagung in Breslau die Öffentlichkeit beschäftigt hat. In dieser Bewegung stehen sich zwei Richtungen gegenüber, die wir kurz als die Vertreter des alten und des neuen Oberlehrertypus bezeichnen können. Des alten nicht im Sinne eines konservativen, verknöcherten, sondern im Sinne des modernen, reformfreudigen und auch positiv im Sinne einer Verbesserung des Schullebens wirkenden. Relativ ist dieser Typus eine erfreuliche Erscheinung. Sein subjektiver guter Wille verdient jede Anerkennung. Ihm fehlt nichts als die Hauptsache: eben der neue Instinkt, die neue Intuition. Ihm gegenüber stehen diejenigen, die sehr mißverständlich auch wohl als der radikale Flügel bezeichnet werden. Sie sind radikal, aber nicht im quantitativen, sondern im qualitativen Sinne. Sie wollen nicht nur Lehrer, sondern vor allen Dingen Führer der Jugend sein und bleiben, ja, man kann sagen, sie wollen immer zur Jugend gehören. Ihnen schwebt eine Schule vor, die ein Reich der Jugend und ein unversiegbarer Quell von Jugendlichkeit ist, und die dadurch der Menschheit den großen, weltgeschichtlichen Dienst leistet, ihr eine immer frische, anpassungsfähige, vorwärtsdrängende junge Generation, eine durch die Interessen und Parteien der Erwachsenen noch nicht gebrochene und verdorbene zu liefern und zu erhalten. Diese Richtung der studentischen pädagogischen Bewegung ist also nicht pädagogisch im fachmännischen Sinne des Wortes und nicht im wesentlichen schultechnisch und auch nicht psychologisch orientiert, sondern soziologisch und kulturphilosophisch. Es ist natürlich kein Zufall, daß viele ihrer Vertreter auch für das Ideal der Freien Schulgemeinde eintreten.

Diesem neu entstehenden Lehrertum wächst nun ein neu geartetes Schülertum entgegen. Von ihren Repräsentanten nenne ich die beispiellos angefeindete und mißverständene Jugendzeitschrift, den „Anfang“.

Diese Zeitschrift wird bekanntlich von Schülern und Studenten geschrieben. Sie vertritt keine bestimmte Richtung, sie ist ein neutraler Sammelplatz für alle möglichen Strömungen innerhalb der Jugend. Nur eins ist für sie Programmpunkt: einzutreten für eine gründliche Neugestaltung der jugendlichen Lebensführung, im Sinne größerer Freiheit, größerer Wahrhaftigkeit und größeren Ernstes.

Größere Freiheit hat auch der Wandervogel schon der Jugend verschafft, in gewisser Weise auch echtere Lebensformen. Aber nicht durch Umgestaltung der Lebensformen in Haus und Schule, sondern durch eine Art von Flucht. In Haus und Schule bleibt die Jugend nach wie vor der Konvention und dem Mechanismus ausgeliefert. Es wird nicht nötig sein, dies ihr Los hier näher zu kennzeichnen. Wer über diese Dinge ein wenig vorurteilsfrei nachdenken will, dem kann es unmöglich verborgen bleiben, daß die Jugend in unserer Zeit weniger als je zu ihrem besonderen Rechte kommt, und zwar gilt das nicht nur hier und da, sondern das Gegenteil bildet die Ausnahme. Die Schule erkennt es nicht als ihre Aufgabe, die Jugend mit der lebendigen Zeit, die sonst überall auf sie eindringt, in Verbindung zu setzen oder ihr zu helfen, sich in dieser Zeit zurechtzufinden. Das Elternhaus, zumal in der Großstadt, ist nicht mehr in der Lage, der Jugend ein Milieu zu schaffen, in dem sie jugendlich leben kann und nicht bloß als Anhängsel der Erwachsenen: es fehlt Natur, Gemeinschaftsleben, jugendliche Geselligkeit, und vor allem im argen liegt die Pflege und Erziehung der jugendlichen Erotik. Die Grenzen zwischen Autorität und Selbstbestimmungsrecht sind heute überall schwankend. Im ganzen herrscht im Publikum der Jugend gegenüber eine gewisse Ratlosigkeit, über die man sich mit albernen Humorversuchen hinwegtäuscht. Die Jugend antwortet entweder mit gespielter Blasiertheit oder mit bequemer Anpassung, oder indem sie sich ihre eigenen unterirdischen Wege, sei es zu den Gütern, sei es zu den Genüssen dieser Zeit gräbt. Was ihr aber fehlt, das ist ein eigenes, sinnvolles Leben, dessen Schwerpunkt in einer Betätigung liegt, die sie vor sich selbst mit gutem Gewissen ernst nehmen kann.

Das ist es nun, was man mit dem neuen, wenig verstandenen Wort „*Jugendkultur*“ bezeichnen will: also eine neue Lebensgestaltung, einen neuen Lebensstil der Jugend, der ihr gibt: lebendigen Zusammenhang mit der Kultur ihrer Zeit, die Möglichkeit natürlicher, der Jugend angemessener Lebensführung und Geselligkeit und endlich eine Tätigkeit, die ihr selber wichtig, ja heilig ist.

Das Ganze einer solchen Jugendkultur hat die Freie Schulgemeinde herzustellen versucht, und wie unter jenem kulturphilosophischen

Flügel der Studentenschaft, so befinden sich naturgemäß auch unter den sogenannten Radikalen dieser Jugendbewegung viele Freunde der Freien Schulgemeinde. Schon hieraus mag man ersehen, wie wenig diese Bewegung nur negativ und kritisch ist. Zwar der „Anfang“ ist ein Kampfblatt. Er ist nicht zu diesem Zweck allein gegründet worden, aber die Verhältnisse zwingen ihn dazu. Doch man muß Ohren haben für den Grundton, der in ihm herrscht. Es ist ihm wahrlich ernst, wenn er schreibt: „Der Kampf gegen geistige Knechtung, gegen Heuchelei und Lüge, gegen Barbarei und Dummheit in der Schule, ist Pflicht und Ehrensache, und er ist kein Kampf gegen die Schule, sondern für die Schule. Nämlich der Kampf um eine neue, getragen von dem Glauben an neue edle Möglichkeiten.“

Wer erst einmal diesen Schlüssel zum „Anfang“ gefunden hat, dem dürfte er im einzelnen nicht mehr unverstänlich erscheinen. Selbstverständlich aber sollte, scheint mir, das Folgende sein: Die Beiträge des „Anfangs“ beweisen, was ohnehin jeder weiß, daß in der Jugend ein viel ernsteres und reiferes Nachdenken vorhanden ist, als die übliche Praxis gelten lassen will. Dieses Nachdenken ist vollständig zum Schweigen verurteilt. Auch wo sie durchaus dazu fähig wäre, wird die Jugend nicht zugelassen oder gar herangezogen zur Mitarbeit an der Gestaltung ihres eigenen Lebens. Die sogenannte öffentliche Schule entzieht sich in ihrer täglichen Praxis durchaus der Kontrolle und Kritik der Öffentlichkeit. Ist es da nicht ein einfaches Menschenrecht der so gestellten Jugend, daß sie wenigstens *einen* Platz habe, wo sie rückhaltlos auch ihre Gedanken, und seien es Klagen und Anklagen, der Öffentlichkeit vortragen kann? Die Legende erzählt von einem blinden Pferd, das die Anklageglocke gezogen und so die Gerechtigkeit herbeigerufen habe. So viel dürfte man der Jugend wohl auch zugehen.

Und zweitens: Ist es nicht ein sittlicher Fortschritt, daß die Jugend nicht mehr gesonnen ist, wie früher ihrer Kritik an der Schule in einem verantwortungslosen Rasonieren und Nörgeln und höchstens einer Bierzeitung Luft zu machen, sondern daß sie für diese ihre Kritik offen eintreten, sie der Nachprüfung der Öffentlichkeit unterwerfen will? Und ist es nicht, ich möchte sagen: im Sinne der psychischen Hygiene

heilsamer, daß die Jugend einen Platz hat, wo sie das, was sie bedrückt, objektivieren kann, und daß wir Erwachsenen auf diese Weise einen Einblick in ihr wirkliches, unmaskiertes Fühlen und Denken gewinnen?

IV

Diese ernste Hinwendung zur Befreiung des eigenen Lebens, diese Forderung einer ganzen und grundsätzlich neuen Jugendkultur ist gegenwärtig dem bei weitem größeren Teil unserer Jugend noch fremd. Aber der Kampf um diese Idee ist in ihr bereits entbrannt. Auf dem *Freideutschen Jugendtag* wurde die erste Schlacht geschlagen. Der Freideutsche Jugendtag hat die erwachte und in irgendeinem Sinn nach jugendlicher Autonomie, nach Unabhängigkeit von der Konvention trachtende Jugend vereinigt. Es waren hauptsächlich Schüler und Studenten, die letzteren weitaus in der Überzahl, und ihre Interessen zunächst durchaus vorherrschend. Es ist nicht mehr als recht und billig, daß der Student sich in den Kämpfen des öffentlichen Lebens, und zwar besonders in den kulturellen und kulturpolitischen, umsehe und sich auch selbst in ihnen seinen Platz erarbeite. Für die Schuljugend gilt dies noch nicht, ihre Orientierung muß gegenüber der des Studenten noch die allgemeinere sein, sagen wir: „Kämpfer zu sein im Heere des Lichtes“. Es war deshalb begreiflich, daß zunächst die Studenten und die ihnen Gleichaltrigen versuchten, ihre kulturpolitischen Sonderziele zum Programm der Freideutschen Jugend zu proklamieren. Dieser Versuch ist abgeschlagen worden durch das gemeinsame Eintreten derer, die durch die Erziehung des Wandervogels und der Freien Schulgemeinde einen Begriff bekommen hatten von der Notwendigkeit dessen, was wir Jugendkultur genannt haben, wobei sie ihrerseits nun freilich hauptsächlich die Schuljugend (vom 15. bis 20. Lebensjahre) im Auge hatten.

Tatsächlich aber ist dieser Gedanke der ganzen Jugend nötig, der akademischen nicht minder als den Schülern. Denn irgendein an sich noch so lobenswertes Kulturziel, aufgestellt ohne Beziehung auf das Ganze einer gewollten Kultur, ohne Begründung in einem letzten, tiefsten Kulturwillen führt zu einer deutschem Wesen nicht ange-

messenen Oberflächlichkeit und zu einem Kulturpartikularismus, von dem die schlimmsten Früchte zu befürchten sind. Es ist eine vollständige Verkennung der Tatsachen, wenn man es so hinstellt, als bedeute die Ablehnung voreiliger kulturpolitischer Bindungen eine Hineigung zu einem Kult bloßer dumpfer Jugendinstinkte. Solche dumpfen, ungeläuterten Instinkte werden gerade durch kulturpartikularistische Einzelforderungen leicht in Bewegung gesetzt. Vielmehr handelt es sich darum, erst den gesamten jugendlichen Kulturinstinkt systematisch zu läutern und die Jugend zu reinem Urteil und Willen zu befähigen; was dann wohl freilich kaum anders als durch ein neugestaltetes Schulwesen geschehen kann.

Wir haben den Kreis der neuen deutschen Jugendbewegung durchmessen. Vielleicht geht in ihr Wichtigeres vor, als gegenwärtig von den meisten erkannt wird. Ist es bereits nötig, zu dieser neuen Jugendbewegung Stellung zu nehmen, dann möge es geschehen mit aller Gewissenhaftigkeit, Vorsicht und Gründlichkeit. Man kann es oft genug beobachten, wie wenig Sicherheit des Urteils und des Instinkts in den Fragen des Wesens, des Rechtes und der Pflichten der Jugend gegenwärtig in der Öffentlichkeit vorhanden sind. Ich kann nur den Rat geben, sich einmal unbefangen und mit einem gewissen Vertrauen dem Eindruck dieser neuen Jugend hinzugeben und ein wenig ein Ohr dafür zu bekommen, wo nur Hohlheit, Eitelkeit und Phrase und wo Ernst und Gedanken walten. Und nicht immer gleich sich die Frage vorzulegen, ob man nicht einschreiten, verbieten und umbiegen müsse, sondern einmal ruhig wachsen und werden zu lassen, was nach wirklicher Gestaltung ringt, auch wenn es von einem Ideal und Typus der Jugend, den wir uns letzten Endes nach *unseren* Bedürfnissen zu rechtgemacht haben, abweichen sollte.

ZUM FREIDEUTSCHEN JUGENDTAG

Der Freideutsche Jugendtag bezeichnet die zweite Stufe jener deutschen Jugendbewegung, deren erste der Wandervogel war. Seine Anreger, Studenten aus der Freischar, sind ja auch größtenteils alte Wandervögel oder noch jetzt Wandervogelführer. Wie der Wandervogel, ist auch der Freideutsche Jugendtag ein echtes und spontanes Erzeugnis der Jugend gewesen. Mit jenem aber teilt er auch eine Eigenschaft, die gerade bei einer Jugendbewegung sehr erklärlich ist, nämlich die Inkongruenz von Tatsache und Deutung.

Der Wandervogel hat noch immer nicht die endgültige Deutung seines Wesens gefunden, obgleich er sich schon seit Jahren um sie bemüht. Hin und her schwanken die Versuche, und trotzdem bleibt die zugrunde liegende Tatsache des Wandervogels dieselbe, oder stellt sich doch immer wieder von selbst her, wo sie durch Hineintragen von Programmen und Tendenzen einmal entstellt worden ist. Aber darum ist auch die Tatsache des Wandervogels, des Zusammenschlusses der Jugend, um unter sich zu sein und nach eigenem Sinn zu leben, das Wichtige, und die begriffliche Erfassung dieser Tatsache so lange nur von sekundärer Bedeutung, als die Tatsache selbst unangetastet da steht und nicht des Schutzes durch ein begriffliches Gedankengefüge bedarf.

Geradeso liegt die Sache mit dem Freideutschen Jugendtag. Als man auf dem Hanstein zusammenströmte, da war die Tatsache geschaffen: der Zusammenschluß dieser Jugend, die sich als zusammengehörig empfand. Als man aber dann daran ging, diese Tatsache sich zu deuten, das Warum und das Wozu festzulegen und begrifflich zu erfassen, da stand man sehr bald vor dem völligen Zusammenbruch der neuen Einigkeit. Und nur weil man sich rechtzeitig auf die Tatsache besann und der Formel rechtzeitig den Abschied gab, fand man sich wieder zusammen.

Auf die schließlich angenommene Formel ist also nicht das Hauptgewicht zu legen. Die Zeitungen finden sie teils radikal, teils nichtsagend; das kommt daher, daß sie den Sinn und Willen dieser Formel nicht begriffen haben. Trotz ihrer positiven Einkleidung will sie doch

keineswegs den letzten Gehalt und das Wesen des Freideutschen Jugendzusammenschlusses erschöpfen. Sie will im Gegenteil Raum lassen für die neugeschaffene Tatsache selbst, will ihr diesen Raum nicht vorzeitig durch Buchstabengehege einengen. Ihr Sinn aber ist negativ und abwehrend: die Jugend soll nach eigenem Gewissen an sich und der Gestaltung ihres Lebens arbeiten, das heißt, sie soll nicht vorzeitig in den Dienst unjugendlicher Zwecksetzungen, in den Dienst der Parteien und Richtungen der Alten gestellt werden. Sie soll und will sich ihre Jugend als eine Stätte ruhigen Sichbesinnens, Sichentwickelns, Ansicharbeitens bewahren und gelobt sich gegenseitigen Schutz gegen jeden Versuch, sei es mit der brutalen äußeren Autorität, sei es mit Demagogie und Suggestion, in ihre Freistatt, in ihre jugendliche Gewissensfreiheit einzubrechen.

Dieser Wille hat sich vor allen Dingen mit Widerstandskraft gegen die nationale Phrase auszurüsten. Das ist auf diesem Gedenktag nationaler Großtaten wiederholt deutlich zum Ausdruck gekommen, ganz im Sinne des grundlegenden Aufrufs. Es gibt kaum eine größere Kalamität in unserem öffentlichen Leben als die Macht der Phrase „national“, die schon geradezu eine Schreckensherrschaft ausübt. Jeder unwissende, bezahlte oder fanatisierte Hetzer arbeitet gegenwärtig mit der Drohung oder Verdächtigung, diese oder jene Äußerung oder Überzeugung sei „nicht national“, was dann etwa gleichbedeutend mit verbrecherisch und unehrenhaft ist. Diese Denunziation wird heutzutage gehandhabt und leider auch gefürchtet, wie vor drei Jahrhunderten die Bezeichnung der Hexerei. Wenn ein Abgeordneter erklärt, die russischen Studenten seien fleißiger als ein großer Teil der deutschen, so wird die Frage nach der Wahrheit dieser Behauptung gar nicht aufgeworfen: er hat russische Studenten über deutsche zu stellen gewagt, da sieht man wieder die Vaterlandslosigkeit des Sozialdemokraten, und der Entrüstungssturm ist fertig. Wahrheit, Gewissensfreiheit, Freiheit der Forschung — das alles wird ohne jedes Bedenken mit der nationalen Phrase zertrümmert.

Jener Nationalismus, der die Frage nach der Wahrheit, der Gerechtigkeit und dem Guten überall da glaubt ausschalten zu dürfen, wo das Interesse des eigenen Volkes in Frage kommt, ist der gefährlichste

aller heute herrschenden Masseninstinkte. Aber er ist nicht der einzige. Und es handelt sich überhaupt darum, daß die Jugend sich gegen die Masseninstinkte wappne. Wie wenig sie das bis jetzt getan hat, konnte man auf dem Freideutschen Jugendtag wiederholt beobachten. Noch fehlt es der Jugend sehr an Kritik, an Festigkeit, an psychischen Reserven; noch ist ihre Begeisterung viel zu sehr eine aufgerührte Oberfläche, noch folgt die Jugend viel zu leicht einem jeden, der ihr in der Uniform einer geltenden Phrase oder eines approbierten Ideals sein Kommando zuschmettert. Noch ist die Jugend viel zu sehr das Produkt einer Schule, die nicht denken lehrt, und einer Reaktion gegen die Schule, die nur die leichten Truppen des Gefühls ausgebildet hat.

Hier stehen wir im Mittelpunkt des Problems. Es besteht die Gefahr, daß diese Jugend sich zu billig hergibt. Durch jene Resolution ist es verhindert worden, wenigstens für die Organisation und für den Augenblick. Aber jene Resolution war das Werk weniger, das Werk der Führer, sehr ernst zu nehmender, denkender und entschlossener Köpfe aus der Mitte der Jugend selbst (mit denen zu verkehren eine große Freude ist). Gewisse alldeutsch-antisemitische Blätter haben ganz recht gesehen, daß die große Menge, trotz ihres Heilrufs zu der Einigungsformel, noch lange nicht von dem Willen, der sie verkörpert innerlich durchdrungen ist. Sie nun wirklich zu innerer Festigkeit zu erziehen, ihr ein starkes Gefühl ihrer viel größeren, ihrer nicht bloß nützlichen, sondern heiligen Aufgabe einzuflößen, das wird jetzt die Sache dieser Führer sein.

Auch wohlmeinende Berater der Jugend, wie Avenarius (der unerschrockene Vorkämpfer für Wahrhaftigkeit wird mir diese Kritik nicht übelnehmen), arbeiten diesen Bemühungen entgegen. Als er seine Worte sprach, von deren herzerfreuender Frische die Blätter nicht genug zu rühmen wissen, da habe ich mich in die Seele mancher meiner Schüler, aber auch mancher derjenigen hineinzusetzen versucht, die ich als in der Jugend stehende Führer der Jugend kennengelernt hatte; und mir fielen Stefan Georges Worte über einen Führer ein:

Und einer ging und warf das Haupt empor
Und stand dann betend wo vorm Abendtor:
Der war ein Jüngling noch und trug den Kranz.

Wer so gestimmt ist — und nur von diesen kommt das Heil —, dem tut die ewige Banalität des Lobpreises der frischen Buben und Mädels, die sich den Teufel um den theoretischen Sums scheren und nur junge ganze Kerle sein sollen, innerlich weh. Auch das rührt nur unklare Masseninstinkte auf und verdünnt den Ernst der Entscheidung. So einfach liegt die Sache jetzt nicht mehr, daß mit der bloßen Wandervogel-Urwüchsigkeit und -Unbekümmertheit etwas getan wäre. Das glaubt man auch im Wandervogel nicht mehr, wenn man es auch mitunter bejubelt.

Man weiß jetzt nach den Tagen vom Hanstein und Hohen Meißner, einigermaßen, was man *nicht* will. Aber was *will* man nun? Jene Ablehnung der vorzeitigen Bindungen, der Identifizierung mit allerlei Sonderbestrebungen dürfen wir verallgemeinern: man will sich, die Jugend, überhaupt nicht an einen Kulturpartikularismus ausliefern. Und diese Abkehr stammt aus einem positiven Gefühl heraus: daß es die Aufgabe, die menscheitsökonomische Aufgabe und Bestimmung der noch undifferenzierten Jugend ist, mit absolutester Ehrlichkeit, unverwirrt durch *alle* Schlagworte und Parteien der Alten, noch nicht eingestellt auf sozialegoistische Sonderziele, ich möchte sagen: die Beziehungen zu Himmel und Erde aufrechtzuerhalten, sich lediglich einzustellen mit der Treue des Magneten, nach dem Gebot des Gewissens, mit dem Blick auf die heiligen Güter der ganzen Menschheit und mit dem Willen, sich dem Größten, Heiligsten zu ergeben, sei es auch in strengem und schwerem Dienst.

Ich weiß, den Schreiern, die heute das Erbe der Väter, derer von 1813, auf dem politischen Markt verhökern, ist es Phrase, was den Männern jener größeren Zeit heilig war. Sie können sich nichts dabei denken, daß die Jugend nichts weiter will, als (ich kann die Formel von Avenarius hier akzeptieren) unbedingt wahrhaftig sein, und daß diese Wahrhaftigkeit, dies Sichnichtverkaufen den einzigen Sinn ihres Jungseins, den einzigen Ernst ihres Jungseins bildet. Die freideutsche Jugend aber wird aus diesem ihrem Willen die Konsequenz ziehen müssen. Diese lautet: eine neue Erziehung. Eine Erziehung, die diesem aufdämmernden neuen Jugendernst Rechnung trägt, ja, die vor ihm bestehen kann und die die Jugend befähigt, wirklich die heiligen Güter

der Welt in ihr Herz aufzunehmen, wirklich ihre Blicke über die Kämpfe der Zeit hinweg auf Ewigkeitsziele zu richten, um dann der-
einst einmal als eine ganz neu geartete Heerschar, als Krieger aus dem
Heere des Lichtes, in die Kämpfe dieser Welt einzugreifen.

Das starke Nein, das die Führer dieses Jugendtages ausgesprochen
haben, ist der Vorbote eines großen Ja, das die Jugend aussprechen
wird: zu einem ihr dargebotenen, neuen, unter höchstem Gesichtspunkt
geschaffenen und sich immer erneuernden Lebensinhalt. Auf
diesem Jugendtag ist so gut wie gar nicht von der Schule gesprochen
worden, aber dennoch: die Eroberung der Schule durch den neuen
Jugendgeist — das wird das nächste große Ziel sein müssen.

Für mich war es der Höhepunkt des Festes, als einer der führenden
Jünglinge des Wandervogels, Walter Köhler¹, erklärte: Der Wander-
vogel steht hier der Freien Schulgemeinde am nächsten. Das eben ist
die zweite Stufe der Jugendbewegung: daß der Wandervogel sich mit
der von der anderen Seite kommenden Freien Schulgemeinde ver-
bündet (vgl. meine kleine Schrift: Der Gedankenkreis der Freien Schul-
gemeinde. — Dem Wandervogel gewidmet. — Eugen Diederichs Verlag,
Jena). Daß die Jugend sich nicht mehr mit der Flucht, der Befreiung
und einer Zeitvertreibskultur begnügt, sondern nach einer wirklichen,
tief begründeten, ganz groß wollenden Kultur trachtet, nach einer, zu
der *sie*, die unverdorbene, freie und edle, mit ganz gutem Gewissen ja
sagen kann. An einer solchen Kultursynthese für die Jugend und an
einer Gestaltung des jugendlichen Lebens im Dienst eines solchen
Kulturwillens hat die Freie Schulgemeinde (und ich glaube: nur sie)
gearbeitet. Die Zeit ist reif, daß ihre Arbeit von der ganzen Jugend
ergriffen und fortgeführt werde.

So deute ich die Tatsache des Freideutschen Jugendtages, und so stimme
ich ihr zu und möchte ihr dienen. Muß ich mich gegen den Einwurf wehren,
daß auch dies hieße, die Jugend für eine ihr wesensfremde Sonderbestre-
bung einzufangen? Ist, was ganz und gar um der Jugend willen und aus
ihrem Wesen heraus geschaffen worden ist, ihr wesensfremd, und was ihr
eine Gesamtgestaltung ihres Lebens ermöglichen und ihr Leben bis in
religiöse Tiefen hinein neu begründen will, eine Sonderbestrebung?

¹ Gefallen 1916.

DIE ENTWICKLUNG DER FREIDEUTSCHEN JUGEND

Die Freideutsche Jugend wurde entdeckt, als man im Frühling 1913 in einigen Jugendbünden auf den Gedanken kam, neben die mancherlei Veranstaltungen zum hundertjährigen Gedächtnis der Befreiung auch ein Fest der Jugend zu setzen, und zwar ein von körperlichen und geistigen Rauschgiften freies. Als dann das Fest zustande kam, bewährte es sich als Fest; es bewährte, wie ein Fest das soll, seinen Zauber: der Zusammenklang war mehr als die Summe der Einzelklänge, man fühlte, daß es eine geschichtliche Jugendbewegung gab, von der man im Leben der Einzelbünde ein zu kleiner Bruchteil gewesen war, ein zu enger Sonderfall, um sie zu fühlen. Aber daß man nur Sonderfall eines Größeren, Umfassenderen gewesen war, daß es eine geistige Wesenheit, eine Idee Freideutsche Jugend gab, das wurde erst durch den befreienden, steigernden Zauber des Festes auf dem Hohen Meißner entdeckt. Aber diese Entdeckung wurde zunächst nicht festgehalten.

Festgehalten wurde sie gewiß von manchen. Und diese fanden ihren Rückhalt in dem Auftreten Gustav Wynekens. Wynekens gesamte sogenannte Polemik gegen die Entwicklung, die die Bewegung vom Hohen Meißner zunächst nahm, hatte den Sinn: die durch das Fest erreichte Stufe solle nicht wieder aufgegeben werden, die Bewegung nicht zurücksinken auf die Vorstufe der Einzelbünde, die aus Funken entfachte Flamme solle nicht wieder in glimmende Funken zusammensinken. Er sah das Meißner-Fest als die Offenbarung von etwas wesentlich Neuem, nicht als die bloße Zusammenfassung und Befestigung von schon Vorhandenem.

Wyneken hatte seiner Auffassung unzweideutig Ausdruck gegeben in jenem *Aufruf*, den er auf Wunsch der Einzelbünde entwarf und den diese angenommen und unterschrieben hatten. Daß sie in diesem Aufruf anfangs ihre eigene Stimmung ausgedrückt fanden, darf wohl aus einem ersten unmittelbaren und gefühlsmäßigen Zustimmen, aus dem Enthusiasmus und Aufschwung der ersten Konzeption erklärt werden. Wenn wir jetzt nachträglich jene Urkunde überblicken, so

scheinen es im wesentlichen folgende Gedanken zu sein, zu denen die Mehrzahl der Freideutschen bald kein richtiges Verhältnis mehr hatte. Erstens die große und gewissermaßen anspruchsvolle Haltung einer geschichtlichen Tat. Zweitens der Charakter dieser Tat als einer Emanzipationsbewegung der Jugend, eines Kampfes um Freiheit und Geltung. Drittens die Idee einer einheitlichen Jugend, nicht gespalten in Schuljugend und Ältere. Viertens die Zugehörigkeit der ganzen gleichgesinnten Jugend zur Bewegung, einerlei, ob in jenen Bänden schon organisiert oder nicht. Dies Letzte kommt in den Sätzen zum Ausdruck, in denen die aufrufenden Bände die Hoffnung aussprechen, daß sich zu ihnen die ganze gleichgesinnte Jugend sammeln möge, und die Jugend einladen, mit ihnen zu feiern.

Diesem Ruf war eigentlich nur eine Gruppe gefolgt, eine ganz freie, äußerlich nicht organisierte, innerlich noch nicht festgelegte: die Kreise, die der „Anfang“, jene vielumstrittene Zeitschrift der Jugend, aus der Schuljugend aufgerufen und gesammelt hatte. Für die Zeitschrift zeichnete Wyneken nur als der preßgesetzlich Verantwortliche, ihren Charakter jedoch erhielt sie durchaus durch die Arbeit der an ihr beteiligten Jugend. Aber aus dieser Jugend, wesentlich durch den Ungeist der Schule bedrückt und diesem Problem nicht, wie der Wandervogel, einfach aus dem Weg gegangen, hatten viele ihre tieferen Anregungen durch Wynekens Schriften empfangen und in seinen Gedanken der Freien Schulgemeinde (als der Schulê, die zugleich das geistige Heim der Jugend ist) und der Jugendkultur den positiven Inhalt ihrer Sehnsucht und den festen Grund ihrer Kritik an der herrschenden Erziehung gefunden. Was ihnen aber noch fehlte, war die feste persönliche Gemeinschaft, in der sie mit ihrer neuen Erkenntnis praktischen Ernst gemacht, eine neue Jugendkultur im Gegensatz zur Unkultur von Schule und Familie sich geschaffen und ihrer Jugend geistiges Heim und eigenen Herd gebaut hätten. Nur muß man bedenken, daß sie dies eigentlich grundsätzlich gar nicht konnten, da sie ja eben die Schule, die mehr als das halbe Leben der Jugend erfaßt, aus ihrer Lebensgestaltung nicht ausschalten wollten, sie aber nicht einbeziehen konnten und so auf bloßen Kampf angewiesen blieben.

Ohne Zweifel hatte diese Richtung die Jugendbewegung weiter und

tiefer erfaßt; aber sie war praktisch noch nicht weit gekommen, sie war ja auch gerade erst im Entstehen begriffen. Jede der beiden Richtungen fühlte mehr die eigene Überlegenheit als die der anderen. Der wandervogelartigen, ursprünglichen freideutschen Richtung war die kritische, kämpferische der „Anfang-Jugend“ herzlich unsympathisch, diese wieder sah ein wenig spöttisch auf die schwerfälligen, selbstgenügsamen Wandervogel herab. Doch trat der „Anfang“ für die Idee des Wandervogels warm ein und lieb den Wandervögeln auch, wo er konnte, praktisch seine Hilfe.

Als nun aber die kleine 800-Abonnenten-Zeitschrift auf einmal in Deutschland ungeheures Aufsehen machte und Behörden, Parlamente, Schulen, Zeitungen, Geistlichkeit sich auf sie stürzten, sahen die freideutschen Führer ihr Werk durch die unerwünschte Bundesgenossenschaft der zwar Gerufenen, aber nicht Gemeinten gefährdet und schüttelten sie ab. Und um ein für allemal gegen derartigen unerwünschten Zuzug gesichert zu sein, baute man sich eine Verfassung — zuerst im März 1914 in Marburg, dann Pfingsten 1916 in Göttingen.

Äußerlich war damit scheinbar nichts prinzipiell Neues geschehen, denn schon auf dem Hohen Meißner hatte man verabredet, daß die dort vertretenen Bünde über Neuaufnahme anderer Gemeinschaften in die Freideutsche Jugend zu entscheiden hätten. Aber bezeichnenderweise hatte man weder einen Modus dieser Entscheidung festgesetzt, noch von den Aufzunehmenden zu erfüllende Bedingungen; ein Beweis, wie ganz unstatutarisch, wie ganz frei noch die Freideutsche Jugend damals gefühlt wurde. Es lag auch gar kein Ton auf dieser Verabredung, sie besagte nur: wir erkennen als zu uns gehörig nur an — wen wir anerkennen. Tatsächlich hat man sich auch darum nicht viel bekümmert, sondern es tauchten bald hier und da freideutsche Gruppen aus eigenem Recht auf. Und das Gefühl, daß dies eigene Recht, das Recht sozusagen der Selbsternennung aus eigenem Gewissen, das Recht der Freideutschen Jugend sei, hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Auf dem *Westdeutschen Jugendtag* (Aug. 1917) sandten 600 junge Menschen an den Hauptausschuß der Freideutschen Jugend eine Kundgebung, von denen nur ein Bruchteil zur organisierten Freideutschen Jugend gehörte. Aber sie fühlten sich doch als

freideutsch, und der Hauptausschuß wagte es ihnen auch nicht ernst zu bestreiten. Es ist etwas sehr Eigenes und für die Lebendigkeit und Echtheit der Bewegung Zeugendes, daß diese Autonomie des Freideutschtums in aller Selbstverständlichkeit und naiven Formlosigkeit auch jetzt noch auftrat als mit der Bewegung notwendig verbunden.

Diese Autonomie paßte in die Verfassung nicht mehr hinein. Die Verfassung übertrug die Entscheidung darüber, ob jemand (oder eine Gemeinschaft) freideutsch sei, einem Ausschuß von gewählten Vertretern und suchte an die Stelle jenes heiligen Symbols vom Hohen Meißner, des freien Gelübdes der Jugend zur Treue gegen sich selbst und gegen die Wahrheit, eine begriffliche, dogmatische Definition vom Wesen der Freideutschen Jugend zu setzen, über deren Mißlingen gegenwärtig freilich alles einig ist, ohne schon die prinzipielle Verfehltheit dieses Versuches überhaupt zu erkennen und das Hinabsinken von der Höhe des ersten Jungentages zu spüren, das in der Verwandlung der freien Gesinnungsäußerung in ein bindendes Programm liegt.

Aber gerade in dieser Richtung konzentrierte sich mehr und mehr das ernste Bemühen vieler der besten Köpfe des Verbandes. Man wollte eine möglichst erschöpfende und eindeutige Wesensbestimmung des Freideutschtums finden, und man schlug dazu immer wieder denselben Weg der *Selbstdarstellung* ein. Das heißt: die Bewegung war zum Stillstand gekommen, man glaubte im wesentlichen fertig zu sein und jetzt nur noch die eigenen fertigen Ideale in Praxis umsetzen zu müssen. Es darf wohl auch ruhig gesagt werden, daß eigentliche produktive Geister der Bewegung fehlten oder sich jedenfalls nicht bemerkbar machten. Und das Gefühl hiervon mag zum Wunsch nach begrifflicher und satzungsmäßiger Fixierung wesentlich beigetragen haben. Man hatte in seiner Mitte keinen Geist, der dadurch „gedämpft“ und gefesselt worden wäre, und der andererseits auch die Freiheit mit Kraft und Sicherheit erfüllt hätte.

Aber diese Politik des Verfassungsmachens hatte immerhin nur einen Teil der Mitglieder hinter sich. Es waren ihrer nicht wenige mit der offensichtlich unfruchtbaren Entwicklungsrichtung der Freideutschen Jugend unzufrieden, sie wurden dem vielen Organisieren gegenüber das Gefühl von Vereinsmeierei und Gschafthuberei nicht los, es

schwebte ihnen ein Bild einer wirklich enthusiastischen, jugendstolzen Bewegung vor, dem diese weltklug und bürokratisch geleitete Kartellorganisation nicht entsprach, und schließlich tat auch die Haltung Wynekens das Ihre, um die innere Spannung in der Bewegung lebendig zu erhalten.

Man hatte Wyneken zugleich mit der Aufsetzung der Verfassung aus dem Verband hinausgedrängt. Es haben eine ganze Anzahl von Gründen dabei zusammengewirkt, die auf einen Generalnenner zu bringen wir uns versagen wollen. Vor allem viel Mißverständnis und unbegründetes Mißtrauen. Man identifizierte ihn mit der „Anfang“-Jugend, der er doch nur ein Helfer war, so gut wie der Freideutschen Jugend, man fürchtete, in seine Kämpfe mit hineingezogen zu werden, mit ihm verwechselt zu werden, vor allem aber setzte man bei ihm die Absicht voraus, die Freideutsche Jugend seinen vermuteten persönlichen oder doch individuellen^o Plänen dienstbar machen zu wollen, sozusagen sie zu annektieren. Man verstand nicht, was ihn eigentlich zur Freideutschen Jugend hingezogen hatte und bei ihr festhielt, nämlich der große Traum seines Lebens, eine adlige und neugeartete Jugend erstehen zu sehen, auf den er nicht verzichten wollte, und daß seine Kritik an der Jugend immer nur diesen einen Sinn und Willen hatte. Und sein unverhohlenes Aussprechen, daß die Freideutsche Jugend noch die Hauptsache zu lernen habe und vorläufig wesentlich nur ein Sammelplatz wertvoller Kräfte sei, doch noch ohne rechte Idee, Geist, Willen, verschaffte ihm auch manche Abneigung. Obendrein sah er sich auch nicht in der Lage, auf die Frage, ob er bereit sei, sich mit seinen „Bestrebungen“ als nur einen unter vielen geistig Gleichberechtigten anzusehen, mit einem runden Ja zu antworten. Er glaubte die Idee der neuen Jugend und ihrer Kultur wirklich und produktiv durchgedacht zu haben und konnte die Programme und Ziele der Freideutschen Einzelbünde und des Gesamtverbandes nicht als etwas dem Gedankenkreis der Freien Schulgemeinde und der Idee der Jugendkultur grundsätzlich Gleichwertiges anerkennen.

So kam es ganz von selbst, daß man, als jene mit der Entwicklung unzufriedenen und freier gesinnten Kreise sich zum erstenmal zusammentaten, nämlich auf dem Westdeutschen Jugendtag auf der

Loreley, auch Gustav Wyneken wieder in die Mitte der Jugend rief. Aus ihrem Zusammenwirken entstand dann jene Resolution, die wir hier noch einmal wiedergeben wollen: „Die Freideutsche Jugend soll wieder der Name für eine große, freie und lebendige Jugendbewegung werden wie bei ihrer Entstehung auf dem Hohen Meißner, nicht der Name für eine Jugendpartei. Alle Organisation hat lediglich dieser Bewegung die nötigsten technischen Dienste zu leisten, darf aber nicht wie bisher die Bewegung beherrschen wollen, ihr Richtung geben und Grenzen setzen. Darum ist eine neue lediglich dienende Arbeitsorganisation aus freiwillig Bereiten zu schaffen. Die nächste äußere Aufgabe der Freideutschen Jugend ist die Veranstaltung von Jugendtagen. Die Zeitschrift ‚Freideutsche Jugend‘ soll ein Platz freier Aussprache über die Jugendfragen werden und erlöst werden von den ewigen Diskussionen über sich selbst.“

Zur Erläuterung dieser Resolution noch einige Worte.

Die Resolution stellt fest, daß die Freideutsche Jugend in Gefahr sei, eine „Partei“ zu werden; im Sinn einer politischen Partei, wenn auch nicht selbst gerade eine der politischen Parteien, sondern eine Jugendpartei. Nämlich ein Zusammenschluß von Vereinen gleicher Richtung, der im öffentlichen Leben diese Richtung geltend machen will; wie soll man den am besten bezeichnen? Kartell, Verein sagt zu wenig, sagt nichts über den Willen zum Wirken in der Öffentlichkeit; Erziehungsgemeinschaften sind vielleicht die einzelnen Bünde, nicht ihr Zusammenschluß; Tatgemeinschaft? das wäre nicht etwas sehr anderes, als Partei; im Wort Partei liegt aber noch, daß sie organisiert und auf ein Programm festgelegt ist.

Wie das Wort „Partei“ gemeint ist, geht deutlich aus dem Begriff hervor, als dessen Gegensatz es gebraucht ist, nämlich: Bewegung. D. h. die Westdeutsche Jugend wünscht, daß die in Programm und Organisation bestehenden einengenden Schranken der freideutschen Jugendbewegung wieder fallen mögen. Die Freideutsche Jugend soll sich noch nicht als ein Fertiges betrachten, das schon dogmatisch und verfassungsmäßig abgeschlossen werden könnte und fortan nur noch modifiziert werden kann. Die Freideutsche Jugend ist mitten im Werden erstarrt. Weil ihre damals Führenden keine schöpferische Fülle in

sich bargen, nicht über die Schranken ihres einseitigen und engen Gemeinschaftserlebnisses hinaus sahen, glaubten sie — und handelten dabei in gutem Glauben — die Freideutsche Jugend auf dieser Stufe, Richtung, Reife und Menschenart festlegen zu sollen. Keiner von ihnen kann wissen, wieviel Möglichkeiten dabei kurzerhand abgeschnitten sind. Deshalb fordern wir, daß die Freideutsche Jugend eine freie und große Jugendbewegung bleibe, deren Inhalt nicht begrifflich und programmatisch festgelegt werden, sondern die sich erst noch selbst finden, ausbreiten, vertiefen soll. Nicht bloß sich durchsetzen und zur Geltung bringen, sondern erst sich selbst entfalten. Und es ist eine Förderung des Gewissens, es ist die Grundforderung der Freideutschen Jugend, daß sie bei solchem Sichfinden allein durch innere Wahrhaftigkeit, durch rücksichtslose Ehrlichkeit bestimmt werde und in keinem Programm und keiner Parteiverfassung innere Fesseln und Schranken erleide. Was konservativ, liberal, sozialdemokratisch ist, wissen wir; auch wenn jeder dieser Begriffe beständiger Weiterbildung unterliegt. Was aber freideutsch ist, wissen wir noch nicht, sondern *wir stehen mitten im Werden dieser Idee*, im Werden einer großen Geistesverjüngung, einer umfassenden, radikalen Wiedergeburt unserer öffentlichen Gesinnung. Hier und da, an verschiedenen Punkten leuchtet etwas davon auf, fühlen wir erschüttert, daß eine ganze neue Welt in uns geboren wird. Aber wir sind noch weit davon entfernt, diese Erlebnisse einer großen Neuschöpfung und Neuordnung wirklich in einem Zusammenhang und aus einheitlichem Quell entspringend zu besitzen.

Wir wollen noch nicht fertig sein. Wir wollen nicht das bange und stolze Glück einer Neugeburt der Seele, eines neuen Weltanfangs, verkaufen um das Linsengericht eines einigermaßen fest abgegrenzten Bildes eines neuen Menschen und einer neuen Gesellschaftsordnung, wie es jetzt uns schon zugänglich wäre. Wir wissen noch nicht, wie der neue Mensch aussieht, wir sind nichts als ein Anfang von ihm, ein Übergang zu ihm, ein Kampf um ihn. Wir lehnen die Selbstzufriedenheit ab, mit der in der Freideutschen Jugend (auch in ihrer Zeitschrift immer wieder; wie übrigens auch im Wandervogel) einfach konstatiert wird: wir sind so und so — als wäre damit über Recht und Wert des So-

seins schon alles entschieden. Auch der Menschentyp, nach dem wir ausschauen und um den wir arbeiten, hat sich an unbedingten Gesetzen und Maßstäben zu bewähren und ist noch *nicht* fertig und bekannt.

Ich weiß wohl, daß man gegen solche Freiheit einwendet: dann kann jeder zu uns kommen. Dann haben wir kein Ausleseprinzip mehr; und wir können doch nicht jeden Beliebigen gebrauchen!

Hierauf ist folgendes zu sagen. Theoretisch könnte freilich „jeder“ kommen. Aber eben nur theoretisch. Dieser intellektualistische Einwand scheidet an der seelischen Wirklichkeit. Es *kommt* nicht jeder; es *fühlt* sich tatsächlich nicht jeder zu uns gehörig, wenn er auch rein intellektualistisch-begrifflich-programmatisch seine Zugehörigkeit demonstrieren könnte. Die einzelnen Gemeinschaften, Gruppen, Kreise sind doch lebendige Organismen, die Fremdkörper von selbst ausscheiden, um so kräftiger übrigens, je weniger sie organisiert, d. h. an ein begriffliches (also hintergehbare) Programm gebunden und mit beamtenmäßigen (also mechanistischen) Organen ausgerüstet sind. Kommen *dürfen* muß jeder; heimisch werden wird nur, wer zu uns gehört.

Dieser Gedanke einer absoluten Freiheit geht dem Philister, dem Rationalisten, dem Schulmeister, dem Begriffsgläubigen, d. h. Glaubensunfähigen, kurz, dem innerlich unjugendlichen Menschen nicht ein. Hilflos suchen sie immer wieder nach äußeren Garantien, sie halten es für Wahnsinn, eine Bewegung *einzig und allein ihrem Geist zu überlassen*, weil sie nicht an den Geist glauben. Sie sehen von allen Werten nur das leere Negativum; Freiheit, deren schöpferischen Gehalt sie nicht spüren, ist ihnen Willkür, Führertum Autoritätsherrschaft, Geist Empörung.

Ob aber Geist da ist oder nicht, können sie nicht merken und nicht beurteilen. Daher ist die Lebensfrage des Geistes ihnen gegenüber immer eine Machtfrage. Die Bewegung selbst weiß, ob lebendiger Geist in ihr lebt, also ob sie es wagen kann, sich ohne äußere Stützen und Bindungen einfach ihrem inneren Entwicklungsgesetz zu überlassen, ohne das Ziel schon zu kennen. *Ihre* Garantien sind einzelne Menschen (wir nennen sie Führer), von denen sie weiß, daß sie imstande sind,

Geist und Scheingeist zu trennen und die Bewegung rein und lebendig zu erhalten.

Selbstverständlich sind unter der „Organisation“ in der Loreley-Resolution nicht etwa nur die ausführenden gewählten Organe (Ausschüsse usw.) zu verstehen. Nein, die Organisation ist die *ganze* Freideutsche Jugend, sofern sie eben als organisierte betrachtet wird. Zur Organisation gehört auch die Wählerversammlung, die Vertreter wählt. Wenn wir also die Organisation *grundsätzlich* ablehnen, so auch die Organisation als allerbreiteste, demokratische Grundlage; auch sie darf der Bewegung nicht Richtung und Grenzen geben, d. h. den Geist nicht meistern. Auch nicht die Gesamtheit, die Versammlung aller zur Bewegung Gehörigen. Der Geist soll auch Mehrheitsbeschlüssen dieser untersten, grundlegenden, allgemeinsten Organisation nicht unterliegen, sondern *ganz* frei sein. Indem wir nun aber solche unbedingte Freiheit fordern, eine solche Uneingeschränktheit geistiger Auswirkung, reden wir nicht für eine äußere und allgemeine Parität. Es wäre ein intellektualistisch-mechanistisches Mißverständnis, wenn man für unsere Meinung hielte, man solle möglichst aus allen Töpfen der Jugend auftragen. Nein, man braucht überhaupt nichts zusammenzusuchen, man soll nur den Geist, der sich der Jugend von selbst bemächtigt und zu dem sie sich hingezogen fühlt, nicht künstlich von ihr fernhalten wollen. Zwar solange es Hauptausschüsse u. dgl. gibt, werden sie das nie lassen können; das liegt im Wesen solcher Institutionen und ist stets so gewesen. Sie werden ihre Schutzbefohlenen, unwillkürlich schon, so zu beeinflussen trachten, daß sie ihnen selbst nicht über den Kopf wachsen. Aber es darf nie irgendein Ausschuß entscheiden, wer mit seinem Gedankenkreis zur Freideutschen Jugend gehört.

Das Schlimmste war, daß ein vorgefaßter Begriff von freideutscher Art, eine bloße Konstatierung ihres eigenen geistigen Typs, in naiver Selbstverliebtheit einfach zum Ideal, zum Maßstab gemacht worden ist. Die Bewegung soll ja gewiß Charakter haben und nicht formlos verfließen. Aber den muß sie von innen heraus und allmählich erhalten; ihre Grenzen werden sich nach und nach herausstellen, als Grenzen ihrer Gestaltung, als Form, dürfen aber nicht *von vornherein* festgelegt werden. Das ist Dogmatismus und Pfäfferei, das ist das

Gegenteil von innerer Wahrhaftigkeit. Erst in langer Auseinandersetzung mit den Problemen des Lebens und Denkens soll die Freideutsche Jugend ihre innere Form gewinnen. Und man muß eben so viel *Glauben* an ihren Geist, ihre Ehrlichkeit und ihre jugendliche Kraft haben, daß sie in solchem Ringen nicht untergehen wird.

Praktisch wird es immer darauf hinaus kommen, daß ihr die mit dem Charisma begabten, die Produktiven, die Führer Richtung und Grenzen verleihen. Aber nicht auf Grund irgendeines Auftrags oder irgendeiner Machtvollkommenheit, sondern weil nur sie, *sie ganz allein* imstande sind, die immanente Form eines neuen Lebens (den neuen Menschentyp, den neuen Stil) zu erkennen und zu schaffen. Das ist dann aber keine *rechthliche* Einengung oder Begrenzung der Bewegung, sondern nur eine *tatsächliche*; keine exklusive und negative, sondern eine schöpferisch gestaltende. Und das sozusagen politische Prinzip, das vergesellschaftende, ist dann nicht Selbstbejahung, sondern Glaube an den Geist.

Je stärker man die äußeren Stützen macht, um so schwächer wird der innere Halt; je stärker die Sicherungen, um so geringer die Sicherheit; je umfassender der Mechanismus, um so mehr verkümmert das Leben; je mehr man alle Gefahren beseitigt, um so weniger entwickelt sich der Mut. Das ist ein Wachstumsgesetz.

Was wir wollen, ist eine freischwebende, von der Kraft der eigenen Schwingen, von der fortwirkenden Schwungkraft eines enthusiastischen Anfangs getragene, eine wagemutige Jugend, die keine Bevormundung und Selbstpolizei will, sondern nur ein freies Wirken des Geistes in ihrer Gemeinschaft. Wie eine solche konkret und praktisch aussehen und handeln würde, ist eine Sache für sich. Zunächst würden die Einzelgemeinschaften bleiben, wie sie sind, und sich auf freien Jugendtagen treffen, miteinander, mit zu ihnen kommenden einzelnen und mit schaffenden und führenden Männern, die sie sich herbeirufen würden oder die von selbst kämen. Dann erst begänne die eigentliche Entwicklung¹.

¹ Auf dem freideutschen Führertag in Holzminden am Solling (Okt. 1917), für den diese Ausführungen bestimmt waren, hat sich dann die durch den Jugendtag von der Loreley vertretene Richtung im wesentlichen durchgesetzt (vgl. Freie Schulgemeinde VIII. Jahrg. Heft 1).

JUGENDKULTUR

Das Schlagwort Jugendkultur, das im verflossenen Jahre in der Öffentlichkeit aufgetaucht ist, bedeutet zunächst eine besondere, ihrem Wesen angemessene Lebensführung der Jugend, einen besonderen jugendlichen Lebensstil. Hierunter würde sich mancher wahrscheinlich nichts vorstellen können, wenn es nicht seit mehr als einem Jahrzehnt den Wandervogel gäbe. Er hat den ersten ernsthaften Versuch gemacht, eine Jugendkultur zu schaffen. Das darf heute wohl als bekannt vorausgesetzt werden. Nämlich, daß der Wandervogel nicht lediglich ein Verein für Schülerwanderungen war und auch nicht als ein solcher entstanden ist, sondern daß das Wandern für ihn Ausdruck eines spezifisch jugendlichen Lebensgefühles und zugleich das Mittel zu jugendlicher Lebensbetätigung war. Das Wandern diente dazu, die Jugend aus dem Schoß der Familie herauszuführen, diente ihrer Absonderung und gab ihr die Gelegenheit, sich draußen eine eigene Geselligkeit zu bilden, unter sich zu sein und unabhängig von den Erwachsenen und oft im Gegensatz zu ihnen sich eigene Interessen und Ideale, ja eine eigene Sprache und Gesittung zu schaffen.

Die Gefahr dieser Entwicklung besteht darin, daß die Jugend ohne geistige Führung bleibt. Ganz auf sich selbst angewiesen, der eigenen geistigen Leistung überlassen, kann sie nur allzu leicht geistiger Inzucht verfallen. Und der Wandervogel ist nach meiner Überzeugung diesem Schicksal nicht entgangen. Es hat sich in ihm ein Geschmack entwickelt — ich meine nicht nur den ästhetischen Geschmack, sondern ebensowohl den ethischen und intellektuellen — der deutliche Spuren geistiger Unterernährung trägt. Man hat sich mit billigen, leicht zugänglichen Werten begnügt und nicht Sinn und Kraft für geistige Arbeit ausgebildet, keinen Hunger nach Höchstem, keine Strenge gegenüber dem Halbguten, kein Vorwärtsdrängen, kein Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber dem Geist. Seit ich diese Kritik am Wandervogel geübt habe, ist ihre Berechtigung mehr und mehr von Führern des Wandervogels anerkannt worden, und schon gibt es mancherlei Ansätze zu neuem Streben.

Diese Kritik aber soll kein Vorwurf sein. Der Wandervogel hat recht

daran getan, die Jugend zu isolieren und auf sich selbst zu stellen, und selbst wenn er gespürt hätte, daß er der geistigen Führung Erwachsener nicht entraten könnte, hätte er höchstwahrscheinlich keine Führer gefunden. Eine gewisse geistige Verarmung *mußte* eben in den Kauf genommen werden, wenn es galt, erst einmal wieder *rein* jugendliches Empfinden herzustellen, Jugend in Reinkultur zu züchten.

Nie trifft man auf so affektbesetzten Widerspruch, wie wenn man den Satz ausspricht, daß *die Jugend* (worunter ich die Zeit nach der eigentlichen Kindheit verstehe) *im Familienleben gemeiniglich nicht zu ihrem Recht komme*, und daß also irgendeine Veranstaltung nötig sei, *die der Jugend gestattet, jung zu sein*. Der klarste und positivste Beweis aber für diesen Satz ist eben der Wandervogel. Er ist eine elementare Äußerung des im Familienleben unbefriedigten jugendlichen Lebensgefühls, eines starken Willens der Jugend zu sich selbst. Und so gewiß die Familie durchschnittlich ihren Kindern nicht bieten kann, was der Wandervogel ihnen bietet, so gewiß ist sie nicht die einzige und zulängliche Stätte jugendlichen Lebens. Denn wer vom Wandervogel eine Ahnung hat, wird nicht behaupten wollen, daß er für die Jugend ein Luxus wäre, ein Spiel neben anderen, an dem man teilnehmen könne oder auch nicht.

War diese Unzulänglichkeit der Familie von jeher? War das Bedürfnis der Jugend nach Isolierung und Eigenleben auch früher immer latent vorhanden, nur unbefriedigt und durch strengere Zucht unterdrückt? Oder war es mehr befriedigt, als heute unter dem mit seinem Myzel alles durchsetzenden Bureaokratismus und der Herrschaft des allwissenden Reglements? Der Gedanke liegt nahe, daß erst durch die Mechanisierung unseres geistigen Lebens überhaupt, wie sie das Zeitalter des Kapitalismus und der Zeitung uns gebracht hat, auch die Familie so erstarrt und geistig unfruchtbar, unlebendig geworden ist, daß die noch lebenswarme, wache Jugend in ihr sich nicht mehr ganz zu Hause fühlen kann.

Aber Isolierung kann nicht die endgültige Lösung des Jugendproblems sein. Es muß eine Synthese gefunden werden, eine Versöhnung der Jugend mit jener Kultur, die doch nun einmal von den Erwachsenen bewahrt und gepflegt wird, und eine Möglichkeit, ohne Preisgabe jugendlicher Eigenart doch nicht auf Führung verzichten zu müssen.

Zwar kann diese Synthese nicht in einer Rückkehr der Jugend in den Schoß der Familie, nicht in einer Unterwerfung unter den konventionellen Lebensstil der Alten bestehen. Vielmehr muß, neben Familie und Jugendbund, eine dritte Größe gefunden werden, die Trägerin der Synthese ist; eine Veranstaltung, die die Jugend ebenso isoliert, wie es der Wandervogel getan hat, sie also von der Familie emanzipiert, die aber zugleich der Jugend berufene Führer gibt und den Zugang zu den wirklichen Werten der Kultur eröffnet, also ihre Isolierung innerlich und geistig überwindet. Indem man die Aufgabe dieser gesuchten Institution in dieser Weise bestimmt, leuchtet die Erkenntnis auf, daß wir sie schon besitzen: denn dies ist die Aufgabe *der Schule*.

In der Schule ist die Jugend isoliert. Die Schule ist eine Veranstaltung, die ganz und gar um der Jugend willen da ist. Sie beansprucht mehr als den halben Tag der Jugend. Darum muß sie zum gemeinsamen Heim der Jugend werden, zur Stätte ihres gemeinsamen Eigenlebens, zur Burg und Freistatt der Jugend inmitten einer Gesellschafts- und Lebensordnung, die sonst fast achtlos über die Jugend hinwegfährt. Der Wandervogel richtet Landheime ein und baut „Nester“; aber das große gemeinsame Heim und Nest der Jugend muß die Schule werden. Nur wenn sie sich so umwandelt, wird sie ihren Gefängnischarakter verlieren. Und muß man denn nicht, wenn man mit unbefangenen Blick diese seltsame Anstalt betrachtet, in die Tag für Tag die gesamte Jugend zusammengepfercht und eingeheimst wird, ganz erfüllt sein von den ungeheuren Möglichkeiten, die sich hier eröffnen? Kann man es ertragen, die Jugend noch länger hier als amorphes Material aufzuspeichern und bearbeiten zu lassen, und gedankenlos vorbeigehen an der Fülle von Leben, von volksverjüngender Kraft, die hier auf Erlösung wartet?

Dann erst, wenn die Schule die *Befreierin* der Jugend geworden ist, wenn eine freie Jugend in ihr wogt und wächst, kann sich diese Jugend der Schule anvertrauen. Und erst an einer die Schule bejahenden, an einer *mitwollenden* Jugend kann die Arbeit der Schule fruchtbar sein. Damit ist dann die Möglichkeit gewonnen, die Jugend vor jener geistigen Unterernährung zu bewahren, die ihr droht, wenn sie allein auf sich angewiesen ist. Nicht freilich durch die heutige Überfütterung mit

unverdaulichen Stoffen, sondern durch die Entwicklung geistiger Kräfte und Bedürfnisse, durch Erweckung geistigen Hungers und eines starken und strengen Kulturwillens.

Eine solche Schule nenne ich eine *Freie Schulgemeinde*¹. In der Freien Schulgemeinde wird der Eigenwert der Jugend anerkannt: sie beruht auf dieser Anerkennung; er wird aber nicht nur anerkannt, sondern verwirklicht und gesteigert. Die Freie Schulgemeinde hat ganz und gar nichts zu schaffen mit jener Pädagogik, die lediglich die sogenannte Natur walten lassen will. Das ist eine Pädagogik ohne Ziel, die sich selbst und die Jugend nur im Kreise herumdreht. Nicht das ewige, langweilige und selbstverständliche „Werde der du bist“ ist ihre Losung, nicht eine nur wieder natürlich gewordene Jugend schwebt ihr vor, sondern eine edle, gebildete und geformte. Hier werden die besten verborgenen Kräfte der Jugend entfesselt, nämlich ihre reine Empfänglichkeit für Größe, Schönheit und Adel, ihr Bedürfnis zu verehren und treu zu sein, ihr Wille zum Letzten und Unbedingten. Und indem die Schule, eine Insel der Wahrheit und Unbestechlichkeit inmitten der trüben Fluten unseres öffentlichen Lebens, sich auf diese höchsten Eigenschaften der Jugend einstellt, leistet sie dem Volke, ja der Menschheit weltgeschichtliche Dienste in einem höheren Sinn: sie bildet eine neue Generation heran, die (wie es Fichte einst forderte) von vornherein um einen Schritt weiter ist als die alte, von vornherein ihrerseits die Weltgeschichte auf einer höheren Stufe anfängt. So wird durch die Schule die Jugend in den Kulturfortschritt eingegliedert, für die Kultur gewonnen durch Kultivierung ihrer eigenen besten Instinkte.

Ich kann mir keine andere echte und ganze Jugendkultur denken, als eine, die durch eine neue Schule vermittelt wird. Und vielleicht liegt die Verwirklichung dieses Gedankens nicht mehr in so unabsehbar weiter

¹ Es wird nunmehr wohl kaum nötig sein, der üblichen Gleichsetzung von Freier Schulgemeinde und Landerziehungsheim entgegenzutreten. Beide haben nichts miteinander zu tun. Ein Landerziehungsheim ist ein nach schulreformerischen Grundsätzen geleitetes Schulinternat auf dem Lande. Eine Freie Schulgemeinde ist ein neuer Schultypus. Er kann natürlich in der Form eines ländlichen Internates verwirklicht werden und wird zunächst in dieser Form vielleicht die günstigsten Bedingungen für seine reine Darstellung finden. Aber er ist nicht auf diese Form angewiesen: jede Schule soll zur Freien Schulgemeinde werden können.

Zukunft, wie es uns jetzt scheinen mag. Regt sich doch in der Jugend selbst die Sehnsucht nach einer solchen erneuerten und veredelten Schule: in der Schuljugend ist dafür ein Symptom die vielberufene Jugendzeitschrift „Der Anfang“, unter den künftigen Erziehern derjenige Flügel der pädagogischen Studentenbewegung, der sich nicht zufrieden gibt mit dem Studium der gegenwärtigen Schule und der mancherlei für sie vorgeschlagenen Reformen, sondern einen Kulturwillen, der aufs Ganze geht, als Grundlage einer neuen Schule und Erziehung fordert und vertritt.

Und schließlich hat es ja *eine* wirkliche Freie Schulgemeinde gegeben, die wenigstens auf dem Wege war, die neue Schulerziehung zu verwirklichen und dadurch — ich will nicht sagen eine gewisse Bürgschaft für ihre Möglichkeit geboten, aber doch eine lebendige Vorstellung von ihr vermittelt hat. Nur daß man nicht glaube, was hier von innen heraus aus einem neuen Geist und Gedanken geboren wurde, äußerlich kopieren zu können. Die Menschen greifen immer nach dem Leichtesten, und so möchten sie die Schulgemeinde auch lieber mechanisch lernen, statt sie sich geistig zu erarbeiten. Handeln ist leicht, Denken schwer, sagt Goethe. Mit Schulreformen möchte man sich loskaufen von der großen Aufgabe der Neuschöpfung, der Wiedergeburt der Schule aus dem Geiste der Jugend und aus einem strengen Kulturwillen, und mit allerlei Jugendpflege von der Forderung einer Jugendkultur. Das darf uns aber nicht abhalten, allem, was man uns als äußeres Programm vorschlägt, ein tapferes Nein entgegenzusetzen. Alles das ist vorläufige Arbeit, Vortruppgefecht, keine Entscheidungsschlacht. Es ist schwer, allen Versuchungen gegenüber fest dabei zu bleiben: um einen neuen Geist handelt es sich, nicht um äußere Einzelforderungen. Wenige nur besitzen die Spannkraft, um dies zu ertragen, ohne dabei zu erstarren, aber auf diese wenigen allein kommt es an. Es muß wieder Führer geben für die Jugend, Führertum für sie wieder fruchtbar gemacht werden.

Das gehört zu dem Wichtigsten, was wir in Beziehung auf die Jugend zu lernen haben und was uns auch der Freideutsche Jugendtag vor Augen führen konnte. Die Masse war immer bereit zur Passivität, das heißt sich festlegen zu lassen auf äußere Forderungen, durch eine „Tat“

sich beständige Tätigkeit zu ersparen. In der Jugendbewegung aber dürfen nicht die trägen Masseninstinkte zur Herrschaft kommen, sondern die Jugend muß aus der geistigen Lebendigkeit ihrer Führer schöpfen, an ihrem Leben ihr eigenes immer wieder entzünden. Das ist der Weg, auf dem wir zu einer Jugendkultur kommen werden. Sie ist kein Programm, sondern eine Idee, kein Mosaik von Lebensreformen, sondern ein neues Leben.

WANDERVOGEL UND FREIE SCHUL- GEMEINDE

I

Wir müssen versuchen, uns endlich zu verständigen. Scheinbar reden wir immer noch aneinander vorbei. Als ich im Januar d. J. in der „Freien Schulgemeinde“ (III, 2) zum Wandervogel und seiner Jugendkultur kritisch Stellung nahm, wurde mir zunächst mit stumpfer Verständnislosigkeit und Ablehnung begegnet. Allmählich aber wurde man aufmerksam und nachdenklicher. Gerade geistige Führer des Wandervogels (W.-V.) teilten mir ihre bedingte oder unbedingte Zustimmung mit, und heute bin ich gewiß, daß in sehr weiten Kreisen des W.-V. die Überzeugung — oder sagen wir lieber: das Gefühl — herrscht, daß ich einem berechtigten Bedenken zum Ausdruck verholfen und der Bewegung einen Dienst erwiesen habe. Und merkwürdigerweise scheint dies Gefühl unabhängig zu sein von der entgegengesetzten Meinung, daß ich dennoch dem W.-V. unrecht getan habe.

Die drei Aufsätze des 10. Heftes des „Jung-Wandervogels“ (J.-W.-V.) beschäftigen sich sämtlich mit mir. Nimmt man sie zusammen, so ergeben sie etwa das soeben angedeutete Stimmungsbild. Ich erkenne aber gern an, daß sie sich sämtlich auf einer Höhe halten, auf der man mit Nutzen und Freude verhandeln kann. Und so sei es mir gestattet, einmal selbst im J.-W.-V. das Wort zu ergreifen, um noch klarer zu machen, worum es sich nach meiner Meinung handelt.

Ich möchte dabei zweierlei vorausschicken. Erstens: Zum Freideutschen Jugendtag hatte ich eine kleine Schrift fertiggestellt, die aber durch ein Versehen der Eisenbahn dort nicht zur Auslage kommen konnte. Sie heißt: „Der Gedankenkreis der Freien Schulgemeinde. — Dem Wandervogel gewidmet.“ In ihr habe ich unsern Jugendkulturkreis und sein Verhältnis zum W.-V. kurz und übersichtlich darzustellen gesucht, und ich möchte hiermit ein für allemal besonders diejenigen, die mein größeres Buch „Schule und Jugendkultur“¹ nicht lesen wollen, auf diese Schrift verweisen, zugleich auch die Bitte aussprechen, daß man öffentlich zu ihr Stellung nehme.

¹ Eugen Diedrichs Verlag in Jena.

Zweitens: Billige ich schon die besondere Richtung des J.-W.-V., die Wahrung der Autonomie der Jugend gegenüber der gegenwärtigen Schule, so halte ich es überhaupt für keinen Zufall, daß ich gerade in den Kreisen des J.-W.-V. so weitgehende Zustimmung gefunden habe. Der J.-W.-V. hat mit der Freien Schulgemeinde gemeinsam seinen verhältnismäßig geringen Umfang. Möchte in ihm nie die Zahlenwut ausbrechen, möchte er stets Qualität über Quantität stellen, möchte er es sich bewußt vornehmen, eine *Auslese* der Jugend zu bilden, und nicht durch Organisierung und Zentralisierung der Massen zu wirken, sondern — wie die Freie Schulgemeinde — durch Erzeugung eines höheren Stiles von Jugendgemeinschaft, durch Verinnerlichung der Jugendbewegung, durch Bereicherung des jugendlichen Lebens, durch höheren Adel, d. h. größere Strenge der Ansprüche an sich selbst, zu der er seine Scharen erziehen möge.

Wenn ich mit der Vermutung recht habe, daß ein solcher Wille — bewußt in den Führern, unbewußt in den Scharen — wirklich im J.-W.-V. lebt, so kann ich nicht anders, als daran die Hoffnung knüpfen, daß nach und nach den J.-W.-V. und mich und die Meinigen ein engeres Band von Bundesgenossenschaft und Freundschaft verknüpfen werde.

II

Indem ich so die Grundgesinnung andeute, die nach meiner Ansicht im J.-W.-V. herrschen sollte, kennzeichne ich zugleich auch schon den Grundgedanken meiner Kritik am W.-V.: höherer Stil, Verinnerlichung, größere Strenge waren es, was ich forderte.

Ich habe mich dabei wesentlich auf eine Kritik des im W.-V. herrschenden künstlerischen Geschmacks beschränkt. Nicht als wenn ich glaubte, das Leben der Wandervögel oder überhaupt der Menschen sei wesentlich mit Kunst ausgefüllt, oder weil ich „alle Lebensäußerungen nur auf ihren Kunstwert prüfen wollte“, sondern weil der Rang der seelischen Bedürfnisse des Menschen, seine geistige Einstellung und Anspannung, seine innere Kultur nirgends sich so unmittelbar, unbestochen und anschaulich darstellen wie im künstlerischen Geschmack. Auf seinem Gebiete findet man die wichtigsten Symptome, in ihm erfaßt man den geistigen Menschen in seiner Ganzheit viel echter

und sozusagen nackter als in seinen sogenannten Überzeugungen, die eben wirklich meist nur angelegte Bekleidung, „Überzeugung“ sind.

Ich will also versuchen, meine Kritik an der W.-V.-Kunstübung noch einmal recht klarzumachen. Ich schicke dabei voraus, daß ich nie daran gedacht habe, sogleich die Massen zu einer andern Wahl ihrer Kunstbetätigung zu veranlassen; ich wollte lediglich auf die geistigen Führer wirken. Und ich wollte auch keine Änderung der Satzung oder des — geschriebenen oder ungeschriebenen — Programms, sondern eine allmähliche Umwandlung und Steigerung des Geschmacks, die sich von selbst und von innen heraus durchsetzen wird, sobald den Führern der herrschende Stil problematisch wird und ein neuer, höherer in ihre Gesichtswerte tritt.

Deswegen verstehe ich das alles, was Ilgen gegen mich anführt, sehr wohl: „Der Gesang das in Wort und Melodie übersetzte Sehnen, sich eins zu fühlen mit der Umgebung“; oder: „Und da hatten sie nur das eine Sehnen, sich als harmonisches Glied in diese schöne Welt einzufügen, mit ihr eins zu sein. Und da mußten sie singen.“ Aber die Frage ist ja eben, ob diese Haltung — in Einzelfällen selbstverständlich gern zugestanden — wirklich Gesamteinstellung, Lebensstil sein darf. Verglichen mit dem Snobismus und Fatzkentu oder dem Alkoholphilistertum der Großstädte gewiß das Schönere. Aber wer wird sich mit dem Gesindel vergleichen, an ihm sich messen wollen! Die Frage ist, ob nicht über jenes hingebende Naturgefühl, jene Romantik hinaus ein Ziel liegt, ein höherer, aber auch noch erreichbarer Lebensstil, und ob wir uns nicht lieber an *diesem* messen wollen.

Meine Kritik an der von Ilgen deutlich bezeichneten allgemeinen Einstellung zu Natur und Kunst will ich an einem verwandten Gebiete zu erläutern suchen. Wie ist es mit der erotischen Spannung? Sie ist jenem Naturgefühl nicht nur ähnlich, sondern wohl gar dessen Wurzel. Auch sie ein Sehnen, sich eins zu fühlen mit dem geliebten Wesen, ein Begehren nach Lösen einer Spannung. Aber aus dieser Spannung leiten wir keineswegs das Recht ab, die nächstliegende, billigste Lösung dieser Spannung zu wählen. Im Gegenteil, wer reifer, stärker und ernster ist, der weiß, daß der Bogen, den Erös spannt, unsre eigene

Seele ist, und daß diese Spannung es ist, die uns befähigt, den Pfeil unsrer Sehnsucht über uns hinaus zu schießen, nach fernen hohen Zielen zu trachten. Und fände die Liebe selbst keine Erfüllung, dennoch bleibt sie ein Geschenk der Götter, ein Mittler zwischen Menschen und Göttern. „Mit Liebe läßt's ein Wicht bewenden. Ich will, es soll mir was *vollenden*“ (Spitteler).

Dazu heißt es freilich stark sein, Spannung ertragen können, sich selbst vor ihrem Schmerz nicht fürchten, gute Nerven in der Seele und einen langen Atem haben. Und das ist die Vorbedingung aller Größe. Wer nichts bei sich behalten, in sich aufspeichern und anwachsen lassen kann, wer alles sogleich wieder von sich geben muß, der kann nie reich und tief werden, er wird ein Schwätzer. Und nun — ist es nicht auch etwas wie Geschwätzigkeit, jeden starken Natureindruck sofort „abreagieren“, sofort wieder mit Gesang zum Ausdruck bringen, die eben empfundene Spannung sogleich wieder auslösen zu müssen? Nicht schweigen können? „Und so *mußten* sie singen.“ Mußten? Muß es wirklich sein? *Sie* mußten singen. Aber sie sollten solche sein, die nicht immer gleich singen müssen, so gut wie sie nicht jede erotische Spannung gleich betätigen sollen.

„Wenn ein Gedicht mich begeistert und mir etwas ist, so kann es mir ganz einerlei sein, ob ‚Kunstsachverständige‘ sagen, es habe ‚künstlerischen Wert‘ oder nicht.“ Wirklich? und wenn es ein großstädtischer Gassenhauer wäre? Doch meinetwegen auch das. Aber ist diese Gesamteinstellung nicht wieder dieselbe bequeme? Sich gleich dem Eindruck hinzugeben, ohne zu fragen, ob man sich nicht zu billig verkauft? Man braucht sich vielleicht nicht nach den „Kunstsachverständigen“ umzusehen, falls man selbst einen hehren Begriff von Kunst im Herzen trägt. Aber das sollte man freilich (und wird es ohne Schulung durch „Kunstsachverständige“ wohl nicht erreichen). Und an diesem Begriff von Kunst sollte man doch seinen eigenen Geschmack messen. Oder soll es wirklich unser Ideal sein, kein Gesetz über uns zu haben? und nicht vielmehr: ein erhabenes, würdiges, großes Gesetz, dem wir in Freiheit dienen?

Es geht auch nicht an, sich darauf hinauszureden: wir wollen ja gar keine eigentliche Kunst pflegen. Das kommt mir vor, als wenn jemand

sagen würde: du darfst unsre Taten nicht so streng beurteilen, wir wollten ja gar nicht moralisch handeln. Die Kunst ist das große Soll, das Gesetz, der unbedingte Imperativ, der sich von selbst als Richtschnur geltend macht, sobald irgendeine menschliche Betätigung sich auf das Gebiet des phantastischen Schaffens begibt. Man *kann* keine Musik machen, ohne daß sie entweder gute oder schlechte, ernste oder weichliche, gefälschte oder reine Musik usw. ist. Jeder andere Standpunkt der Musik gegenüber ist der bequeme des Philisters, ganz einerlei, ob er für Operettencouplets oder für mittelmäßige Volkslieder Duldung verlangt. Diese grundsätzliche Einstellung ist wichtiger als die einzelnen Urteile, über die man ja mitunter streiten kann. Warum das Lied eine nicht vollwertige Kunstübung ist, warum von den Volksliedern nur wenige gut sind, das führt auf tiefer liegende Fragen des Kunsturteils, auf die ich hier nicht eingehen kann. Ich verweise statt dessen auf die Schriften A. Halms, besonders auf das Buch: Von zwei Kulturen der Musik (Gg. Müller, München). In diesen wird der Leser Grundlegendes darüber finden, doch freilich nichts, das ihn eigenen Weiterdenkens überhöbe; und solches will auch ich hier nicht schreiben. — Also damit, daß eine Musik oder ein Gedicht uns gefällt, uns begeistert, ist über seinen Wert, ja, seine Existenzberechtigung noch gar nichts ausgemacht. Dann erhebt sich die Frage, ob es uns begeistern *durfte*. Und solche Kritik ist zugleich Selbstkritik; und also der Prüfstein letzter Ehrlichkeit und Tapferkeit.

Ein anständiger Mensch darf nie für sich Duldung verlangen. Nicht immer kann er das Gesetz höheren Fühlens und Denkens und Handelns erfüllen, aber immer soll er es anerkennen. Mag sein, daß der W.-V. gegenwärtig über gewisse Mittelmäßigkeiten noch nicht hinauskommen kann. Dann aber soll er das als Schwäche fühlen, die irgend einmal überwunden werden muß, aber nicht aus der Schwäche ein Recht und wohl gar einen Glaubenssatz machen.

Von letzterem aber sind wir nicht mehr weit entfernt; es ist bereits die Theorie zur Mittelmäßigkeit erfunden, und dazu müssen die ganz ausgezeichneten Ausführungen dienen, in denen Blüher¹ das Wesen der Jugend als Romantik charakterisiert. Der junge Mensch hat „für

¹ Hans Blüher, Wandervogel. 2 Teile. (Berlin-Tempelhof, B. Weise.)

Klassik u. dgl. Dinge“ (!), sagt Ilgen, kein Verständnis. (Auffallend ist es freilich, daß Blüher dann später auch meiner Kritik am W.-V. rückhaltlos zugestimmt hat: Freie Schulgemeinde III, 3.)

Eine Romantik kann alle möglichen verschiedenen Inhalte haben. Bald müssen Indianer und Seeräuber, bald Griechen, Polen, Buren, bald das Mittelalter ihn liefern. Also nicht der Inhalt macht das Wesen der Romantik aus, sondern die gemeinsame Stimmung, die gemeinsame treibende Kraft. Und diese möchte ich einmal bezeichnen als das Bedürfnis nach der Wirklichkeit eines höheren, schöneren Lebens. Dem romantisch Gestimmten ist die Wirklichkeit schal und trivial, ja, eigentlich unwirklich. Nicht die brutale Tatsächlichkeit scheint ihm wichtig, sondern der Gehalt des Daseins an übervernünftigen, ewigen Werten; nicht das Seiende, sondern das Seinsollende. Dies aber ist ihm nicht bloß objektive Idee, Theorie, Erkenntnis, sondern subjektives Bedürfnis; er kann *glauben*, er glaubt, daß es dennoch möglich sei, dies höhere Leben auch zu verwirklichen, neben und über der trivialen eine höhere Wirklichkeit wirklich zu leben — und sei es auch nur bei sich selbst. Diese Umwertung, dies Verrücken des Lebens- und Glaubensschwerpunktes aus der Alltäglichkeit in das Gebiet des Ideals, das ist das Wesen der Romantik, die man als das Wesen der Jugend erkannt hat.

Aber keineswegs ist es gesagt, daß diese Romantik immer den Inhalt zu behalten braucht, den sie bis jetzt im W.-V. hatte: Bachantentum, Volkslied usw. Man suchte unter diesen Formen ein Leben der Freiheit, Natürlichkeit und Wahrhaftigkeit; man hat es auch gefunden, doch mit manchem Aber. Erborgte Formen sind eben nie ganz echt und restlos wahrhaftig; und es ist auch nicht möglich, daß in diesen Formen die ganze Sehnsucht der Jugend zum Ausdruck komme. Denn die Wandervogel-Kultur ist von einer künstlichen Zeitlosigkeit. Aber die heutige Jugend, sie mag wollen oder nicht, bleibt nicht unberührt von ihrer Zeit. In *ihrer* Zeit die großen, bleibenden Werte erkennen zu lernen, um dann auf diese den Schwerpunkt des Lebens und Glaubens zu legen, das ist ihr Bedürfnis; der W.-V. aber ist Flucht aus der Zeit. Diese Verneinung ist gut als eine Absage an die vielen „Fortschritte“ der Zivilisation und Technik, von denen das Wort gilt vom Gewinnen

der ganzen Welt auf Kosten unserer Seele. Aber das ist nur die eine (und leichtere) Hälfte der Arbeit, die positive Ergänzung fehlt noch, sie ist Surrogat geblieben.

Ich weiß wohl, daß man mir sagen wird: wie können wir, ein Wanderbund, so Großes leisten? Aber eben weil ich von den „Landheimen und Nestern“ und noch manchen anderen Ansätzen *nicht*, wie Ilgen meint, gering denke, hege ich große Erwartungen, stelle ich hohe Forderungen. Dennoch: ich erkenne die Grenzen des Möglichen für den W.-V. sehr wohl. Er *muß* seinem Wesen gemäß nach dem Ganzen einer Jugendkultur trachten, und er hat doch schließlich bestenfalls nur ein Drittel des jugendlichen Lebens in der Hand. Je ein Drittel beanspruchen Schule und Familie. Was ist da zu tun?

Dies ist zu tun. Weder Schule noch Familie machen Anstalten, der Jugend ihrem Wesen angemessene Lebensformen zu schaffen, ihr die Möglichkeit zur Entfaltung ihrer besten Kräfte und zu einer als sinnvoll und ernst empfundenen Tätigkeit zu gewähren. Von jenen drei Faktoren ist der einzige pädagogisch lebendige der W.-V. So muß er eben auch die Aufgaben der beiden anderen auf sich nehmen. Nicht ihre Rechte anfechten, sondern ihre Arbeit leisten.

Das wird nur demjenigen überspannt und vermessen klingen, der noch keine andere Arbeit kennt als äußere und technische. Solche meinen wir nicht. Der W.-V. soll keine Schulreformprogramme aufstellen und vertreten. Aber ihm soll die Verbindung der Jugend mit der Kultur, ihre Stellung in unserer Zeit nicht länger gleichgültig bleiben. Jugend und Kultur zusammenzubringen, das ist eigentlich Sinn und Wesen der *Schule*; darum kann ein Ganzes von Jugendkultur zustande kommen nur mit Einschluß oder Mitwirkung der Schule. Muß man auf ihre Mitwirkung tatsächlich verzichten, weil sie tot ist, so soll jetzt im W.-V. eine neue Schule lebendig werden. In ihm soll, gleichzeitig und im Zusammenhang mit einem neuen Gefühl für die Jugend, auch *ein neues Schulideal* sich herausbilden als notwendiger Bestandteil des Gedankenschatzes und der Sehnsucht jedes reiferen jungen Menschen. Wer überhaupt noch glauben kann, der kann nicht zweifeln, daß ein solches von allen jugendlichen Seelen mit Inbrunst umfaßtes Ideal einer neuen Schule sich schließlich doch, und dann nicht von oben

herab, von den Alten her durch Verordnungen und Reformen, sondern von innen heraus durch die unwiderstehliche Kraft jugendlicher Liebe durchsetzen wird. Lehrer auf Lehrer wird dann zur Jugend übergehen, die alten sterben aus und ab, die jungen werden erlöst, werden aus Lehrern Führer, und eines Tages bricht auch die leere Schale bürokratischer Formen zusammen, nachdem Geist und Leben schon längst sich neu geschaffen haben.

III

Diese neue Schule, von der ich möchte, daß sie als Idee, als Gedanke und Richtschnur im W.-V. lebendig würde, ist die Freie Schulgemeinde. Die Freie Schulgemeinde — nicht als eine Summe von Einrichtungen, ja, nicht einmal von Gedanken, sondern als die Vision von einer neuen Jugend und einem neuerfüllten, neugestalteten Jugendleben. So soll eine unsichtbare Schule als eine „Versammlung der Seelen in einem Geiste“ (so bezeichnet Luther die Kirche) mitten im W.-V. erstehen, eine Schule nicht als Institution, sondern als Maßstab und Richtschnur des Denkens, als geistiges Band der Gleichstrebenden und auch als Banner der Kämpfenden.

Das ist meine Hoffnung: daß die Freie Schulgemeinde der W.-V.-Jugend diesen Dienst des Organisierens leiste, des Zusammenfassens ihrer Gedanken und Kräfte zu einem wachsenden Organismus. Aber auch für die Freie Schulgemeinde setze ich auf den W.-V. große Hoffnungen. Freie Schulgemeinde, das heißt nicht diese oder jene Anstalt. Stirbt der Geist, so verbürgen keinerlei Betriebsformen einer Anstalt den Charakter einer wirklichen Freien Schulgemeinde. Wie das Reich Gottes, so besteht auch die Schulgemeinde nicht „in äußeren Gebäuden“, sondern sie kann und wird „inwendig in euch“ und in eurer Mitte sein, auch wenn ihr nie ein Wickersdorf gesehen habt, wenn ihr nur selbst wollt, wenn ihr seines Geistes teilhaftig werdet. Wickersdorf war noch nicht das letzte Wort dieses Gedankens, sondern ein erster Auftakt. Und auch wenn ich eine zweite Freie Schulgemeinde eröffnen werde, ist diese nicht *die* Freie Schulgemeinde. Wenn ihr Gedanke nicht von der Jugend selbst aufgenommen und weitergetragen wird, so wird er eines Tages, auf seinen ersten

Altären verlöschend, nicht mehr da sein. Schon jetzt habe ich es erfahren, daß meine treuesten, verstehendsten Freunde mindestens ebensooft aus der Jugend draußen stammen, die sich aus eigenem Antrieb zu mir sammelt, wie aus dem Kreise derer, die mir einmal von ihren Eltern zur Erziehung übergeben wurden.

Und nun stelle ich die vorhin angebahte letzte Frage: ist eine Jugendkultur, wie sie durch die Freie Schulgemeinde, ich möchte sagen: symbolisiert wird, vereinbar mit dem romantischen Grundtrieb der Jugend?

Wir sprachen vorhin von der Zeitlosigkeit des Wandervogels. Welche Rolle aber soll die Jugend innerhalb ihrer Zeit spielen? Diese Frage stand bekanntlich im Mittelpunkt der Verhandlungen des Freideutschen Jugendtages, sie ist für uns brennend geworden. Ich meine, *dies* ist die Aufgabe, die sie sich aus eigenem Instinkt wählen müßte: besser und schöner zu sein und zu bleiben als die herrschende alte Generation. Besser, schöner, reiner und ehrlicher in ihrer Körperlichkeit und in ihrer Geistigkeit. Frei von knechtenden, vergiftenden Gewohnheiten, frei aber auch von Moralheuchelei und dem Dienst der Phrase. Mit unbestechlichem Willen zur Wahrheit, ohne Rücksicht auf persönliche oder Standesinteressen. Mit unbedingter Hinwendung zum Lichte, wo immer es aufleuchten mag. Eine Jugend, die mit vollem Ernst so gerichtet wäre, würde eine schöne Insel inmitten der trüben Flut unseres öffentlichen Lebens bilden, sie würde die Aufgabe erfüllen, das Verständnis für unbedingte Treue gegen Geist und Wahrheit durch unsre chaotische Übergangszeit hindurchzuretten.

Wenn nun der romantische Sinn der Jugend nach einem überbürgerlichen Lebensstil, nach einem höheren, adligen Dasein trachtet, ihre Ehrlichkeit aber zugleich sich nicht aus ihrer Zeit entwurzelt lassen kann, so ist hier ein Lebensinhalt dargeboten, der beide Instinkte vereinigt: der ritterliche Dienst am Geist inmitten unsrer geistfeindlichen Zeit.

Einen so bestimmten ritterlichen Jugendorden bildet die Freie Schulgemeinde — und der W.-V. sollte in seiner Art auch einer werden. Erst von hier aus wird es wohl ganz verständlich werden, was ich bisher am W.-V. auszusetzen hatte. Ich gönne ihm wirklich gern Volkslieder

und Volkstänze. Aber — er sollte sein innerstes Wesen in ihnen nicht wiederfinden, auf sie nicht den Schwerpunkt legen, sie sollten meiner wegen Abhänge und Matten des heiligen Berges sein, nicht der Berg selbst. Nicht die Volkslieder tadle ich, sondern das billige Behagen, die Selbstgenügsamkeit und Weichlichkeit, die Frühfertigkeit, den Mangel an Spannkraft, an großem Willen, an Stolz, an Unersättlichkeit — die Unjugendlichkeit der ganzen seelischen Einstellung. Was sich unmittelbar im künstlerischen Geschmack offenbarte, zeigte sich jetzt in praktischen Entscheidungen auf dem Ersten Freideutschen Jugendtag: die Neigung, nach jedem ersten besten Köder zu schnappen, der einem vorgehalten wird, ohne Gefühl dafür, daß man ein viel größeres Lebensäquivalent zu fordern, weil viel Größeres zu geben hat.

Hiermit mag es genug sein. Ich bin froh, einmal so direkt zum J.-W.-V. haben sprechen zu können. Möchte mir eine Antwort werden, die mein Gefühl, bei ihm Verständnis und wohl gar eine gewisse Verwandtschaft voraussetzen zu dürfen, nicht enttäuscht. Ich habe hier nur andeuten, nur die Richtung bezeichnen können, in der man selbst weiterdenken muß, wenn man mir begegnen will.

Ich erwähnte schon, daß ich hoffe, bald wieder eine Freie Schulgemeinde zu eröffnen. Ich sehe in den Freien Schulgemeinden die Burgen des Jugendheeres. Innerhalb der neuen Jugendbewegung haben sie die Aufgabe, Ruhe-, Sammel- und geistige Waffenplätze zu bilden. Möchte man sie, aus dem Gefühl von Kameradschaft und Bundesgenossenschaft heraus, als solche benutzen. Und noch einen anderen Sammel- und Waffenplatz möchte ich der Jugend zeigen. Es ist die vielgenannte, wenig verstandene Zeitschrift „Der Anfang“. Der „Anfang“ will, ohne selbst irgendeine Richtung zu vertreten, lediglich jede Richtung innerhalb der Jugend zum Wort kommen lassen; ihr die Möglichkeit schaffen, auch in der Öffentlichkeit gehört zu werden, mindestens der Jugend selbst eine Öffentlichkeit schaffen, um sich kennenzulernen und auszusprechen. Wenn mancher mit dem bisherigen Inhalt des „Anfangs“ nicht durchweg einverstanden war, so sage ich ihm: ich bin es auch nicht mit allem. Aber es steht ja in der Hand der Jugend, ihm den Inhalt zu geben, den sie wünscht. Der „Anfang“ steht allen Richtungen offen: nun bemächtigt man sich seiner; wer aber träge oder hoch-

mütig beiseite steht, ist selbst dafür verantwortlich, wenn der „Anfang“ nicht so aussieht, wie er ihn will. Jedenfalls aber bietet der „Anfang“ die Gelegenheit, auch außerhalb der Grenzen der besonderen Wandervogel-Interessen am neuen Lebensstil der Jugend mitzuarbeiten und für ihre Freiheit zu kämpfen. Und angesichts der Tatsache, daß es einem jeden möglich ist, die Haltung des „Anfangs“ zu beeinflussen, erscheint es mir unwürdig der Jugend und untreu, dem „Anfang“ gar noch in den Rücken zu fallen und die wüsten, unwahrhaftigen Angriffe einer gewissen Presse noch zu unterstützen. Für *euch* kämpft der „Anfang“, ihr mögt wollen oder nicht.

Überlegt euch, wie die Sache nach 100 Jahren sich ansieht; und ob man da auf seiten des „Anfangs“ stehen wird oder auf seiten derer, die ihn träge im Stich lassen und verraten.

Vieles noch wäre zwischen uns zu verhandeln. Möge uns ein gemeinsamer Weg beschieden sein, daß wir uns gut kennenlernen und aussprechen können.

DER SOZIALISMUS DER JUGEND

Seit dem Juli 1915 erscheint eine neue Monatsschrift der Jugendbewegung: „*Der Aufbruch*“, die freilich schon nach dem 4. Heft von der Zensur „aus grundsätzlichen Erwägungen“ verboten worden ist. Ich will versuchen, mit wenigen Worten ihre Grundrichtung oder Gesinnung anzugeben, soweit es mir nach den vorliegenden ersten vier Heften möglich ist.

Der Punkt, an dem ihre Richtung aus der allgemeinen Jugendbewegung hervorgeht, ist deutlich zu bezeichnen. Die sich ihrer neuen Ideale bewußt gewordene Jugend drängte zur Tat. Aber was kann sie tun? Da schienen sich drei Möglichkeiten zu eröffnen. Einmal: Eintreten für allerlei kulturpolitische und lebensreformerische Forderungen, wie sie der neugestalteten jugendlichen Lebensführung naheliegen; eine andere Gruppe lehnte das ab als unjugendlich, als verfrühte Festlegung, vor allem als zu billige, zu äußerliche Drangabe des neueren Jugendwillens; sie wußte für die neue Jugend keine andere Tat, als erst einmal wieder richtig jung werden und etwa noch um die Möglichkeit solchen Jungseins kämpfen. Sozusagen in der Mitte zwischen beiden steht der „Aufbruch“. Er ruft auf zur Tat, nach ihm muß der religiöse Wille der Jugendbewegung mit Notwendigkeit in sozialer Arbeit ausmünden. Aber nicht in lebensreformerischem Dilettantismus, nicht in Beteiligung an den zahlreichen sozialen Hilfsaktionen des Bürgertums. Sondern der neue Geist kann nur aufs Ganze und nur aufs Geistige gehen. Die Aufgabe der Jugend ist es, den neuen Menschen hineinzustellen in die alte Welt und ihn dort sich auswirken zu lassen; den Sozialismus nicht erwartend oder propagierend, sondern für sich verwirklichend; die Menschheit von innen heraus mit sozialer Gesinnung infizierend; so zu dem mechanistischen Sozialismus der politischen Partei die geistige Ergänzung bildend.

Zwei Formen der Gemeinschaft, in denen solches Wollen sich verwirklichen könnte, treten bis jetzt deutlicher hervor; die eine ist das Siedlungsheim, besonders von Ernst Joël (dem Herausgeber) vertreten. „Das Siedlungsheim soll eine Stätte sein, in der Menschen, losgelöst aus ihrer Klassengebundenheit, sich finden auf Grund des gleichen Rech-

tes und der gleichen Pflicht: Mensch zu sein. Sie finden auf Grund des gleichen Dranges nach Erkenntnis, der gleichen Freude an der Dichtung, der gleichen Lust am Liede, dem gleichen Triebe zur Geselligkeit, der gleichen Pflicht zur nachbarlichen Hilfe. Eine Stätte, wo der Zufälligkeit der Kleidung und dem Stumpsinn der Gewohnheit eine Gesetzlichkeit des Geistes übergeordnet wird.“ Durch das Siedlungsheim soll dem jungen Menschen ermöglicht werden, im Geistigen praktisch den Sozialismus zu antizipieren, hier sollen die Zauber des Geistes wieder binden, was die Klasse streng geteilt, hier soll aus bürgerlicher Jugend und Arbeiterschaft ein neues Menschentum zusammenwachsen. Hier sollen nicht Routine, Technik, Wissen — die naturgemäß beim jungen Menschen erst unvollkommen ausgebildet sein können — die eigentliche soziale Arbeit leisten, sondern das, was er hat: freie Menschlichkeit, Reinheit und Ernst der Gesinnung, Liebe — nicht im Sinne der caritas, der Nächstenliebe, sondern im Sinne jener Liebe „zum Fernsten“.

Nahe verwandt mit dieser neugedachten Organisation ist eine zweite, für die im „Aufbruch“ Hans Blüher eintritt: Der Männerbund. „Männliche Gesellschaften sind die Komponenten, aus denen sich die großen Kulturbünde zusammensetzen, die ursprünglich und aus tiefstem Lebensinstinkt heraus keine Frauen aufnehmen (Wandervogel, Freimaurer, Ritterorden). Männliche Gesellschaft ist die allein produktive Gesellungsform, während ihr Gegenpol, die Familie, brachliegt und nur Geschaffenes birgt. In der Männlichen Gesellschaft herrscht das wichtige Beziehungsverhältnis zum überlegenen Manne, das Gefolgschaft heißt; die Frau aber steht zum überlegenen Manne im Verhältnis der Hörigkeit.“ Durch das Eindringen weiblicher Mitglieder wird der Männerbund zerstört, siehe den Wandervogel. „Wenn jemand die Familie in ihrem Kulturwert bezweifelt, erhebt sich Geschrei über allem Lande. Aber die Männliche Gesellschaft, die hundertfach feiner gestuft ist, die Männerbünde, die unerhört verwickelter, gewagter und reicher gebaut sind, liegen schutzlos jeder schlimmen Einfuhr offen. — Der Männerbund ist wichtiger. Die Familie ist selbstverständlich; er aber braucht Bejahung.“

Man könnte bestreiten, daß es sich im Männerbund um eine *neue*

Gemeinschaftsform handle. Ist doch Blüher selbst durch die Beobachtung eines schon vorhandenen Knaben- und Jünglingsbundes zu seinen Entdeckungen gekommen. Und sind nicht schließlich alle Bünde, die sich an der Jugendbewegung beteiligen, ursprünglich für Männer gedacht gewesen? Ist bei ihnen allen der weibliche Einschlag nicht erst später hinzugekommen und noch immer mindestens entbehrlich? Entbehrlich wohl; aber vielleicht nicht schädlich. Hierauf würde in Blühers Sinne geantwortet werden müssen: Diese Irrelevanz des weiblichen Einschlags beweist eben, daß es sich bei diesen Vereinen noch nicht um den echten Männerbund handelt; als welcher nicht bloß und wesentlich irgendein Zweckverband von Männern ist, sondern vor allem ein Zusammenschluß von einer höheren Qualität und Struktur, als der Verein. Der Männerbund ist unbedingt dem Geiste, einem Geiste, verfallen; das widerstrebt dem Wesen des Weibes. Aber natürlich wird durch bloße Ausschaltung der Frauen aus einem Verein noch nicht ein solcher Bund.

Hier wird ein für die Jugendbewegung sehr wichtiges Problem aufgezeigt. Es ist nicht zu leugnen, daß die Mehrheit der Jugendbünde, die den Kampf der Jugend aufgenommen hatten, gar bald kläglich versagt haben; ihr Auftreten war ohne Mark und ohne Feuer im entscheidenden Augenblick, sie paktierten nach rechts und links. Hat das nun an ihrem Feminismus gelegen? Ich bin in das Innenleben gerade der studentischen Bünde nicht genug eingeweiht, um hierauf eine entschiedene Antwort geben zu können, muß aber sagen, daß ich bis jetzt keinen Grund sehe, die Frage zu bejahen. Nachdenklich macht freilich eins: daß gerade der Bund, der allein Charakter und Haltung zeigte, zugleich derjenige war, der seinen weiblichen Einschlag radikal wieder abtat (der Jungwandervogel, der die Mädchen in einen eigenen Bund verwies und das gemeinsame Wandern aufhob). Es sieht also so aus, als wenn eine im ganzen höher gespannte Gesinnung zugleich der weiblichen Beteiligung nicht günstig sei. Aber möglicherweise ist das Eindringen der Mädchen doch mehr Symptom als Ursache eines gewissen Mangels an geistiger Haltung, Stil und Strenge. Freilich könnten sie, einmal drin, der Aufwärtsbewegung und freieren Entwicklung solcher Gemeinschaften dann doch zum schweren Hemmnis

werden — immer unter Voraussetzung des „antifeministischen“ Axioms.

Viel wichtiger aber als diese negative und noch problematische Seite der Forderung Blüher's scheint uns der positive Hinweis auf die Kulturbedeutung strenger Kulturbünde, neuer Organisationen von Kameradschaft und Freundschaft, neuer Orden der Jugend zu sein. Es ist unverkennbar eine der Triebkräfte der Freideutschen Jugend (wie einstmal's ihrer Wurzel, des Wandervogels), daß man sich nach einer solchen neuen Gemeinschaft sehnt. Die studentische Gesellschaft steht hier an einem Wendepunkt. Es genügt der durch den Wandervogel erzogenen Jugend weder die studentische Korporation noch ihre Antithese, die bloß sachliche Organisationsform der Freien Studentenschaft. Sie strebt danach, sich in ihrem Gemeinschaftsleben ein geistiges Heim und zugleich den Ausdruck und das Organ ihrer Gesinnung zu schaffen.

Die hinter dem „Aufbruch“ stehende Gruppe steht ihrer Herkunft nach der Freistudentenschaft und wohl auch den Sprechsälen (also dem „Anfang“) näher als den im engeren Sinne freideutschen Bänden. Sie ist die geistig regsamere, die vorwärtsstrebendere, suchendere, die produktivere. Ihre größere Lebendigkeit zeigt sich nun auch darin, daß sie den bisherigen Vorsprung des anderen Flügels der Jugendbewegung, den des persönlichen Zusammenschlusses, einzuholen trachtet; oder vielmehr gleich zu überholen. Denn während die freideutschen Gruppen zwar den allgemeinen Willen zur Betätigung ihrer Ideale im öffentlichen Leben haben, aber praktisch doch noch völlig ratlos nach irgendeinem Einsatzpunkt ihrer Kraft herumtappen, scheint — soweit man nach dem beschränkten vorliegenden Material urteilen kann — die Gruppe des „Aufbruchs“ konzentrisch auf ein bestimmtes Ziel loszugehen, das man vielleicht als innere Erneuerung, Verjüngung oder Vergeistigung des Sozialismus bezeichnen kann. „Die Arbeiterbewegung ist eudämonistisch gerichtet, die Vervollkommnung des *Lebensgenusses* erstrebt sie in erster Linie, und erst als Neben- und Folgeerscheinung erkennt sie die Schaffung wahrer Kultur an, ohne daß diese das Ziel wäre. — Ist's daher nicht Pflicht der Wissenden, den eudämonistischen Kampf in einen geistigen umzubiegen, den

Kämpfenden bewußt werden zu lassen, daß sie nicht für das eigene Wohlergehen kämpfen sollen, *sondern für den Geist?*“ (Bauermeister). Und da das Wesen der Jugend darin besteht, daß sie der geistig noch nicht in den sozialen Körper eingegliederte Teil der Menschheit ist, so ist sie dazu berufen, sich völlig in den Dienst des Geistes, des Kulturwillens zu stellen. (Oder, wie es ein anderer Vertreter dieses Kreises einmal ausdrückt: „Das Geistige ist das Klasseninteresse der Jugend“. W. Meyer in der „Tat“, VII, 6, S. 509.) Das kommt manchen Formulierungen aus dem Ideenkreis der Freien Schulgemeinde sehr nahe, und wir dürfen wohl auch an ihren unmittelbaren Einfluß glauben; was uns mit Freude und noch mehr mit ernstem Verantwortungsgefühl erfüllen wird.

Es wäre ein allzu billiger Einwand gegen diesen Jugendsozialismus, daß er praktisch gegen den ungeheuren Druck der sozialdemokratischen Partei nicht aufkommen wird. Diese glaubt ja längst den Sozialismus gepachtet zu haben und duldet in ihren Reihen keine Ketzer. Es wird auch vermutlich gar nicht leicht sein, in den Siedlungsheimen mit großstädtischer Arbeiterintelligenz Fühlung zu gewinnen, denn gegenwärtig ist der sozialdemokratische Arbeiter (und besonders der Berliner) ganz und gar bevormundet durch die Parteiorganisation und tritt mit Mißtrauen und Ablehnung allem entgegen, was von der Parteileitung verworfen wird oder was überhaupt nur außerhalb der Organisation gewachsen ist. Auch bei den intellektuellen Parteiführern wird man diese neue sozialistische Gruppe vielleicht mit einem gewissen Unmut betrachten, als einen politischen Luxus, man wird hier eine höchst überflüssige Zersplitterung der politischen Kräfte zu erkennen glauben, vielleicht gar einen intellektuellen Dünkel, jene „Hybris bei den Geistigen“, die Blüher in einem schönen Artikel des „Aufbruchs“ (Heft 4) anpackt; als sei diese Jugend sich zu gut für den politischen Alltag, für die unerfreuliche, aber notwendige Arbeit des Parteikampfes.

Wenn meine Stimme bis in jene Kreise der intellektuellen Führer des politischen Sozialismus zu dringen vermöchte, würde ich vor dieser Verkennung inständig warnen. Es handelt sich hier nicht um hochmütige Absonderung schöner Seelen, die ihre Hände vor den Schwielen

des politischen Werktages bewahren wollen, sondern es handelt sich um eine *Gewissenssache*. Das muß man zuerst einmal erkennen oder fühlen, um dann auch zu wissen, daß hier jeder Vorwurf, jeder Überredungsversuch verfehlt sein würde. Der politische Sozialismus ist dieser zu jeder ehrlichen Arbeit und Entsagung erbötigen Jugend innerlich unzulänglich geworden, unzulänglich als Lebensinhalt. Das ist eine außerordentlich wichtige Erscheinung, bedeutungsvoll für die Entstehung eines Sozialismus der wirklich Gebildeten, der intellektuell Besten, die darum kurz beschrieben werden soll.

Der auf Marx zurückgehende Sozialismus will mehr sein als eine ökonomische Theorie oder ein politisches Programm: er will eine Weltanschauung sein. Er behauptet, die eine Hälfte der Wirklichkeit, nämlich die geistige (kulturelle, soziale) in einer grundlegenden Erkenntnis neu erfaßt und erklärt zu haben; und zwar, indem er diese Hälfte sozusagen in die andere, die Natur, mit aufnahm: er bedeutet die Anwendung der Naturwissenschaft auf das geistige Gebiet; er ist Monismus, ganz durchgeführte naturwissenschaftliche Weltanschauung. Hiergegen hat sich bekanntlich eine starke wissenschaftliche Reaktion geltend gemacht; ich meine nicht jene allgemeinen Deklamationen über die Bedeutung der (genialen) Persönlichkeit als Koeffizienten des Weltgeschehens, sondern die erkenntnistheoretischen und methodologischen Forschungen, die die grundsätzliche Verschiedenheit der naturwissenschaftlichen und kulturwissenschaftlichen (historischen) Erkenntnis nachzuweisen suchten (mit den Namen Windelbands und Rickerts am häufigsten verbunden genannt). Gegenstand der Naturwissenschaft ist das sich immer Gleiche, sich immer Wiederholende, Gegenstand der Geschichte das Einmalige, Einzigartige. Diese Lehre, die sich, im Unterschied zu den oft allzu kühnen und methodisch unzulänglichen, nach Gesetzen in der Geschichte suchenden Spekulationen durch ihre vorsichtige Zurückhaltung nicht weniger empfahl, wie durch die neu eröffnete Möglichkeit zum Kultus der Person und sozusagen auch zur Vermeidung des immer peinlich empfundenen Determinismus, hat mehr und mehr — und vielleicht am meisten beschwichtigt durch die zunehmende Kenntnis Nietzschescher Gedanken — gerade auf die denkende akademische Jugend Einfluß gewonnen. Diese Lehre aber muß

zur Ablehnung des Marxismus als des Erzeugnisses eines überwundenen wissenschaftlichen Monismus und Mechanismus führen.

Diese Reform der wissenschaftlichen Überzeugung kam aber — und das ist das Entscheidende — einem allgemeineren neuen Bedürfnis entgegen und einer neuen allgemeineren Gesamtanschauung und Einstellung zum Leben. Das 19. Jahrhundert ist das Zeitalter der unbedingten Wissenschaftsgläubigkeit. Die Welt ist ihm gleichbedeutend mit dem wissenschaftlichen Weltbild, jenem vom Geist zum Zweck seiner Orientierung aufgestellten Systeme von Begriffen, von Zeichen. Es wurde vergessen, daß die Wissenschaft selbst nur eine der Funktionen des Geistes ist, in einem seiner Soll-Triebe wurzelt. Die Einsicht in die Bedingtheit der Wissenschaft trifft zusammen mit der bösen Erfahrung, die wir mit der praktischen Verabsolutierung der Wissenschaft gemacht haben, bezeichnet durch das Übergewicht der Technik über den Menschen, des Mittels über den Zweck, die Mechanisierung des Lebens, die Erfindung der Geschmacklosigkeit, die Merkantilisierung des Geistes usw. Und aus Bedürfnis und Erkenntnis heraus entwickelte sich das Streben nach einer neuen positiven Anschauung und vor allem Gestaltung des Lebens, in die die Wissenschaft einbegriffen ist, die aber nicht — das Unbedingte auf dem Bedingten — auf der Wissenschaft beruht.

So wird das geistige Leben wieder ins Gleichgewicht gebracht, es trägt wieder seinen Schwerpunkt in sich selbst; und es ordnet sich der wissenschaftlichen Erkenntnis ein unmittelbares Wissen um das geistige Leben selbst über. Aus solcher wiedergewonnenen Autonomie des geistigen Lebens folgt dann auch die Selbstgestaltung des Lebens nach seinen eigenen Strukturlinien, Triebkräften, Gesetzen. Es gilt, das Leben wieder aus einem, aus seinem Zentrum zu gestalten, und daraus folgt, daß eine solche Lebensgestaltung einheitlich und allumfassend sein muß; was man gern religiös nennt, d. h. an dem letzten Sinn des Lebens orientiert.

Hier liegt ja die offenkundige Schwäche des wissenschaftlichen Sozialismus: er ist eine Naturwissenschaft von der sozialen Tierspezies Mensch, aber keine Ethik; oder sagen wir: kein Ethos. Wie alle konsequente Naturwissenschaft, muß er die Wertkategorie ausschalten.

Das wird zwar in der Praxis täglich und stündlich tausendmal vergessen, aber solches Rebellieren des Instinktes beweist eben nur den Mangel des Systems, beseitigt ihn aber nicht.

Und hier setzt die Arbeit der Jugend ein; sie ordnet den ökonomischen und soziologischen Sozialismus einem ethischen unter und ein. Sie will keinen Sozialismus, der auf zufälligen zeitgeschichtlichen Konstellationen beruht, sondern einen, der sich vor dem letzten, ewigen, unbedingten Sinn und Gebot des Lebens selbst rechtfertigt.

Und also wollen die Vertreter dieser Jugend keinen Sozialismus als bloße Wissenschaft (noch weniger als Utopie) oder als politisches Programm, sondern sie wollen ihn als Tat, als Lebensform. Er soll ihnen im Blut liegen, sie *sind* Sozialisten, und sie teilen nicht „den Aberglauben, daß der ausgewachsene Sozialismus nicht aus den Kindheitsanfängen des Sozialismus, sondern aus den Riesenmißgeburten des Kapitalismus erwachse. — Der Sozialismus ist zuerst die Tat der Sozialisten. — Für die Massen, für die Völker, für die Menschheit, für die Umwandlung der Geschichte, für Anstand in den Beziehungen der Wirtschaft, des Gemeinlebens, der Geschlechter, der Erziehung brauchst du, da ein Anfang anders nicht kommt, fürs erste nicht die breiten Massen, sondern nur Gefährten“ (Gustav Landauer).

Mir scheint, daß der „Sozialismus“, der hier vertreten wird, keine Abart des Sozialismus ist (etwa ein Sozialismus für Studenten — wie es einen für Millionäre geben soll), sondern er ist ein Zweig der Jugendbewegung. Die Jugendbewegung ist in ihrem Ringen nach praktischem Eingreifen in das öffentliche Leben auf den Sozialismus gestoßen, sie erfüllt jetzt ihren Willen mit Sozialismus; ihren Jugendwillen, d. h. ihren Willen zum Unbedingten, zum Geist, zum Dienst am Größten. Man wird vielleicht sagen: Aber auch dies alles ist (mit Ausnahme von einem bißchen Siedlungsheim-Arbeit) ja vorläufig auch eine Theorie oder meinetwegen Glaube, Religion. Gewiß ist der Weg zum Handwerk weiter für den, der die Hand vom Gehirn lenken lassen will, als für den, der in frischer Gedankenlosigkeit drauflos tappt: Abstinenz, Bodenreform, Schulreform, Wahlrechtsreform usw., ohne sich nach dem letzten Ziel und Maßstab und dem unbedingten Recht seines Zieles und Maßstabes zu fragen. Was wäre das überhaupt für eine

Jugendbewegung, deren ganzer Ertrag darin bestände, alte Formen sozialer Betätigung nachzuahmen? Wohin „bewegt“ sich denn diese Jugend? Auf das Alter zu? Dafür braucht's keine „Bewegung“, das besorgt schon die Natur so gut wie die Umdrehung der Erde, für deren Förderung auch kein Verein gegründet zu werden braucht. Eine analytische Jugendbewegung (im Sinne von Kants analytischen Urteilen) — die nur weiß: jung = noch nicht alt (aber bald alt) ist eine alberne Farce; eine synthetische ist uns not, die weiß: jung = gläubig und nur dem Höchsten dienen wollend. Wenn die Jugend an die soziale Arbeit herantritt, soll sie nicht vorher ihre Jugend ablegen, wie ein unpraktisches Festkleid, sondern dieser Arbeit *Neues* zubringen, eben ihre Jugend; sie soll mit neuen Augen die soziale Arbeit ansehen, sich, ihr reinstes ethisches Gefühl, fragen: wo ist der unbedingte Sinn, das letzte Ziel dieser Arbeit? Und aus solcher neuen Einstellung wird sich ganz von selbst die neue Arbeit ergeben, wenn man nur vor keiner Arbeit zurückschreckt. Dies nun scheint mir etwa die im „Aufbruch“ vertretene Gesinnung zu sein.

Und darum bedaure ich es sehr, daß einerseits Vertreter der „Freideutschen Jugend“ mit besonderem Eifer zwischen sich und dem „Aufbruch“ eine Kluft zu befestigen suchen, andererseits diesem Bestreben von seiten der Gruppe des „Aufbruchs“ allzu bereitwillig entgegengekommen wird. Ich begreife es ja, daß den Leuten vom Aufbruch mindestens ebensoviel daran liegen muß, nicht mit der historischen organisierten Freideutschen Jugend verwechselt zu werden, wie umgekehrt. Aber man sollte die Freideutsche Jugend noch nicht mit dem Auftreten ihrer mehr oder minder bevollmächtigten Vertreter identifizieren. Ich wenigstens bekenne gern, daß ich gerade aus den Kreisen ihrer Kerntruppe, der Freischar, sehr stark und häufig den Eindruck von Ehrlichkeit und reinem Willen hatte und es schmerzlich bedauern würde, wenn die Diskussion und jedes Gefühl von Zusammengehörigkeit zwischen diesem Kreis und dem des „Aufbruchs“ ganz aufgehoben würde. Es fehlt jenem Kreis an Aktivität, Initiative, Schnellkraft. Sie kommen immer zu spät. Aber Schwerfälligkeit ist nicht immer Beschränktheit. Ich meine, beide Gruppen ergänzen sich recht gut, sollten sich gegenseitig befruchten. Man sollte die Einheit der Jugend-

bewegung (im Sinne des Wortes Jugend liegt das einigende Prinzip) nicht vorschnell aufgeben; und gerade der reiferen Gruppe stände es an, dem kurzsichtigen Treiben der analytischen Jugendbewegung synthetisch, gläubig und schöpferisch die *Idee* der Jugendbewegung entgegenzuhalten und nicht ihrerseits dazu beizutragen, daß wirklich aus der Jugendbewegung vom Hohen Meißner eine kümmerliche und beschränkte Vereinsmeierei wird.

DER WELTGESCHICHTLICHE SINN DER JUGENDBEWEGUNG

I

Wenn wir behaupten, daß das *studentische Gemeinschaftsleben* sich gegenwärtig in einer Krisis befindet, so spricht nicht dagegen, daß die große Masse der Studentenschaft von dieser Krisis noch unberührt geblieben zu sein scheint und an den alten, überkommenen Formen ihrer Organisation festhält. Denn einerseits macht sich selbst in den rückständigsten dieser Organisationen, wenn auch nur langsam und schwächlich, die neue Zeit geltend, andererseits kann das Auftreten einer neuen Form, d. h. einer neuen Idee, zunächst natürlich nur bei den Fortgeschrittensten, den Regsamen, Lebendigen, Suchenden festgestellt werden. Aber die studentische Gesellschaft ist ja überhaupt eine nur schwer faßbare Größe. Die in Verbindungen organisierten Studenten bilden überall die Minderheit, so sehr sie auch die Öffentlichkeit und die Vorstellungen des Publikums vom Studenten noch beherrschen. Aber auch die Freie Studentenschaft, die einmal die gesamten Nichtinkorporierten umfassen und vertreten wollte, hat längst von dieser Idee lassen müssen; und der Hauptgrund war ohne Zweifel die fürchterliche Trägheit und Gleichgültigkeit der Massen. Was sich schließlich in der Freistudentenschaft gesammelt hat, ist, so beachtenswert es quantitativ, so außerordentlich wichtig es qualitativ ist, doch nur ein geradezu erschreckend geringer Bruchteil der großen studentischen nichtinkorporierten Masse. Für diese große Masse bleibt es immer noch kennzeichnend, daß sie sich um ihre eigenen Angelegenheiten, die der Studentenschaft als solcher, nicht bekümmert. Sie scheinbar überwiegend aus Menschen zu bestehen, für die es eine studentische Gesellschaft, studentisch-soziale Fragen, Rechte, Pflichten (geschweige denn eine Idee des Studententums) nicht gibt. Sie sind dem Studium obliegende Privatleute, nicht eigentliche Studenten; und wenn ich mich nicht irre, ist ihre Zahl gegenwärtig noch stark im Anwachsen begriffen.

Sie können nur als Symptome des gegenwärtigen Zustandes der Hochschule und Studentenschaft gelten, nämlich als ein Symptom

der akademischen Auflösung, aber nicht als Repräsentanten eines neuen studentischen Typs. Sie bezeichnen keine Richtlinie des Fortschritts oder überhaupt nur einer Entwicklung der studentischen Idee. Es ist allerdings die Frage, ob diese Idee überhaupt noch eine Zukunft hat.

Vergegenwärtigen wir uns kurz ihre bisherige Bewegung. Das alte studentische Ideal war ständisch-aristokratisch. Es übernahm die Verkehrsformen und gesellschaftlichen Begriffe des Adels und des Offizierkorps. In dieser Tatsache selber, in der Proklamierung des Studenten als solchen zum satisfaktionsfähigen Kavalier mag ja immerhin sich schon ein Stück bürgerlicher Emanzipation verbergen: jedenfalls aber trat sie dann auf — eine häufige Erscheinung — in der Form der Verleugnung der eigenen bürgerlichen Begriffe und des Eindringens der obersten bürgerlichen Schicht in den privilegierten Stand. Die Organisation dieser studentischen Gesellschaft beruht auf dem Autoritätsprinzip.

Die Kämpfe der nichtinkorporierten Studenten gegen die Vorherrschaft dieser ständisch-exklusiven Minderheit in der Studentenschaft sind ein Teil und ein Abbild des allgemeinen bürgerlichen Emanzipationskampfes; auch insofern, als sie noch nirgends zu einem wirklichen Sieg geführt haben. Ihr Hauptergebnis ist die Entstehung der Freien Studentenschaft. In ihr schuf sich der klassenbewußte Kern der Nichtinkorporierten eine Organisation, einerseits um gegen die privilegierten Verbindungen die Interessen der Nichtinkorporierten durchzusetzen, oder ideologisch gefaßt: das Prinzip der Gleichheit und Gleichberechtigung aller Studenten und schließlich auch das demokratische Prinzip der Entscheidung durch die Mehrheit und das parlamentarische eines gewählten Ausschusses der Gesamtstudentenschaft; und andererseits, um durch eine Art von unpersönlicher, genossenschaftlicher Organisation dem einzelnen die Vorteile und Anregungen zu bieten, die dem Korporationsstudenten die Verbindung gewährt.

Den Korporationsstudenten jedoch bindet seine Verbindung persönlich. Die Freie Studentenschaft aber steht, gemäß ihrer allgemeinen bürgerlich-liberalen Orientierung, auf dem Prinzip der persönlichen Freiheit der Denkungsweise wie der Lebensführung, auf dem Prinzip

des Individualismus. Und so schwebt ihr nicht nur eine (demokratisch-parlamentarische) Idee der studentischen Gesellschaft, sondern auch eine des studentischen Individuums vor. Freilich nicht als eines bestimmten sozialen Typs, im Gegenteil, mehr als eines von sozialen Zufälligkeiten befreiten Trägers reiner Menschlichkeit. Der Student (es gibt *den* Studenten) vertauscht eine Weile die bürgerliche Gesellschaft der sozialen Fesselungen und konventionellen Lügen mit der geistigen Atmosphäre der Hochschule. Das Prinzip der Hochschule ist die Denk- und Lehrfreiheit, sie bildet also eine Insel der intellektuellen Humanität inmitten einer von Interessen beherrschten Welt. Wie sollte in solcher Atmosphäre nicht auch der Mensch zu reiner Humanität gedeihen? Kurz, der Student (nach freistudentischer Ideologie) ist eigentlich *der* Mensch, wie er sein sollte, der freie, nach eigenem Gewissen und Urteil sich entscheidende, an sich arbeitende, sich erziehende.

Es kann nicht übersehen werden, daß diese so einleuchtende Gedankensreihe ein Moment der Auflösung in das Studententum hineinträgt. Wenn der Student schließlich „*der* Mensch“ ist, so ist er eben nicht mehr wesentlich Student, ist nicht mehr wesentlich akademischer Bürger, sondern Weltbürger; er ist dann vielleicht der höchste Typ des werdenden gebildeten modernen Menschen — also, was das Studententum anbetrifft, nur allzu leicht ein Vertreter jener Gattung der Indifferenten, von denen wir zu Anfang sprachen.

Es soll gleich hier bemerkt werden, daß die neueste Entwicklung der Freien Studentenschaft von diesen Konsequenzen ganz energisch abbiegt zu einer lebendigen Betätigung im Sinn eines neuen studentischen Typs hin; was ein sehr gutes Zeichen für die in ihr gesammelten persönlichen Kräfte und deren Instinkt, Wachsamkeit und innere Freiheit ist, aber naturgemäß auch zum Aufgeben der alten Grundidee der Freien Studentenschaft führen muß: sie wird dann zu einer studentischen Partei; zu einer Richtung neben anderen. Ein Bruch mit ihrer Vergangenheit braucht das nicht zu sein, es kann als Entwicklung verstanden werden, aus dem Bedürfnis heraus, nun einmal in die studentische Gesellschaft und in unsere bewegte Zeit die Verkörperung der herausgearbeiteten abstrakten Idee des Studenten

konkret hineinzustellen, in dem Bewußtsein, daß er (vielleicht nicht mehr *der* Student, der einzig berechtigte ist, wohl aber) der Gesamtheit manches zu bringen hat, und daß er verwandte Arbeit wertvoll zu ergänzen vermag.

Immerhin stellt uns die Freie Studentenschaft vor die ernsthafte Frage, ob das Studententum als Sondergebilde, und überhaupt der ganze Universitätsbetrieb, in unserer Zeit noch eine Berechtigung haben.

Ihren unmodernen Charakter fühlen wir ja stark; die Universität mutet uns an wie ein Stück Mittelalter, ja, ein Stück Kirche inmitten einer von klaren diesseitigen Zwecken und Interessen beherrschten und für solche durchorganisierten Welt. Freilich wird dieser ihr mittelalterlich-kirchlich-ständiger Charakter längst weit überwogen durch ihre Anpassung an die Erfordernisse des modernen Staates und der modernen Gesellschaft; immerhin aber wird eine gewisse akademische Ideologie und Romantik sorgfältig erhalten; und zwar, wie wir gleich sagen wollen, *auch* aus einem richtigen Instinkt heraus. Denn wir haben hier vor uns eine letzte und schwache Reminiszenz des einstigen Wissens darum, daß Kultur und Zivilisation nicht identisch sind. Ihre Identifizierung aber macht das eigentliche Wesen des Modernen aus.

Früher waren sie deutlich getrennt. Unter den Herrschenden gab es einen Stand der Kulturträger, der Geistesbewahrer. Mit der Auflösung der Stände, der Emanzipation des Bürgertums ist die Kultur Gemeingut geworden; oder vielmehr ist sie als Sondergröße eine Weile suspendiert worden. An ihre Stelle treten die Zwecksetzungen der Macht und der Masse; das religiöse Ideal wurde abgelöst durch das soziale; die Kultur wurde Mittel zum Zweck des Glückes der Masse oder Anhang der Zivilisation.

Wir wollen hier die Überzeugung davon, daß dieser Weg der Entwicklung, wenn er nicht als bloße historisch notwendige Antithese betrachtet wird, ein Irrweg ist, und daß es Kultur als geistige Sondergröße und als unbedingte Aufgabe gibt, voraussetzen. Die Frage aber ist, ob es heute noch Kultur geben kann. Denn alle bisherige Kultur hat (sozial angesehen) auf Herrschaft und Ausbeutung beruht. Nun

geht aber nicht nur der Zug der Zeit dahin, Herrschaft und Ausbeutung zu beseitigen, sondern es gibt auch den sittlichen Imperativ, daß Knechtschaft und Ausbeutung nicht sein sollen; die Kultur (als ethische) scheint sich hier selbst zu untergraben. Für uns kann dies Problem nur die Form annehmen: *Wie* ist Kultur ohne Ausbeutung möglich? oder besser vielleicht: Wie läßt sich aus der Kultur heraus die Ausbeutung vermeiden? ja: Wie kann Kultur zur Wurzel der Zivilisation werden?

Aber damit dies mehr als ein gedankliches Problem, damit es Gegenstand der Arbeit und wenn nötig des Kampfes werde, muß der Gedanke von der Autonomie und Suprematie der Kultur einen Träger, eine Heerschar hinter sich haben. Und ist zu dieser Aufgabe nicht die Studentenschaft prädestiniert? Sie lebt auf einer Kulturinsel inmitten des modernen Lebens, sofern die Hochschule noch im Sinn ihrer Idee gefaßt wird als eine autonome Stätte reiner Wissenschaft; und die Wissenschaft ist, als eine Seite des Willens zur Wahrheit, ein Stück der Kultur. Darum ist gerade die Studentenschaft prädestiniert, in unserer Übergangszeit die Partei des Geistes zu sein; vielleicht noch mehr als die immerhin beamtete und staatlich gebundene Professorenschaft. Wo gäbe es in unserem gesamten sozialen Getriebe eine natürliche Gruppe, die ihrem ganzen Wesen nach so geeignet, so sehr dazu bestimmt erschiene, sich ganz dem Bemühen um wirkliche Kultur hinzugeben?

Davon hat die Freie Studentenschaft ja vieles erkannt. Aber ihre Losung: Freiheit der Wissenschaft, ist zu sehr bloß oppositionell, bloß im Sinn des Emanzipationskampfes und nur formal gedacht. Es handelt sich jetzt darum, aus dem Emanzipationskampf heraus *zu sich selbst* zu kommen, zu eigener Fülle. Der Geist, für dessen Freiheit die Studentenschaft eintritt, muß sich an ihr selbst als ein creator spiritus beweisen.

Und dies Zu-sich-selbst-Kommen heißt: zu seiner eigenen *Jugend*. Das ist die andere Seite der Idee des Studententums: der Student als Vorkämpfer der Jugend. Das freistudentische Prinzip hat etwas Veralterndes an sich, es verwischt die Grenzen zwischen Jugend und Alter. Das aber gerade soll nicht sein. Es gilt nicht in der allgemeinen Kul-

tur aufzugehen, die keine ist, sondern sich eine eigene, eine Jugendkultur zu erringen, aus deren Willensgehalt einmal eine neue Kultur entstehen soll und die man deshalb als die Jugend einer Kultur bejahen kann.

II

Wenn wir uns nicht mit Konstruktionen befassen, sondern die wirklichen Anfänge der Jugendkultur zu begreifen suchen, was ergibt sich uns als das wesentlich neue Prinzip im Gegensatz zum bürgerlichfreistudentischen Ideal? Man hat dem angeblichen Intellektualismus des Freistudententums die Forderung der Erziehung im Sinne der Willensbildung entgegengesetzt. Mir scheinen beide Formeln auf der gleichen Ebene der Bürgerlichkeit zu stehen. Ich meine, man fühlt einen anderen, tieferen Gegensatz. Und ich will ihn gleich aussprechen: das neue Prinzip ist ein neues *Körpergefühl*.

Dies neue Körpergefühl ist keine Erfindung der Jugendbewegung, sondern eine weltgeschichtliche (weltseelengeschichtliche) Erscheinung. Sie ist die Reaktion auf die Alleinherrschaft des Geistes, ausgeübt durch die Wissenschaft, sie ist die Emanzipation des Lebens. Wohin wir unsern Blick richten — ob wir an das plötzlich zur Leidenschaft erwachte rassenhygienische und regenerative Bestreben denken, oder an das allgemeine Interesse für Körperkultur, Gymnastik, Sport, Tanz — oder aber auch an Bergsonsche Philosophie (und vor allen Dingen ihren Erfolg!) oder an moderne Ausdruckskunst — um nur willkürlich einige Symptome aus einer großen Fülle von Erscheinungen herauszugreifen — das alles sind Niederschläge dieses neuen Gefühls in bestimmten Gesellschaftskreisen, Anwendungen auf bestimmte Probleme. Und zwar um so höher zu bewertende, als sie unreflektiert, mit der Sicherheit elementarer Bedürfnisse, auftreten. Das Bewußtsein dieses neuen Weltalters ist wohl noch in keinem Kopf so aufgeleuchtet (weder in Nietzsche noch in Bergson) wie etwa das des vorhergegangenen in dem Fichtes oder Hegels. Und das System dieser neuen Einstellung eignet sich auch nicht dazu, sich in einem Kopf, in einem Buch aufzubauen: es liegt ja gerade in seinem Wesen der primäre Wille zu Werk, Tat, Wirklichkeit, Verkörperung.

Und nun wage ich die Behauptung, daß niemand so geeignet, so berufen ist, der Träger dieses neuen Weltwillens (der in jedem Zeitalter mindestens eine Komponente bleiben muß) zu werden, wie die Jugend. Überall in tausend Kulturerscheinungen leuchten einzelne Anzeichen des neuen Geistes auf, nirgends noch ist er selbst, er als zentrales, beherrschendes Prinzip. Nirgends, als vielleicht in der Jugend. Die Jugend ist ihrem Wesen nach Trägerin des Prinzips der Leiblichkeit, des Körpergefühls, und weil dies Gefühl gegenwärtig einen weltgeschichtlichen Durchbruch erlebt, so ist jetzt im besonderen auch die Zeit der Jugend, des Durchbruchs der Jugend, der Jugendbewegung.

Hier liegt der weltgeschichtliche Sinn der Jugendbewegung. Sie gehört nicht zu den sozialen Emanzipationskämpfen, die alle noch dem Zeitalter des wissenschaftlichen Geistes angehören und in seinen Kategorien denken. Es geht nicht so mechanisch-quantitativ weiter: Emanzipation erst des dritten, dann des vierten Standes, dann vielleicht des fünften, dann der Frauen, dann der Jugend, dann der Kinder und zuletzt der Haustiere, sondern hier tritt etwas qualitativ Neues ein. Der Kampf der Jugend ist ja tatsächlich ein Kampf, der auch in jedem einzelnen Menschen vor sich geht, in seinem innersten Gewissen: es ist der Kampf des Lebens wider den Begriff, es ist der Freiheitskampf des Leibes. Und so ist auch die sozusagen politische Erscheinungsform dieses Kampfes, die Jugendbewegung, in Wahrheit nicht der Kampf der Jugend als Inbegriff vieler geknechteten jungen Menschen, geknechtet, weil jung, d. h. ohne wirtschaftliche und politische Macht, sondern es ist der Kampf der Volksjugend, gedacht als Naturgewalt, als Elementargeist, als Genius, als Gottheit um ihre ewige Geltung und baldige Wiedergeltung.

Ich will diesen Grundtrieb der Jugendbewegung einmal verdeutlichen und versinnbildlichen mit einem ihrer fragwürdigsten und zugleich merkwürdigsten Auftritte, nämlich mit ihrer Tanzerei auf dem Hohen-Meißner-Fest. Man konnte, wie gesagt, erschrecken über die Gehirnlosigkeit dieses Treibens; aber das Bild gewinnt doch eine ernste Bedeutung, wenn man diese Gehirnlosigkeit als eine sozusagen gewollte, wenigstens aus leidenschaftlicher Triebbejahung und nicht

aus Verlegenheit und Gedankenlosigkeit stammende ansieht. Der pedantisch-fanatistische, zunächst komisch wirkende Eifer der Herumspringenden hatte für den tiefer Blickenden etwas von kultischem Ernst; es war eine Feier des aus Geisteshaft entsprungenen Leibes; ohne hellenische Schönheit zwar, ohne dionysischen Überschwang, vielmehr brav und ungeschickt noch, wie wenn man im ungewohnten Licht noch taumelte, mit dem wiederentdeckten Körper noch nichts anzufangen wüßte. Aber er war doch wieder entdeckt, man fühlte sich wieder als Körper. Wer den ganzen Tag zwischen den Wänden der Schule sitzt oder in den steinernen Straßen der Städte umherläuft, der hat eigentlich gar keinen Körper, er läuft wie ein Wagen in steinernen Gleisen. Als eine Auflehnung hiergegen, als eine Feier des Wiederfindens des eigenen Körpers und des neuen Bundes mit ihm deute ich mir die Tanzerei vom Meißner und alle ähnlichen Erscheinungen, und wenn diese metaphysische Deutung auch keineswegs eine Rechtfertigung der dort vorgeführten Formen ist, so mag sie doch jenen sonst peinlichen Auftritt, der einem manches verleiden konnte, nachträglich verzeihlicher machen.

Obwohl eine bewußte Betonung des Körperlichen allen Gruppen der Jugendbewegung gemeinsam ist, haben sie sämtlich dieses neue Bewußtsein nicht als ein neues Prinzip, und zwar *ihr* Prinzip, begriffen, sondern nur unter dem Gesichtspunkte der Reform. Das heißt, man hat sich die Fragestellung und damit auch die Antwort von der alten Zeit vorschreiben lassen. Ich will es an einigen Beispielen klarmachen.

Da ist zunächst die Erotik. Ich spreche nicht vom ökonomischen oder sozialen Sexual- und Eheproblem, sondern vom ethischen Problem der Jugend, oder sagen wir einfach: vom eigentlichen erotischen Problem, von der Not des Eros. Für uns besteht seine Not darin, daß er verleugnet, verdrängt, verpönt ist auf tausenderlei Art. Er selbst, der Eros, leidet Not, und die Jugend leidet am leidenden Eros. Noch aber hat (mit verschwindenden Ausnahmen, nämlich im „Anfang“) die Jugend keine andere erotische Neuorientierung gefunden, als das Bekenntnis zur sexuellen Abstinenz und zur Kameradschaftlichkeit als dem anzubahnenden Verhältnis der Geschlechter. Das heißt aber im Grunde nur wieder das Körperlich-Sinnliche ausschalten,

mit geheuchelter Jugendlichkeit eine Lösung proklamieren, die der alten Generation sehr angenehm und bequem ist, und die auch nur aus einer falschen und rückständigen Geistigkeit stammt, daher auch rein negativ ausfällt, d. h. keine Lösung, sondern eine Ausflucht und nur im Interesse der Selbstachtung, nämlich unter einem heteronomen Maßstab, geschaffen ist. Nein, so kühn und paradox es klingen mag: die Front der Jugend darf nicht von vornherein dieselbe sein, wie die der Schulmeister und Moralprediger. Ihre geschichtliche Ehrenpflicht war es, zuerst und vor allem einmal den Eros zu bejahen, gegen seine feige und heuchlerische Verleugnung und Verdrängung Front zu machen. Der Eros muß im öffentlichen Denken erst wieder rehabilitiert werden, ehe überhaupt an irgendeine Läuterung und Veredlung des Triebes gedacht werden kann. Ein ins Halbdunkel verbannter Eros wird krank und böseartig, er ist kulturunfähig, unkultivierbar.

Hier hat es der Jugend einfach an Mut und Ehrlichkeit gefehlt. Ich meine nicht gerade, oder nicht nur, an jenem Mut, der dem Geheil der Meute und der hämischen Verkennung Trotz bietet, sondern vor allem an jenem gedanklichen Mut, der für ein Problem, dessen Lösung er noch nicht sieht, eine Surrogatlösung zu erlügen sich nicht gestattet. Ohne solchen Mut aber keine Neuschöpfung, keine Eroberung der Zukunft. Es kommt jetzt noch nicht auf allerlei praktische Vorschläge an, sondern auf das neue Prinzip, d. h. auf die neue Wertung, ein neues Gut und Böse. Die Jugend aber hat das Prinzip — und das heißt das unbedingte Recht der Wahrheit — außer acht gelassen und sich bürgerlichen Zwecksetzungen untergeordnet. Solche mögen an ihrem Ort (und natürlich auch für die Jugend) durchaus zu Recht bestehen. Nur gerade hier, wo es sich um die innere und geistige Neuorientierung der Jugend handelte, haben sie nichts zu suchen. Nicht aus medizinischen oder sozialhygienischen Erwägungen darf sich die neue Erotik ergeben, sondern aus jener *Steigerung* des Körpergefühls, jener erhöhten Körperbejahung, jener neuen Körperfreudigkeit. Die erotische Ethik soll nicht die Grenzwehr des Geistes gegen den Körper sein, also, nicht aus Mißtrauen gegen den Körper stammen, sondern aus Liebe zu ihm; nicht aus niederer, sondern aus höherer Bewertung des Körpers sich ergeben. Und der Eros soll nicht das bloße Objekt ihrer

Gesetzgebung sein, sondern ihr Träger. Ähnlich ist die Haltung der Jugend zum Alkohol und Tabak zu beurteilen. Auch hier wird durchaus mit medizinischen und sozialhygienischen Gründen gearbeitet, nicht aus neuem Körpergefühl und neuem Stolz heraus gefordert und gefunden.

Reiner schon mag sich dies neue Körpergefühl in der Kleiderfrage äußern. Von einer größeren Freude an der Nacktheit („der Festtracht der Griechen“) ist freilich vorläufig noch wenig die Rede — wir sind noch zu häßlich. Dennoch muß es dahin kommen, es müssen wieder körperliche Wertmaßstäbe, ein sicherer Blick für Güte und Fehler des Körpers Allgemeingut werden, und das kann nur geschehen bei unbefangener neuer Freude am nackten Körper (was etwas ganz anderes ist als Sonnen- und Familienbäder und sonstige Gebietserweiterungen des Nackten).

Nun ist es sehr bezeichnend, daß die verlegenen rationalen Ersatzbegründungen für die Gebote des neuen Körpergefühls vor allem in der erwachsenen Jugend auftreten. In jener großen Bewegung aber, aus der die älteren Jugendgruppen mehr oder minder alle stammen, nämlich im Wandervogel (im alten, echten, wie wir ihn aus Blüher's Werk kennen) ist das alles viel unmittelbarer und lebendiger. Da ist es wirklich der Körper, der sich gegen die dürr und falsch gewordene Geistigkeit empört und sich sein Recht sucht und sein Reich schafft, ohne alle bürgerlichen Zweckmäßigkeitsvorwände, einfach aus dem neuen Gefühl heraus — welches doch schließlich das Gefühl der Jugend, das Gefühl vom Jungsein selbst ist — und immer bleiben wird.

Dies Reich des Körpers aber ist — wohlgerneht — ein geistiges Reich. Mit Körperpflege und Rassenhygiene hatte gerade der Wandervogel nichts zu tun; seine beiden Pole waren Natur und Eros; die Natur als ein Reich der freien Seele, der Eros als der Bildner einer neuen Gemeinschaft. Der Wandervogel ist nie — das hat uns Blüher klargemacht — mit Sport- oder Wandervereinen verwandt gewesen; er ging also auch nicht aus der Opposition zu einzelnen Mißständen hervor, war weder schulrefomerisch noch hygienisch interessiert, sondern ging von vornherein auf das Ganze einer neuen Lebensführung, eines neuen jugendlichen Lebensstils. Sogar das Wandern war nur Mittel

zu diesem von einem seelischen Bedürfnis vorgezeichneten Zweck. Ein solches Ganze eines neuen Lebens, aus tiefstem, zentralstem Bedürfnis geschöpft, hat etwas Unbedingtes an sich. Es braucht sich nicht aus einzelnen Nützlichkeiten seine Rechtfertigung zu holen, ja, kann es eigentlich gar nicht. Schöpfung vollzieht sich aus innerer Notwendigkeit, nicht aus äußeren Gründen. Hier wird ein neuer Menschentyp gefühlt und geschaut und hingestellt, der höchstens noch an einem gemessen werden kann: am Sinn des Menschen überhaupt.

Hier liegt der tiefe Unterschied der echten Jugendbewegung von jenen bürgerlichen Reformbewegungen, für die ich einmal das mir so verübelte Wort „Reformphilistertum“ geprägt habe. Jene Reformbewegungen — und das gilt, wie oben gezeigt, sogar von der größten und umfassendsten dieser Bewegungen, wenigstens in ihrer politischen Theorie, dem Sozialismus (erst recht also vom Liberalismus) — beruhen alle auf irgendeiner *petitio principii*; sie setzen irgendein Ziel als allgemein und selbstverständlich wünschenswert voraus, ohne aber dies Ziel in Beziehung zum unbedingt Seinsollenden, zum wirklich letzten Ziel zu setzen. (Ich will beiläufig bemerken, daß das natürlich auch das *peccatum originale* der üblichen Pädagogiken ist.) Man fordert gute Werke, ohne zu wissen, was gut ist, ohne sie aus einem letzten Glauben abzuleiten.

Es wäre nun ein großes Mißverständnis, anzunehmen, daß Pflege und Entwicklung des Körpers an sich schon solchen unbedingten Wert hätten. Alles was wir Wert nennen, beruht auf dem Bewußtsein, ist irgendeine Steigerung und Erweiterung des Geistes. Es gibt keine anderen Werte als geistige. Wenn Betonung des Körperlichen zu geistiger Rückbildung, Vernachlässigung des Körperlichen (wie eine gewisse Richtung der Askese glaubt) zur Steigerung des Geistigen führte, so wäre ohne jede Frage letztere zu wählen; das ist ein denkwürdiger Satz. Darum ist für uns auch nicht jede (etwa rationell begründete) Betonung des Körperlichen epochemachend, wohl aber das Erwachen eines neuen Körpergefühls. Das ist die Erschließung eines ganz neuen Reiches, oder besser eines neuen Organs *im Geist*. Die daraus hervorgehende Körperpflege steht nicht im Dienst des Körpers, des *βίος*, sondern folgt aus dem neuen Leben des Geistes; und sie ist nur eine

dieser Folgen. Die Gesamtheit aber aller dieser Folgen können wir bezeichnen als einen neuen Kulturwillen, ja, eine neue *Kultur*. Eine Kultur ist der Leib, den sich ein Gemeingeist baut; das ist mehr als eine bloße Metapher.

„Reformen“ bewegen sich auf einer ganz anderen Ebene. Reformen sind „Fortschritte“; zwischen der Erkenntnis eines Mangels und seiner Abhilfe und der Verwirklichung dieser Abhilfe liegt nichts als der Willensentschluß; mit Recht heißt es darum: „Handeln ist leicht, Denken schwer“ (wenn auch freilich oft: „nach dem Gedachten handeln, unbequem“). Zwischen der Postulierung einer Kultur und ihrer Schöpfung — liegt noch eine Weltenweite. Aus vielen Fortschritten wird nie eine Kultur. Aber eine Kultur kann Folgen oder Seiten haben, die man nachher als Fortschritte ansieht. Oder der Weg einer Kultur (nicht sie selbst, sondern sozusagen ihre Projektion) kann durch „Fortschritte“ bezeichnet sein. Reformen oder Fortschritte sind analytischer Natur. Sie stecken latent schon im gegenwärtigen Zustand drin. Um es an irgendeinem Beispiel klarzumachen: Wirtschaftlich-soziale Gerechtigkeit, politische Selbstbestimmung des Volkes durch Mehrheitsentscheidung, Frauenstimmrecht usw. sind im gegenwärtigen Gemeinwesen gewiß noch nicht verwirklicht. Aber Entdeckungen sind sie auch nicht mehr. Sie sind schon auf dem Marsch und schreiten langsam fort. Wer für sie kämpft, kämpft für das prinzipiell schon Bestehende. Wenn aber jemandem die gesamten Prinzipien des modernen Staats und seiner Entwicklung zweifelhaft würden (wer sich eine solche Möglichkeit konkret vorstellen will, lese z. B. Nietzsches kleine, sehr nachdenkliche Abhandlungen über den griechischen Staat und das griechische Weib), wenn ihm ein ganz anderes Unbedingtes als Maßstab, ein ganz anderer Sinn und Zweck des Staatslebens aufginge, als den Heutigen — so würde er zu diesem seinem Staat nicht auf dem Wege der Fortschritte und Reformen (also durch analytische Umgruppierung vorhandener Elemente), sondern nur synthetisch, nur durch Neuschöpfung gelangen können. Er würde nicht dies oder jenes erstreben, sondern eine Totalität mit einem Male intuitiv erfassen und als solche wollen.

Die intuitive Erfassung eines solchen qualitativ anderen pflegt zu-

nächst aufzutreten in der Form der Romantik, die gekennzeichnet ist einmal durch die Identifizierung des gewollten Zukünftigen mit irgendeinem Gewesenen, und zweitens durch eine an Ressentiment grenzende Feindschaft gegen die herrschende Denkweise, besonders ihre Selbstbewertung, daher oft Hochmut, Weltflucht, Isolierung. Beides offenkundige Zeichen von Schwäche und Unproduktivität und verdrängtem Schwächebewußtsein.

Reformphilistertum und Romantik sind die beiden Irrwege, die sich der Jugendbewegung darbieten; und sie hat beide beschritten. Romantik und Romantik ist nicht gleichwertig. Wieviel von wirklichem Gehalt, von Geist, von Genialität in einer neuen Richtung steckt, das wird man auch aus ihren schwächlichen Abirrungen immer noch entnehmen können. Und da muß gesagt werden: die Romantik der Jugendbewegung ist von vollendeter Dürftigkeit. Wer sich davon einen Begriff machen will, der lese ihre manierten, eitlen und dünnen literarischen Erzeugnisse und Dichtungen. Bezeichnend für die Weltflucht solcher „germantischen“ Kreise ist die große Anziehungskraft, die auf sie Pläne rassenhygienischer Siedelungen auf dem Lande haben. Dort in Berührung mit der Scholle gedenken sie einen neuen Anfang deutschen Volkstums zu setzen, neue Lichtquellen echt deutschen Geistes zu eröffnen. Es liegt darin das Geständnis der Unfähigkeit, mit dem Bestehenden noch irgend etwas anzufangen, auf die Fragen und Bedürfnisse der Wirklichkeit irgendwie einzugehen. Man will unter sich sein, weltentrückt, weltfremd einen neuen Anfang setzen. Und selbst das möchte hingehen, wenn man irgend etwas Positives sähe, was sie zu geben haben; daß ein wirklich Neues sich in einer gewissen Exklusivität und Einsamkeit zuerst einmal findet und festigt, kann ja nötig sein. Aber wenn man nun nach dem geistigen Gehalt dieses neuen Kulturwillens fragt, stößt man immer wieder auf das bloße, eitle, langweilige Aneinanderreihen von schönen Worten: Zucht des Leibes, Zucht der Seele, Reinheit, hellrotes Blut, Licht usw. usw.; phantasielose Phantastereien. Und leider hört, wer schärfere Ohren hat, aus all dem einen kleinen bitterbösen Unterton heraus — den der Rebellion, der Verbissenheit, des Ressentiments — nämlich im Grunde gegen das ganze bestehende geistige und öffentliche Leben, in dem sie

keine Macht werden können (eines Ressentiments, zu dessen Objekt selbstverständlich mit Vorliebe die Juden erkoren werden; „die dunkle Bloßherrschaft vom Leib, das ist das faulhafte Wesen Judä unsers Landes“ sagt da einer, mit wenig gutem Instinkt; wenn er noch gesagt hätte: die Bioßherrschaft vom Geist). Unter den Zeitschriften der Jugendbewegung ist die „Wandervogel-Führerzeitung“ der Haupttummelplatz dieser Impotenz. Doch neigen auch andere mehr oder minder dahin, auch die „Freideutsche Jugend“. In ihrer Dezemberrnummer empfiehlt sie: „es ist wichtig, daß wir *unsere* Künstler fördern, vor allem also ihre Werke *kaufen*, damit wir durch sie auf Literatur und Kunst Einfluß gewinnen.“ Also auf den Wert kommt's nicht an, Hauptsache ist die Tendenz: kaufen wir von „unsre Leut“, Das ist die neue Ethik des öffentlichen Lebens, die die Jugend bringt. Und man muß sich die fürchterliche Belanglosigkeit „unserer“ Künstler einmal vergegenwärtigen. Soll auf sie jetzt die Jugend angewiesen sein? Wie muß es in einem Kopf aussehen, der von wirklichem Einfluß dieser Armseligkeiten träumt und in ihnen wohl gar schon die Anfänge einer neuen Kunst sieht?

Die schon mehrfach kritisierte schwächliche Kunstgesinnung dieser Jugend ist besonders bedauernswert und ein besonders deutliches Anzeichen dafür, wie wenig weit es diese Jugend noch auf ihrem eigenen Wege gebracht hat. Denn die entscheidende Selbstdarstellung, die wichtigste Frucht eines mit Körpergefühl geladenen Geistes muß eine neue künstlerische Kultur sein, ja eine letzten Endes auf die Kunst gegründete oder an ihr orientierte Kultur. Die Kunst ist in einer solchen Kultur nicht ein Gebiet neben anderen, für das man sich „interessiert“, sondern schlechthin das Zentrum der geistigen Welt. Im vorigen Jahrhundert wurde diese Stelle durch die Wissenschaft eingenommen; das Heil der Welt wurde gedacht als ein System von richtigen Begriffen. Jetzt lernen wir verstehen, daß das wissenschaftliche Denken nur eine der Lebensfunktionen des Geistes ist, nicht das geistige Leben selbst. Dieses geistige Leben selbst hat noch andere und unmittelbarere Äußerungen und Selbstdarstellungen; es spricht nicht nur die Sprache der Begriffe, sondern — wie es vielleicht schon in der menschlichen Gestalt, in der Möglichkeit zum menschlichen „Lächeln, Atmen,

Schreiten“ sich ausdrückt, so auch in der ganzen vom Menschen nach außen projizierten, geschaffenen Umwelt, deren Kräfte schließlich wieder vom Dienst der Zweckmäßigkeiten und des vergänglichen Wesens befreit, jedoch mit Leiblichkeit gesättigt, auf der Spitze zur Blüte der Kunst zusammenschießen.

Man sollte glauben, daß die Jugend dieser neuen Geistigkeit sehr nahe stehe. Denn sie steht doch offenbar dem, was wir das Leben des Geistes selbst genannt haben, noch näher als das in Begriffen verstrickte Alter, ja wir wüßten keine befriedigendere Definition für das Wesen der Jugend im nicht nur physiologischen, sondern geistigen Sinne als eben diese Nähe und die aus ihr folgende größere Unmittelbarkeit und Stärke des Instinktes. Aber das gilt alles mehr von der idealen als von der empirischen Jugend, von jener Jugend, als deren Symbole wir einmal zum großen Mißvergnügen der Beckmesser die jugendlichen Götter Apoll und Artemis herbeigerufen haben. Die empirische Jugend ist noch viel zu sehr das Produkt der rückständigen Erziehung von Schule und Haus, mit dünnem Blut und verkrümmtem Rückgrat, als daß sie sich weit aus der Deckung der bürgerlichen Begriffe und dem Schutz der großen Bürgerkanonen hervorwage. Es fehlt ihr noch jede Sicherheit des Instinktes.

Die Jugend bezieht ihre Führer und Heiligen gegenwärtig mit Vorliebe aus dem deutschen Idealismus von vor hundert Jahren. Keiner dürfte bei ihr eine größere Rolle spielen als Fichte (wir reden von der Jugend der Jugendbewegung). Es wird ihr fast wie Lästerung klingen, wenn ich sage: die Zeit des deutschen (philosophischen) „Idealismus“ ist vorbei; Fichte ist nicht geeignet, die Jugend zum Verständnis ihrer selbst zu führen und zum Verständnis ihres Berufs in der neuen Zeit. Die Aufgabe der Rationalisierung alles Daseins und der Begriff der Pflicht erfüllen lange nicht mehr den Umkreis unserer geistigen Werte. Kann — um ein unwiderlegbares Symptom herauszugreifen — jetzt ein Philosoph uns Führer sein, der kein Verhältnis zur Kunst hat? Es ist nicht Weichlichkeit und das Lungern nach den Schätzen dieser Welt, was uns seine strenge Armut ablehnen läßt, sondern es ist dasselbe hohe Verantwortlichkeitsgefühl dem Geist gegenüber, das auch ihn beseelt hat, und ein Wissen um das Leben des Geistes, das ihm noch fremd war.

Hiermit ist der Jugend ein Höchstes und Letztes, ja ein Unendliches zugemutet. Und es wird mir immer entgegengehalten werden, daß es nur Schritt für Schritt in langsamer Annäherung erreicht werden könne und daß man zufrieden sein müsse, wenn in allmählicher Vertiefung ihrer Interessen die Jugend erst die Vorbedingungen für eine große Wiedergeburt schaffe. Das ist der alte Irrtum. Von den Vorbedingungen führt nie ein Übergang zur Sache selbst. Darum aber ist es notwendig, die Sache selbst für die Jugend und inmitten der Jugend erst einmal sichtbar zu machen, das kleine Kristallkörnchen in die schwangere Lösung zu werfen, das die ganze Masse zum Kristallisieren bringt. Es ist notwendig, an irgendeiner Stelle ein wirkliches Bild der neuen Jugendkultur hinzustellen, an dem man sich, und sei es selbst kritisch, orientieren und messen kann, es gilt, irgendwo an einem Ruhepunkt inmitten der wogenden Gärung, einmal ein *ganzes* Jugendleben neu zu organisieren. Gerade in diesem Zeitalter, wo es sich nicht mehr bloß um Reformen und Programme handelt, nicht mehr bloß um neue Begriffe und Begriffskombinationen, sondern um den neuen Menschen, ist es zur Erfüllung des letzten Willens des Geistes unabweisbar nötig, daß im konkreten Werk und in einer neuen konkreten Jugendgemeinde die eigentliche Urkunde dessen, wonach man strebt und sich sehnt, geschaffen werde. Und wir besinnen uns, daß wir jetzt nur von zwei Richtungen der Jugendbewegung gesprochen haben und daß es angeblich noch eine dritte gibt, wenn nicht eine Jugendbewegung, so doch eine Jugend, ein nicht nur bewegter, sondern schon lebendiger, nämlich sich selbst erkennender und wollender, erhaltender und entwickelnder Gemeinschaftsorganismus: die Freie Schulgemeinde, die dann berufen sein würde, schöpferisch gestaltend das wirkliche Bild der neuen Jugend hinzustellen und arbeitend den Weg der Zukunft zu finden und zu bahnen.

Das, was die Freie Schulgemeinde vor allen Schulen und Schulversuchen auszeichnet, ist nicht ihr strenger Wille zu einem bestimmten Kulturideal; denn man kann sagen, daß ein solches, wenn auch natürlich ein ganz anderes, auch z. B. den großen Begründern des humanistischen Gymnasiums vorgeschwebt hat. Es ist auch nicht die Befreiung vom Stadtleben und der bürgerlichen Konvention, die sie dem

Lietzchen Landerziehungsheim verdankt; auch nicht ihre verfassungsmäßige Selbstregierung, für die sie freilich kein Vorbild hatte, die ihr aber anders geartete Schulsysteme äußerlich nachmachen können; sondern es ist der Gedanke der *Jugend*, der hier zum erstenmal mit prinzipieller Schärfe und Klarheit gedacht und rückhaltlos anerkannt und verwirklicht wurde. Oder vielmehr: es ist die Synthese der großen pädagogischen Antinomie von Jugend und Kultur, eine Synthese, die nicht in Versöhnung und Kompromiß, in einem Ablassen auf beiden Seiten besteht, sondern durch Steigerung beider sie in einer höheren Einheit sich binden ließ, als welche höhere Einheit dann das eigentliche Wesen der Schule erkannt wurde, die zugleich eine Burg der Jugend und der natürliche Ort der Erhaltung, Steigerung, ja Wiedergeburt der Kultur ist.

Aber diese Schule wiederum ist nicht die bloße Verwirklichung eines Programms, das heißt, sie ist kein Mechanismus, der nach Vorschrift beliebig oft zu wiederholen wäre, sie ist keine Summe von Institutionen, sondern eine lebendige Gemeinschaft, Trägerin einer bestimmten Physiognomie, eines in jedem Augenblick spürbaren, aber nie restlos definierbaren Gemeingeistes; sie ist keine abstrakte Regel, sondern — wenn irgendetwas soziales Gebilde diesen Namen verdient — ein konkreter Organismus.

Daß sie dies geworden ist und nicht eine abstrakte Schablone, eine bloße Experimentier- und Musterschule, ist bereits eine Folge des Instinktes der neuen Zeit, der bei ihrer Gründung gewaltet hat, und der sich nicht begnügte, eine Schule als Probe auf ein wissenschaftliches System zu gründen, sondern der das junge Blut, die Kraft und Schönheit, die Schwärmerei und Liebe der Jugend in seinen Gedanken und Willen mit einbezog, nicht als Objekt pädagogischer Arbeit, nicht als einen in den Bauplan mit kluger Berechnung eingestellten Faktor, sondern als dasjenige Element, das der Idee zur Verleiblichung verhelfen, das den eigentlichen Körper des neuen geistigen Organismus bilden müsse. Daß der Gedanke der Jugend bei der Gründung der Schulgemeinde genau ebenso stark gedacht wurde, wie der einer neuen, im letzten Grunde religiösen Kultur (oder negativ ausgedrückt: daß man nicht auf den unschöpferischen und dilettantischen Allerweltsweg

einer bloß wissenschaftlichen Schulgemeinde geriet) und daß beide Gedanken auf einmal gedacht werden könnten, ohne sich zu stören, das bestimmt bis heute die Struktur und das Geschick der Freien Schulgemeinde. Hierin besteht vor allem die eigentliche Bürgschaft für ihre innere Lebendigkeit. Ihr geistiges Plasma ist in beständigem Strömen und Kreisen begriffen; die Dreiheit ihrer Idee: Kultur — Jugend — Gemeinschaft, verhindert ein Erstarren. Zwar der Dogmenbedürftige oder der Nur-Wissenschaftler, der Dilettant, der innerlich Außenstehende, der Nikodemus begreift das nicht, der, dem das geistige Sein mit der begrifflichen Zeichnung dieses Seins identisch ist. Ihm ist logischer Widerspruch, was in Wahrheit die Selbsterhaltung des geistigen Lebens, sein Widerstand gegen Tod und Erstarrung ist. Er kennt nur die Alternative, daß entweder die Jugend auf dem Altar der Kultur geschlachtet oder die Kultur der Pflege der Jugend geopfert werde, und fühlt nicht, daß in einem dritten, nämlich in der lebendigen Gemeinschaft als der Trägerin eines neuen Geistes und Stiles beide lebendig bleiben können, Jugend von der Kultur mit Sinn, Kultur von der Jugend mit Blut erfüllt.

Wir dürfen hier wohl, da es sich um Klärung sachlicher Tatbestände, ja vielleicht gar um Feststellung geistiger Gesetze handelt, ganz offen sprechen. Die Intuition, aus der die Freie Schulgemeinde hervorging und von der ihr Programm höchstens die begriffliche Umrißlinie wiedergibt, ist denkbar nur in einem persönlichen Einzelbewußtsein. Ein Gebilde wie die Freie Schulgemeinde muß *seinem Wesen nach* als Schöpfung eines Gründers entstehen. Man mag dabei erinnert werden an jene andere Bedeutung des Wortes Schule, die nicht eine Lehr- und Bildungsmaschine, sondern eine um einen lebendigen Mittelpunkt gescharte Gemeinschaft Gleichgerichteter bezeichnet (Künstler-schule, Philosophenschule).

Es handelt sich hier wiederum um eine wirkliche Entdeckung, die von seiten oder vermittels der Freien Schulgemeinde gemacht worden ist und die aufs engste mit ihrem organischen und konkreten Charakter zusammenhängt. Das ist das Prinzip des Führertums. Die Lehre vom Führertum hoffen wir später einmal an anderer Stelle eingehender erörtern zu können. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß auch in der

eigentlichen Jugendbewegung das Problem des Führertums oder sagen wir deutlicher: die Sehnsucht nach einem Führer eine Rolle spielt. Das ist ja eben auch ein Zeichen jener Einstellung, die wir als das neue Körpergefühl erkannt haben, daß man nicht mehr zufrieden ist mit abstrakten Programmen, sondern die lebendige Verkörperung eines Geistes sucht, wie sie eben der Führer ist; daß man nicht mehr genug hat an konsequenter Durchführung von Grundsätzen, sondern weder persönliches Hören und Sehen, noch die persönliche Gefolgschaft, das Erlebnis persönlicher Treue, Liebe und Verehrung entbehren möchte; wie man ja auch vom bloßen Zweckverband, vom Verein sich hinübertastet zu einer neuen Form persönlicher Lebensgemeinschaft. Ein Führer ist eine Gabe des Schicksals; man kann ihn nicht zum Programmpunkt machen, kann ihn nicht willkürlich ernennen. Er ist nicht durch menschliche Wahl, sondern durch sein Charisma bestimmt, er ist eine geistige Wirklichkeit. Für diese geistige Wirklichkeit ein Organ zu haben, ist eine Eigenschaft der neuen Jugend, und um sie zu wissen, eine Errungenschaft der Freien Schulgemeinde. Auch dies wieder ein tiefer Instinktunterschied gegen die alte Generation, die nicht versteht, wie sich mit der Anerkennung einer „Autorität“ die sittliche Autonomie des einzelnen vertrage. Aber was in der Diskontinuität des Begrifflichen das ausgeschlossene Dritte zu sein scheint, wird in der Anschauung und in der Tat erlebte Wirklichkeit und bleibt so lange möglich, als das Lebendige nicht wieder zur Diskontinuität eines Dogmas erstarrt.

Hier will ich die Entdeckung oder Wiederentdeckung des Führertums nur erwähnen als ein besonders deutliches Zeichen der neuen Einstellung, die wir als Erweiterung des Geistes durch ein neues Körpergefühl erkannt haben, zugleich aber auch als einen Beweis starker innerer Verwandtschaft zwischen der Jugendbewegung und der Freien Schulgemeinde. Diese gehört eben *auch* zur Jugendbewegung; nicht ganz und gar, aber ihrer einen Seite nach. Sie ist gegründet von einem Führer und seinen Mitarbeitern mit einer um sie versammelten jugendlichen Schar, sie ist stark geworden durch ihren Glauben an die Jugend, und sie würde absterben, wenn sie diesem ihrem Ursprung je untreu werden würde. In der Freien Schulgemeinde

soll die Jugend die Braut des Geistes sein, aber nicht seine Dienstmagd. Möge man das nie vergessen, mögen immer Augen dort die Wacht halten, die das wahre Wesen der Jugend zu schauen vermögen.

Schon die günstigere Lage, in der sich die Freie Schulgemeinde gegenüber anderen Schulen und anderer Jugend befindet, verpflichtet sie, nicht nur an sich selbst zu denken, sondern für die gesamte Jugend zu arbeiten; für die gesamte Jugend, nämlich für die Idee der Jugend. Ihr ist die Aufgabe anvertraut, die von der Jugend draußen zwar nach und nach erkannt wird, aber nicht vollendet werden kann, das Herausarbeiten der neuen Jugendkultur. Sie wird aber praktisch der Gefahr der Exklusivität, der Einseitigkeit, der Abhängigkeit von zufälligen Daseinsbedingungen kaum entgehen können, wenn sie nicht immer und immer wieder Ausschau hält nach der Jugend draußen und auf ihre Regungen achtet. Fern sei ihr jede lieblose Überhebung, jeder Dünkel! Was unter so viel ungünstigeren Bedingungen der Wandervogel tatsächlich für die Jugend geleistet hat, verdient nicht nur unsere Bewunderung, sondern enthält noch immer genug, worüber wir nachdenken und woraus wir vielleicht auch noch etwas lernen können; es ist dieselbe Jugend dort und bei uns. Erst recht aber darf die Jugendbewegung die Freie Schulgemeinde nicht außer acht lassen. Das gilt gerade den studentischen Gruppen, die mehr und mehr dessen innegeworden sein könnten, daß ihnen das Heil nicht aus ihrer eigenen Mitte erblüht, sondern daß zuvor eine anders geartete, anders erzogene Jugend auf die Hochschule kommen muß. Tatsächlich ist das Interesse für den Ideenkreis der Freien Schulgemeinde in der Studentenschaft außerordentlich stark und verbreitet; ihre Quellschriften sind in Abteilungen der Freien Studentenschaft, Reformverbindungen und pädagogischen Gruppen immer wieder zum Gegenstand ausführlicher Erörterungen gemacht worden. Es hat aber auch sicherlich hohen erzieherischen Wert, einer solchen Idee sich verpflichtet, ein solches Werk sich anvertraut zu wissen. Je weniger die akademische Jugend mit ihrer eigenen Schulzeit zufrieden sein kann und je größer also die Gefahr der Verbitterung und Negation wird, um so wichtiger wird es, ein Ideal zu haben, das die Kräfte des Hasses

und der Verachtung umzuwandeln vermag in solche der Begeisterung und des Willens.

In der Gegenwart aber hat die Freie Schulgemeinde vielleicht noch eine besondere, eine zentrale Aufgabe in der Jugendbewegung, nämlich die, sie zurückzuführen zu ihrem eigentlichen Werk, wie es anfangs (vgl. den Aufruf und die Formel vom Hohen Meißner) gedacht war. Der Kampf der Freideutschen Jugend wird eigenen Sinn, geschichtliche Bedeutung, vor allem aber innere Wahrheit erst bekommen, wenn er wieder ein Kampf *für die Jugend* wird. Nicht für Abstinenz, Bodenreform, Kleiderreform, sondern für die Jugend. Für die konkrete Jugend und für die Idee der Jugend. Und woist gegenwärtig (?) eine Stätte, an der die Idee der Jugend rein und heilig gehalten wird, wenn nicht in der Freien Schulgemeinde?

Muß ich ausdrücklich darauf hinweisen, inwiefern die Ereignisse der letzten Zeiten die Losung: „für die Jugend“ dringender, wichtiger machen als je? Nur allzubald wird es sich herausstellen, was Wachsame und Sorgende schon jetzt sehen. Man sage doch ja nicht: jetzt gibt es dringendere — nationale, soziale — Aufgaben für uns. An solchen Aufgaben wird, wie sie der Tag bringt, gewiß ein jeder nach besten Kräften und nach Maßgabe seiner Lebenslage mitarbeiten. Aber *für die Jugendbewegung* gibt es keine höhere Losung als das alte: *für die Jugend!* Und man glaube doch nicht, dem Vaterland und Volk einen besseren Dienst dadurch zu erweisen, daß man die Jungen zum Dienst alter Programme hergibt und anführt, als dadurch, daß man eine neue Generation mit neuen Instinkten heranzieht. Nichts ist, gerade jetzt, dringender, als den frischen Quell geistigen Lebens unserem Volk zu erhalten in einer politisch unverbrauchten, programmatisch noch nicht überhitzten, in sich sicheren, hochstrebenden, neuen Jugend. Je mehr die furchtbare Mühe, der betäubende Lärm des Tages alle unsere Sinne und Gedanken befängt, um so mehr wollen wir dafür sorgen, daß uns eine Hoffnung auf bessere Zeiten erhalten bleibt, Ohren und Augen für reine Schönheit und Wahrheit, treuer Wille, der unverwandt den höchsten menschlichen Pflichten und Erlebnissen zugekehrt ist. Gerade jetzt gilt es, nicht mit unreifem Eifer sich auf irgendwelche Reformen zu stürzen, wie sie den tausend Nöten der

Zeit entsprechen, sondern fest zu bleiben, Charakter zu haben, Glauben zu bewahren; innerlich Abstand zu gewinnen vom Allzuvergänglichen und die ewigen Sterne nicht aus den Augen zu verlieren.

Für die Jugend! Auch Volk und Vaterland und diese gewaltige Zeit haben keine bessere Losung für uns.

ZWEIERLEI WOLLEN

Zur Besprechung meines Buches „Schule und Jugendkultur“ durch Geh.-Rat Cauer im Februarheft des „Säemanns“ seien mir ein paar kurze aufklärende Bemerkungen gestattet. Ich muß auf die fundamental verkehrte Einstellung des Kritikers zu meinen Gedanken aufmerksam machen. Er gibt immer wieder dem Zweifel Ausdruck, daß sich meine Ideen in der Praxis verwirklichen lassen, und betont im Zusammenhang damit, ich wolle „alles Bestehende verwerfen“, lehne es ab, „an Gegebenes anzuknüpfen“, womit dann meine Theorien von vornherein dem Fluch des Utopismus verfallen wären.

Dagegen habe ich folgendes zu sagen. Man hat sich allzusehr daran gewöhnt, alles Heil von einer Änderung der Lehrpläne, Prüfungsordnungen usw. zu erwarten. *Ich tue das nicht.* Wenn ich ein allmächtiger Kultusminister wäre, so würde ich *nicht* glauben, in kurzer Zeit unser Schulwesen wesentlich vorwärtsbringen zu können. Ich glaube, daß ich es in meiner gegenwärtigen Rolle als Schriftsteller, als Jugendführer und — wenn es mir beschieden sein wird — als Schöpfer einer neuen Freien Schulgemeinde viel mehr fördere, als ich es als bloßer Chef der Verwaltung, ja, sogar als Gesetzgeber könnte.

Denn ich glaube daran, daß der Schule ein neuer *Geist*, ein neues *Leben* nötig ist. *Demgegenüber sind alle Lehrpläne von sekundärer Bedeutung.* Ich bin gern bereit, auch aus einem humanistischen Gymnasium eine Freie Schulgemeinde zu machen. Heißt das nun alles Bestehende verwerfen oder nicht an Gegebenes anknüpfen wollen? (Knüpft nicht auch die Freie Schulgemeinde Wickersdorf, die doch im wesentlichen den Lehrplan der Oberrealschule hat, „an Gegebenes an“?) Dies „Gegebene“ aber ist für mich nur äußerer Rahmen, oder ich will lieber sagen: Gelegenheit und Möglichkeit. An den in der gegebenen Schule durchschnittlich herrschenden *Geist* freilich möchte ich nicht anknüpfen, der soll ganz erneuert werden; da ist für mich das Gegebene, woran ich anknüpfe, das geistige Bedürfnis der Jugend.

Mein Buch ist kein schulreformerisches. Was darin von Schulreform vorkommt, gebe ich der Kritik gern preis, ich bin kein Schulreformer. Mein Buch will von einem neuen *Geist* der Erziehung eine Ahnung er-

wecken und eine neue *Idee* der Schule aufstellen. Nicht ein Schulreformprogramm, nichts was von heute auf morgen, nichts was durch Verordnung und Organisation erreicht werden könnte.

Wie ich mir die Verwirklichung dieser Idee denke? Erstens durch eine neugeartete Lehrerschaft, zweitens durch eine neugesinnte Schülerschaft. Von unten nach oben, von innen nach außen. In zehn Jahren werden Hunderte von Lehrern an unseren öffentlichen Schulen wirken, auf die die Idee der Freien Schulgemeinde von Einfluß gewesen ist; Hunderte auch, die als junge Menschen ihre Freude am „Anfang“ hatten. Und die Schüler? Ich erlaube mir, zu wiederholen, was ich neulich einmal im „Jung-Wandervogel“ (Dezember 1913) schrieb: „Im Wandervogel soll (und natürlich nicht im Wandervogel allein) gleichzeitig und im Zusammenhang mit einem neuen Gefühl für die Jugend, auch ein neues *Schulideal* sich herausbilden als notwendiger Bestandteil des Gedankenschatzes und der Sehnsucht jedes reiferen jungen Menschen. Wer überhaupt noch glauben kann, der kann nicht zweifeln, daß ein solches von allen jugendlichen Seelen mit Inbrunst umfaßtes Ideal einer neuen Schule sich schließlich doch, und dann nicht von oben herab, von den Alten her durch Verordnungen und Reformen, sondern von innen heraus durch die unwiderstehliche Kraft jugendlicher Liebe durchsetzen wird. Lehrer auf Lehrer wird dann zur Jugend übergehen, die alten sterben aus und ab, die jungen werden erlöst, werden aus Lehrern Führer, und eines Tages bricht auch die leere Schale bürokratischer Formen zusammen, nachdem Geist und Leben schon längst sich neu geschaffen haben.“

Das ist der neue Weg, den ich einschlagen möchte, der einzige mir gemäße: aus dem Glauben an geistige Wirklichkeiten heraus zu *geistiger* Verwirklichung. Änderung des Denkens und der Gesinnung. Wie weit wir kommen werden? Was geht's uns an? Spiritus sanctus non est scepticus.

LIBERALISMUS UND JUGENDBEWEGUNG

Was in Nr. 28 und 29 der „Hilfe“ Gertrud Bäumer¹ über die Jugendbewegung schreibt, ist m. E. das Beste und Richtigeste, was bisher von einem außerhalb dieser Bewegung stehenden Beobachter und Beurteiler über sie gesagt worden ist, und ich kann nur wünschen, daß es größte Beachtung finden möge. Wenn ich mich trotzdem jetzt gegen diese Ausführungen wende, so geschieht es, um sie in zwei, allerdings wesentlichen Punkten richtigzustellen. Ich bestreite erstens Gertrud Bäumers Behauptung, daß die neue Jugend kein Verhältnis zur Arbeit gefunden habe, und ich möchte zweitens ihre Ansicht, daß diese Jugend den zukünftigen Liberalismus repräsentiere, kritisieren.

Innerhalb der Jugendbewegung gibt es zwei scharf voneinander unterscheidbare und auch tatsächlich geschiedene Richtungen, geschieden mehr durch Instinkt und geistige Einstellung als durch Programm und Organisation. Nur für die eine gilt es, daß ihr Wille ein „Zurück zur Natur“ sei; beider anderen ist er ein „Vorwärts zur Kultur“. Wandervogel, Freischar usw. (der Vortrupp nimmt eine vermittelnde Stellung ein) gehören, aber mit sehr zahlreichen individuellen Ausnahmen, im ganzen zur ersten Richtung; was sich um die Freie Schulgemeinde schart, um die Sprechsäle, den „Anfang“ usw., im ganzen zur zweiten, die ja dann auch im engeren Sinne „Jugendkultur-Bewegung“ genannt wird.

Ich kann nun Gertrud Bäumers Kritik, daß die Jugend kein Verhältnis zur Arbeit gefunden habe, nur für die erste Gruppe gelten lassen. „Wandern, Tanzen, Singen“ ist ja auch tatsächlich nur für diese charakteristisch. Es ist zwar auch hier anzuerkennen, daß es weiten Kreisen dieses Teils der erwachenden Jugend keineswegs am Willen zur „Tat“, zur praktischen Arbeit und sozialen Wirksamkeit fehlt. Im ganzen aber herrscht hier eine ausgesprochene Scheu vor der Öffentlichkeit, eine Abneigung gegen den politischen Kampf, und was man zu tun versucht, ist im wesentlichen die Konservierung der

¹ Der Aufsatz ist in ihrem Buche „Weit hinter den Schützengräben“ abgedruckt. Verlag Eugen Diederichs. br. 3 M.

eigenen Person und die Bildung kleiner, oft ein wenig sektiererisch anmutender, eugenisch orientierter Konventikel und Lebensgemeinschaften, an die sich utopische Hoffnungen knüpfen.

Wesentlich anders aber steht es um den Teil der Jugend, der das (den anderen mehr beigelegte und aufgezwungene als von ihnen hervorgebrachte) Ideal der „Jugendkultur“ vor Augen hat. Diese Jugend sieht ziemlich einmütig „Jugendkultur“ wirklich realisiert oder mindestens symbolisiert durch jenen neuen, das *ganze* Leben der Jugend umfassenden, organisierenden und durchgeistigenden Schultyp, den man als „*Freie Schulgemeinde*“ bezeichnet, und sie strebt nach einer Schule, die wie diese die organische Synthese bildet von: Jugend und Arbeit, Rechten und Pflichten, Freiheit und Autorität, Gegenwart und Zukunft, Natur und Kultur und also von Selbsterziehung und Erziehung. Sie ist der (in den philosophischen Urkunden der Freien Schulgemeinde näher begründeten) Überzeugung, daß diese notwendige Synthese nur durch eine Wiedergeburt und Ausgestaltung der *Schule* erreicht werden kann; ein *so* ausgeglichenes, neuorganisiertes Jugendleben schwebt ihr bei dem Losungswort „Jugendkultur“ vor, und sie ist also der Ansicht, daß eine neue Schule die Trägerin der neuen Jugendkultur sein muß. (Vgl. meine Broschüre: „Was ist Jugendkultur?“ Verlag G. Steinicke, München.)

Diese Gesinnung liegt nun auch durchweg der Schulkritik zugrunde, wie sie im „Anfang“ geübt wird; darum finde ich, so dankbar ich Gertrud Bäumers Eintreten für das Recht der Jugend zur Kritik anerkenne, ihre Äußerung über den „Anfang“ ungerecht und unzutreffend, nämlich, daß er in besonderer Weise ehrfurchtlose Schwätzer, Wichtiger, Poseure und Arbeitsscheue heranzöge. Wie ist es eigentlich möglich, daß unter ehrlich denkenden, geistig freien Menschen einander so widersprechende Urteile über den „Anfang“ umlaufen wie gegenwärtig unter den liberalen Gebildeten? Denn ist ihre Zahl auch nur klein, es gibt doch immerhin einige, die über den „Anfang“ ähnlich urteilen, wie es neulich Maurenbrecher in einer öffentlichen Versammlung tat: er habe jede seiner Nummern nicht gelesen, sondern verschlungen und sei für jede Zeile im „Anfang“ dankbar. Ich möchte bitten, dem doch etwas nachzudenken; zunächst ist die Wahrschein-

lichkeit größer, daß diejenigen recht haben, die etwas Positives am „Anfang“ finden und empfinden, als diejenigen, die nur in die All-
weltsablehnung einstimmen und nichts sehen und spüren, wo die
anderen etwas zu sehen glauben.

Jedenfalls scheint mir unbestreitbar zu sein, daß einer Jugend, die
ihr ganzes Interesse, ihre ganze Sehnsucht einer neuen *Schule* zu-
wendet, die immer wieder erklärt, daß es ihr um eine organische Ver-
bindung der *Arbeit* mit ihrem Leben zu tun sei, nicht der Vorwurf ge-
macht werden kann, sie habe kein Verhältnis zur Arbeit (oder gar, sie
begünstige Arbeitsscheu). Ist es nicht schon bezeichnend, daß in der
im „Anfang“ ans Tageslicht tretenden Schulkritik die Klage über die
Überbürdung, über die Quantität der Arbeit gar keine Rolle spielt?
Man will gern arbeiten, man fordert Arbeit, aber solche, die diesen
Namen verdient, sinnvolle, kulturell orientierte, innerlich zusammen-
hängende, geistig zu rechtfertigende. In diesem Teil der Jugendbe-
wegung wird man darum auch ganz gewiß protestieren gegen Gertrud
Bäumers Meinung, es fehle der Jugendbewegung an einem „großen
einheitlichen Programm“, an einem „irgendwie umfassenden, be-
stimmten Lebensideal“; dies Programm ist ihm eben die Freie Schul-
gemeinde, mit deren konkretem Gehalt hat er das „leere Wort“
Jugendkultur sich erfüllt, und er wird auch wohl nicht zugeben, daß
es ihm an einem Führer fehle, in dem Sinne, den Gertrud Bäumer mit
diesem Wort verbindet.

Diesen Teil der Jugendbewegung vernachlässigt Gertrud Bäumer
ganz. Gewiß ist er numerisch der weitaus kleinere; doch ist nicht zu be-
streiten, daß auch aus jenem anderen Lager der Jugend (Wandervogel,
Freischar usw.) gerade viele der Intelligentesten sich zum Gedanken
der Jugendkultur im Sinne der Freien Schulgemeinde bekennen oder
ihm doch nahestehen.

Man wird nun vielleicht den naheliegenden Einwurf machen, daß das
Aufstellen eines neuen Schultyps, ein Sichbekennen zu einer Idee, nur
den Wunsch nach eigener sinnvoller Betätigung bedeute, jedoch noch
nicht selbst Arbeit sei. Wie aber will es die Jugend anfangen, die von
ihr geforderte Synthese von Leben und Arbeit herzustellen, da doch
das Mittel dazu, die Schule, sozusagen noch in Feindeshand ist, und

aus äußeren zwingenden Gründen es nur wenigen beschieden sein kann, in einer „Freien Schulgemeinde“ aufzuwachsen? Gewiß, hier liegt ein schweres Problem vor; die Jugend möchte mit Ernst arbeiten, und man gestattet es ihr nicht. Immerhin aber sollte man in dieser Sache nicht urteilen, ohne sorgfältig verfolgt zu haben, was tatsächlich die Jugend versucht, um ihr Leben dem in der Freien Schulgemeinde vorbildlich dargestellten anzunähern. Es ist ein eifriges Suchen und Experimentieren und Gestalten im Gange, Sprechsäle, Jugendgemeinden usw. legen Zeugnis davon ab, wie die Jugend sich bemüht, sich selbst zu schaffen, was ihr die Schule versagt; dazu nehme man die studentisch-pädagogische Bewegung, die einen neuen Lehrer- und Erzieher- typ hervorzubringen versucht, man nehme dazu den Kampf, den die Jugend im „Anfang“ um eine bessere Schule führt, und man wird zugestehen müssen, daß in Anbetracht dessen, daß diese Bewegung kaum älter als ein Jahr ist, schon wirklich einige Ansätze zu praktischer Arbeit vorliegen¹.

Gertrud Bäumer freilich scheint ausschließlich an diejenige Arbeit zu denken, die für die Jugend in der Zukunft liegt. Aber *das* ist gerade das für *diese* Jugendbewegung (beider Richtungen) Charakteristische und nicht, was Gertrud Bäumer als das sie von anderen geschichtlichen Jugendbewegungen Unterscheidende anführt, daß die Jugend sich zunächst *ihr eigenes* Leben gestalten will, ehe sie an Weltverbesserung denkt. Und mir scheint das kein schlechtes Zeichen für ihren Ernst und ihre Reife zu sein, mir scheint ein Fortschritt darin zu liegen, daß die Jugend nicht mehr bloß begierig auf die Zeit wartet, wo sie selbst eingreifen kann, sondern daß sie sich zunächst einmal um ihre eigensten Angelegenheiten bekümmert als um das einzige Gebiet, in das ihre eigene Tat und Wirksamkeit hineinreicht, das einzige, auf dem sie selbst kulturfördernd mittätig sein kann.

Dieser Wille aber schließt einen Willen zur Zukunft, zur künftigen Arbeit in sich. Wer unsere neue Jugend kennt, der weiß, daß in ihr ein tiefes Mißtrauen besteht gegen politische Parteien, gegen den öffentlichen Interessenkampf, gegen die Presse und ihre Methoden usw. Ich brauche nicht zu sagen, woher dieses Mißtrauen stammt, und daß es

¹ Sie sind seitdem durch den Krieg größtenteils zerstört worden.

sehr zu begrüßen ist. Die Jugend erlaubt es sich eben, um mit Gertrud Bäumer zu reden, sittlicher zu empfinden — nicht allein als die Schule, sondern als es die Normen der alten Generation überhaupt verlangen. Sie fühlt, wieviel Selbstsucht, Heuchelei und Denkfaulheit in unseren öffentlichen Kämpfen steckt, und sie möchte nicht mehr mitmachen. Das kann zu einer vollständigen Abwendung von öffentlichen Interessen führen (wie in weiten Kreisen des Wandervogels), es kann aber auch mit einem positiven Willen zur Erneuerung unseres öffentlichen Lebens verbunden sein, und das ist die in den Kreisen der Jugendkulturbewegung vorherrschende Gesinnung. Für den Willen dieser Richtung zur Öffentlichkeit ist unter anderem ein Beweis ihre vielangefochtene kritische Haltung gegenüber der Familienerziehung. Dieser macht man ja gerade zum Vorwurf, daß sie den Menschen überwiegend nur für das Privatleben erziehe, daß sie keinen Sinn habe noch ausbilde für die allgemeinen, großen, öffentlichen Angelegenheiten, denen sich die Jugend verpflichtet weiß. Aber man möchte sich nicht eher an den öffentlichen Arbeiten und Kämpfen beteiligen, als man es *mit gutem Gewissen* tun kann! Man möchte zunächst einen Kompaß haben, um sich in diesem Chaos zurechtzufinden, einen Maßstab, um erkennen zu können, wo die eigentlichen und wichtigen Werte liegen. Das heißt aber nichts anderes als: man möchte durch eine neue Erziehung und Bildung ausgerüstet in die Arena treten, um nicht Phrasen, Vorurteilen und Parteien wehrlos preisgegeben zu sein. Diesen Wahrheitssinn und einen damit verbundenen ethischen Radikalismus kann und will die neue Jugend dem öffentlichen Leben zuführen; das ist schließlich etwas noch Wichtigeres, Grundlegenderes als das eugenische, menschenökonomische Interesse; und Heil der Partei, die es vertragen kann.

Und damit komme ich zum zweiten. Ist die Partei, der diese neugesinnte, neugeartete Jugend zufallen wird, wirklich der Liberalismus? Gertrud Bäumer wird sich doch wohl dessen bewußt sein, daß in der überwiegenden Mehrheit der Jugendbewegung diese ihre Zumutung und Prophezeiung entschieden abgelehnt werden würde. Im Wandervogel herrscht eine ausgesprochene Abneigung gegen den Liberalismus, zum Teil aus Antisemitismus und ähnlichen Trieben, und es besteht

die dringende Gefahr, daß er von konservativer Seite eingefangen und eingespannt wird. Und die Jugendkulturbewegung? Wenn man politische *Analogien* auf die Jugendbewegung anwenden darf, so bildet dieser Teil wohl ihren liberalen Flügel. Aber auch in ihm begegnet man heftiger Ablehnung gerade des Liberalismus. Und das ist nur zu begreiflich.

Denn was hat eigentlich der Liberalismus für die Jugend getan? Von ihm dürfte sie seinem Programm und seiner angeblichen Weltanschauung nach am ersten Verständnis erwarten, wenn sie Mitwirkung an der Gestaltung ihres eigenen Lebens, Befreiung von geistiger Knechtung und vom Gewissenszwang, Verbindung ihrer Bildung mit der Kultur der Zeit forderte. Aber als sie diese Forderungen wirklich laut aussprach und vor der Öffentlichkeit vertrat — in den freideutschen Kundgebungen und noch entschiedener im „Anfang“ — wie schallte es ihr aus den Reihen der Liberalen, in Parlament und Presse, entgegen? Da war der Liberale auf einmal nicht mehr liberal, da war er Hausvater oder Oberlehrer alten Schlages, da war er einfach Phllister; da hatte man, mit ganz wenigen Ausnahmen, für die nach Arbeit und Verantwortlichkeit, nach neuem Ernst und Sinn ihres Lebens strebende Jugend nur billigen Spott oder bestenfalls onkelhafte Gutmütigkeit: das wird schon vorübergehen, wenn ihr älter werdet. Wo hat der Liberalismus, als die klerikale Hetze losging, über dieser Jugend seinen Schild gehalten? Er hat im Gegenteil entweder sich dieser Hetze angeschlossen oder doch eine vollständige Rat- und Urteilslosigkeit bewiesen. Aber gerade in dieser Sache durfte man nicht alles Instinktes und Urteils entbehren! Man durfte das gute, ehrliche Wollen (um von der wirklich vorhandenen Reife und Einsicht ganz zu schweigen) dieser Jugend nicht völlig verkennen und wegwerfend behandeln, wenn man nicht den Anschein erwecken wollte, als besäße man für letzte, tiefste Probleme, für Gewissensfragen und für Unbedingtheit der Gesinnung überhaupt kein Organ mehr. Wie kann die Jugend noch an einen Liberalismus glauben, von dem sie solches erfahren hat?

Hier ist viel verfehlt und noch viel mehr versäumt worden. Die Urteilslosigkeit des Liberalismus auf diesem Gebiet schreit zum Himmel. Da läßt eine große entschieden liberale Zeitung sich über einen Jung-

deutschlandtag berichten, und dem (literarisch sehr bekannten) Berichterstatter geht lediglich das Herz auf bei dem, was er sieht und hört. Aber ein Licht geht ihm leider nicht auf. Man beruhigt sich bei der in den Programmen gewährleisteten politischen Neutralität dieser Jugendpflege, ohne die Tatsachen ins Auge zu fassen. Tatsächlich nämlich, das kann für den die Dinge von innen Kennenden keinem Zweifel unterliegen, bewirkt diese Jugendpflege eine mächtige Verschiebung des politischen Standpunkts der jungen Generation von links nach rechts. Aber der Liberalismus weiß von nichts, und bei seinem notorischen Mangel an Opferwilligkeit tut er auch nichts. Wenn ich mein pädagogisches Denken, Können und Schaffen in den Dienst klerikal-autoritärer Erziehung gestellt hätte, wer zweifelt, daß mir die reichsten Mittel zur Verfügung ständen, daß ich vielleicht schon eine ganze Kongregation von Schulgemeinden geschaffen hätte als Mittel- und Ausgangspunkte einer neuen Schulerziehung und Jugendgesinnung. Da ich aber eine Erziehung will, die auf sittlicher Autonomie beruht, die Selbstverantwortlichkeit pflegen, die zur Freiheit heranbilden will, kümmert sich um mein Ringen mit behördlicher Anerkennung und materiellen Schwierigkeiten meines Werkes im liberalen Bürgertum fast kein Mensch.

Die gebratenen Tauben der Jugendbewegung werden dem Liberalismus nicht in den Mund fliegen. So lange er eine so hochgradige Verständnislosigkeit gegenüber der Not und dem Willen der Jugend beweist — welche Verständnislosigkeit doch auch eben nur das Symptom eines tiefer liegenden Defektes ist — so lange wird der gegenwärtige Zustand andauern und anwachsen, nämlich, daß die Jugend das Wort Liberalismus etwa mit demselben Unterton ausspricht wie das Wort „Oberlehrer“.

Meine verehrte Gegnerin, das sei nochmals ausdrücklich hervorgehoben, trifft der Vorwurf solcher Verständnislosigkeit *nicht*. Ihr habe ich nur zeigen wollen, daß sie von der Jugendbewegung in einem einseitigen Sinne spricht, und ich würde mich freuen, wenn sie diese meine Ausführungen nicht als eine Widerlegung, sondern lediglich als eine Ergänzung der ihrigen ansehen und anerkennen könnte.

STUDENTENSCHAFT UND SCHULREFORM

I

Die Erfahrung lehrt, daß eine Kritik an unserem höheren Schulwesen immer auf nachdrückliche Zustimmung aus den Kreisen der akademischen Jugend rechnen kann. Denn was man uns auch predigt von dem großen Fortschritt zu Vernunft und Kultur, den die Schule in letzter Zeit gemacht haben soll, von dem lebendigen Streben nach Anpassung an die Bedürfnisse der Gegenwart, das angeblich ihre maßgebenden Vertreter beseelt — noch immer habe ich gefunden, daß der ältere Schüler, der jüngere Student über diese Behauptung lachen. Die einzelnen rühmlichen Ausnahmen, die anerkannt werden dürfen, betreffen nicht das System, sondern bestehen in einigen frischeren, mutigeren, freieren Persönlichkeiten unter den Lehrern, die doch aber selbst fühlen sollten, daß sie nur einen geringen Teil ihres besseren Wesens und tieferen Erkennens im gegenwärtigen Schulmechanismus zur Geltung und zur Wirksamkeit bringen können. Nein, noch immer trifft den Schulbetrieb, im ganzen genommen, die Verurteilung und oft die Verachtung und der Fluch der Mehrheit derjenigen, die ihn gerade hinter sich haben, wenigstens soweit sie überhaupt nachdenken über Sinn und Zweck der Schule, soweit sie überhaupt höhere geistige Bedürfnisse oder mindestens kräftige Vitalität und natürliches jugendliches Empfinden besitzen.

Mag sein, daß die Schule früher noch schlimmer war — die Unzufriedenheit mit ihr, das Gefühl von ihrer Unzulänglichkeit ist in letzter Zeit jedenfalls nur stärker geworden und beständig im Wachsen begriffen. Die Schule sendet gegen den Ansturm der allgemeinen Entrüstung neuerdings gern ihre besten Streiter vor, diejenigen, die persönlich ein gutes Gewissen haben können und dann diesen ihren persönlichen Besitz unberechtigterweise verallgemeinern. Diese wohlmeinenden Apologeten sind kein geringes Hindernis eines wirklichen Fortschritts im Großen. Sie täuschen sich und versuchen, die öffentliche Kritik unsicher zu machen. Ihnen kann von niemandem besser entgegengetreten werden als von denjenigen, die erst vor kurzem die Schule verlassen haben, also noch voll von lebendiger Erinnerung an

ihren Betrieb sind, und denen man zugleich Reife und Urteilsfähigkeit genug zutraut, um Erfahrungen richtig wiedergeben und werten zu können.

Ja, man denke sich einmal, was aus dem Schulzopf werden würde, wenn das Gros der Studentenschaft sich der Schulkritik annähme. Wenn es Regel würde, daß die jungen Männer, die soeben der Schul knechtschaft entronnen sind, ihre gewissenhaft geführten Aufzeichnungen der Öffentlichkeit zur Verfügung stellten, indem sie sie etwa einer „studentischen Zentrale für Erneuerung des höheren Schulwesens in freiheitlichem Geiste“ übergäben. Zittern müßte die Schulbureaukratie, die Schulpedanterie und Schultyrannie, wenn jeder Dummheit, jeder Schlechtigkeit das Strafgericht öffentlichen Gelächters, öffentlicher Verachtung drohte. Nur der Student beherrscht wirklich das ganze Material des inneren Schulbetriebs, darum beherrscht nur er die Situation. Die übliche Schulkritik muß sich mit Prüfung und Verurteilung der einzelnen Einrichtungen begnügen. Aber wichtiger noch und eindrucksvoller wäre eine authentische Darstellung des Geistes, der aus diesen Einrichtungen folgt, der im Unterricht und in der Schulregierung weht und dessen Zeuge zu sein keinem Erwachsenen vergönnt ist; des Geistes, der in Hunderten von Schulklassen Tag für Tag die edle Jugendzeit mit Pedanterien, Banalitäten und Schlimmerem vergeudet und seiner Nichtigkeit und Nichtswürdigkeit durch brutale Gewalt Autorität verleiht. Was da alle Tage im Kleinen erlebt wird, das ist erst das eigentliche Anklagematerial gegen die Schule. Wer nur die Institutionen ansieht, der könnte glauben, es ließe sich in ihrem Rahmen zur Not doch leben. Jedoch der Geist, der in diesem System lebt: der muß ans Licht gezogen werden, und das nicht nur in besonders eklatanten Fällen, wenn z. B. ein Direktor Schüler relegiert, weil sie mit Zustimmung ihrer Eltern Tanzstunden besuchen oder weil sie sich den bitteren Scherz erlaubt haben, eine Puppe in Primanertracht im Schulhof an einen Baum zu hängen.

Fürwahr, groß ist die Macht, die den Studenten in die Hand gegeben ist, um das Los der nachwachsenden Generation, ihrer Kameraden, zu erleichtern. Und man brauchte nicht gleich zum Äußersten zu greifen. Wie wäre es z. B. mit einer Rundfrage? Das Seelenleben, die

Reife, die Interessen der modernen Schülerschaft — also der eine wichtige Faktor des Schullebens — sind denen, die von Amts wegen sich mit der Organisation der Schule zu befassen haben, in Wahrheit ein dunkles Gebiet. Aber auch das breite Publikum fühlt sich hier unsicher. Die Schülerschaft ist zum Schweigen verdammt. Wer anders kann hier Auskunft geben als derjenige, der noch soeben selbst Schüler war, der junge Student? Das nähme wiederum am besten eine studentische Zentrale in die Hand. Sie müßte sorgfältig ausgearbeitete, einheitliche Fragebogen verteilen, die eingelaufenen Antworten hätte sie dann zusammenzufassen und das Ergebnis als wichtigstes Material für die Reform des Unterrichts und der Schulverfassung der Öffentlichkeit vorzulegen. Da wäre zu fragen z. B. nach dem religiösen Interesse der Schülerschaft und nach ihrer Stellung zum Religionsunterricht; nach ihrer Privatlektüre, ihren literarischen Interessen und deren Verhältnis zum Literaturunterricht; nach der Anregung oder Beschränkung selbständigen Denkens und Urteilens, z. B. bei Gelegenheit der Aufsätze; nach der eventuellen politischen Tendenz des Geschichtsunterrichts und ihrer Wirkung auf die Schülerschaft; nach Art und Umfang der Orientierung in der Gegenwart (Bürgerkunde); nach den bestehenden erlaubten und verbotenen Vereinen, ihrer Tätigkeit und ihrem Einfluß; nach etwaigen Anfängen von Selbstregierung der Schüler und ihrer Beurteilung durch die Schüler selbst; nach der von der Schule direkt oder indirekt veranlaßten Übung und Behandlung des Körpers (Turnen, Sport; täglich beanspruchte Arbeitszeit; Verzicht auf Trinken und Rauchen); nach der Schulmoral; nach der Art und dem Ton des Verkehrs zwischen Lehrern und Schülern usw.

Ein anderes Beispiel. Ostwald hat neulich geäußert: „Wie unnütz bezüglich des Lerninhalts ist schließlich das Abiturientenexamen! Drei Monate hernach würde die größere Hälfte, drei Jahre hernach würden 95 Prozent der für reif erklärten Schüler bei einer plötzlichen Wiederholung der Prüfung durchfallen, zum Beweis dafür, daß nicht einmal ein äußeres Wissen durch die Prüfung gesichert werden kann.“ Das ist zunächst eine bloße Behauptung. Wenn sie aber erwiesen wäre — könnte es ein vernichtenderes Argument gegen die jetzt soviel erörterte Reifeprüfung geben? Und wiederum nur die Studentenschaft

kann hierüber Klarheit verschaffen. Veranstalte man doch — sei es dieselbe vorausgesetzte Zentrale, sei es eine Gruppe der Freien Studentenschaft oder ein Ausschuß wissenschaftlicher Vereine — auf jeder Universität solche improvisierten Prüfungen. Die technischen Schwierigkeiten sind nicht unüberwindlich; und sollten zu solch einem interessanten Scherz mit so ernstem Hintergrund und Zweck nicht gern in Massen die jüngeren Kommilitonen sich melden? Das wäre einmal ein akademischer Streich modernen Stils, ein Lichteraufstecken und vielleicht Fenstereinwerfen von kultureller Bedeutung. Und solcher Streiche im Dienst der Schulreform ließen sich wohl noch manche ersinnen.

Ich lege auf diese Einzelvorschläge kein besonderes Gewicht; sie sollen nur dartun, daß die akademische Jugend unserer ganzen Schulreformbewegung einen neuen Aufschwung geben könnte. Sie sollen vorläufig zeigen, daß ein mächtiger Bundesgenosse von uns, die wir die Erneuerung der höheren Schule aus freiheitlichem Geiste heraus auf unsere Fahnen geschrieben haben, noch gar nicht in den Kampf eingetreten ist; daß deshalb der Versuch, ihn für uns zu gewinnen und mobil zu machen, uns von unserer Aufgabe geboten wird.

II

Gewiß, solange der Schüler der öffentlichen Schule zum Schweigen verurteilt ist, ist der Student der natürliche Vertreter des Schülers, der natürliche Anwalt seiner Sache, die noch vor kurzem seine eigene war. Die Jugend ist doch mindestens die eine Hälfte der Schule, und also ist es eine große und wichtige Aufgabe, diese eine Hälfte, die in der Schule festgehaltene Jugend, zu vertreten, zu sagen, wie ihr zumute ist, was sie leidet und wonach sie sich sehnt. Und die bloße Kameradschaftlichkeit sollte Beweggrund genug dafür sein; denn wenn irgendwo, so liegt hier eine heilige Pflicht der Kameradschaftlichkeit vor, und es wäre eine unwürdige Gedankenlosigkeit, nachdem man der Schule entronnen ist, zu vergessen, was man dort entbehrte, und derer zu vergessen, die dort noch leiden.

Aber aus einem noch tieferen und ernsteren Grunde möchten wir die akademische Jugend zur Mitarbeit an der Schulreform berufen. Deshalb nämlich, weil wir glauben, daß die akademische Jugend in erster

Linie berufen ist, den Gedanken der Schulreform von seiner bisherigen Kümmerlichkeit zu erlösen. Die Zeit muß kommen, wo man das Wort Schulreform nicht mehr hört; und zwar deswegen, weil es keine Schulreform, die nur Schulreform ist, geben soll. Es handelt sich um etwas ganz anderes; und dies andere, Größere, für das wir arbeiten wollen — wem könnten wir dafür ein reineres Verständnis zutrauen als der Jugend?

Da sei es mir nun gestattet, Ihren Blick zuerst auf die tiefe und ernste Antinomie der Erziehung hinzulenken, der sich wohl die meisten von Ihnen schon einmal mehr oder minder klar werden bewußt geworden sein. Erziehen heißt nach allgemeiner Anschauung, für das spätere Leben tüchtig machen, für das Leben der Erwachsenen; individuelle Tüchtigkeit, d. h. Fähigkeit, im Erwerbsleben seinen Mann zu stehen, und soziale, d. h. sittliche und staatsbürgerliche Brauchbarkeit sollen erreicht werden. Dieser ganzen Zielbestimmung der Erziehung widersetzt nun die Natur der Jugend selbst. Sie will nicht bloß Mittel zum Zweck, Vorbereitungsstufe ohne eigenen Wert sein. Sie verlangt für sich ein eigenes, ihr angepaßtes Leben, sie will ihrer Gegenwart froh werden.

Und wir Erwachsenen, die wir die Macht in der Hand haben, wir lernen allmählich dieses Recht der Jugend verstehen. Die fortschreitende materielle Kultur, die wachsende Sicherheit der Existenz gegen die sie immer bedrohende physische Vernichtung befreit erst den Blick für das, was an sich selbst Zweck ist. Wie der Mensch den Menschen in der Not der Urzeit gefressen, ihn lange Zeit noch als dienendes Tier benutzt hat, bis er endlich einen Sinn bekam für das Recht des Menschentums, so hat auch die Erziehung bisher noch unter dem Druck primitiver Angst um Nahrung und Existenz gestanden. Mochten die Kinder verunstaltet werden, wie sie wollten, wenn sie dadurch nur fähig wurden, dereinst den wirtschaftlichen Existenzkampf aufzunehmen und sich in die Gesellschaft, deren Leben in diesem Kampf besteht, einzugliedern.

Es entging uns dabei durchaus nicht, daß die Jugend schmählich geschändet wurde. In allen Witzblättern ist der Schüler der höheren Schule, der Pennäler, die höhere Tochter, der Backfisch ein ständiger

Typus. Als ob es eine Selbstverständlichkeit wäre, daß der Knabe und Ephebe, das Mädchen und die Jungfrau komische Figuren sind! Sie sind es ja wirklich oft genug; nicht die einzelnen, sondern der Typus. Aber ich meine, das Lachen sollte uns vergehen, wenn wir uns besinnen, was wir da sehen und erleben. Den schönsten, edelsten Teil unseres Volkes sehen wir kläglich entstellt und sich selbst entfremdet, die Jahre der Blüte erbarmungslos gemordet. „Schönheit ist das Ziel der Erde und der Wert des Lebens Jugend“ — wie bestehen wir vor diesem Urteil des Pan?

Und wie wird sein Richterspruch über uns lauten? Über diejenigen von uns, die der Jugend das für ein volles Lebensgefühl wichtigste Bewußtsein einer göltigen und wertvollen Gegenwart nehmen? Denn wir haben überdies mehr und mehr erkannt, und auch Lehrer der Gymnasien und Realschulen hören wir gestehen: daß die Jungen dort in der allgemeinen Haltung unsicherer, unbeholfener sind als sogar viele Lehrlinge in Fabriken und Geschäften. Dieser letzteren Leben nämlich, so unfrei, beengt und wohl auch gedrückt es sein mag: es ist doch ein unmittlbares; sie stehen auf einer unteren Sprosse, aber doch nicht nur in den Vorhöfen des Wirkens; und so unrichtig und selbst unnütz im Sinn hoher Kultur ihre Arbeit oft ist, es ist doch ihre Arbeit, sie nehmen teil an dem Betrieb, sie fühlen sich an ihrem Platz. Kümmerlich und unschön mögen sie sein, aber sie sind keine komischen Figuren, keine Karikaturen, denn sie sind eben doch gewissermaßen etwas Ganzes, etwas Reales. Der Schüler aber ist noch keine Existenz; die Schule, die ihm Arbeit gebietet, gewährt ihm nicht zugleich das gute Gewissen der Arbeit, höchstens lobt sie ihn! Nur die ganz genialen und von Anfang an universal angelegten Menschen, die jeden Stoff innerlich verarbeiten und verwerten können, die zugleich im hohen Sinn zielbewußt den Wert ihrer geistigen Arbeit schon erkennen oder ahnen, nur sie werden über die lähmende Vorstellung des „Noch nicht“ Herr werden. Sie sind so selten, daß die Schule ihren Charakter nicht mit diesem Typus rechtfertigen kann, und sie soll doch ja nicht versuchen, an dessen Stelle den Gegentypus des Strebers, des Wissensgierlings, des Omnivoren, des „Wissen-ist-Macht“-Menschen, des Wucherers und Schacherers mit geistigen Gütern uns zu präsen-

tieren, der zwar nicht selten, aber gewiß zu allerletzt ein Ruhmestitel der Schule ist.

Und nun fragen wir allen Ernstes: Sind wir „Wickersdorfer“, die wir das vor allem krafterweckende Gefühl des durch sich selbst und durch seinen Inhalt gerechtfertigten „Jetzt“ unseren Zöglingen gönnen und zu verschaffen gewillt sind, die wir die Formel für eine volle Gegenwart in der Schule gefunden und verwirklicht haben, sind wir Wickersdorfer nicht, mit all unserer Kritik (— und lautete diese selbst so, wie unsere Gegner sie schon irrtümlich oder gewissenlos dargestellt haben —) die besten, die eigentlichen Schüler Goethes, des Propheten des Wirkens und des Heute? Wahrhaftig, wir sind überzeugt, daß er uns zuerst, und vor allen Goetheanern und Mehr-Goetheanern die Hand reichte und uns und unsere Jugend zu unserem Streben beglückwünschte! Wir glauben, daß wir mit den kulturfreundlichen Kräften unserer Zeit, die sich unter dem Banner Goethes sammeln oder unter anderer Flagge, oder auch ohne Einzeldevise vorgehen, durchaus nicht im Kampf liegen, daß wir vielmehr für viele den Kern ihrer Macht und ihres Bewußtseins zu bilden, daß wir sie auf das Gebiet ihrer schönsten Arbeit zu lenken berufen sind.

Es ist eine Eigentümlichkeit unserer Zeit der wirtschaftlichen Entwicklung und des wachsenden Wohlstandes, daß sie Sinn bekommt für die Kultur des persönlichen und geselligen Lebens. Unser Kunstgewerbe, unser neuer Stil, vor allem aber auch das starke Interesse für Körperkultur und Tanz sind die wichtigsten Zeichen davon. Und genau derselbe Instinkt soll jetzt unserer Jugend zugute kommen. Sie ist doch die Blüte im Garten der Menschheit. Jahrhundertlang haben wir für die Schönheit dieser Blüte keinen Sinn gehabt, weil man Blüten nicht essen kann. Jetzt endlich soll es uns aufgehen, daß im Ganzen menschlicher Kultur die Jugend eine notwendige, unersetzbare Stellung und Aufgabe hat, und daß dieser Teil unserer Kultur noch vollständig fehlt.

Von hier aus wird man verstehen, inwiefern es sich um etwas Größeres handelt als „Schulreform“. Es handelt sich darum, die Jugend in die Kulturmenschheit einzugliedern, es handelt sich darum, der jungen Generation eine Kultur zu geben, durch die sie jung bleibt,

durch die gerade ihre Jugend in ihrer Eigenart zur vollen Geltung kommt, alle in ihr angelegte körperliche und geistige Schönheit entwickelt wird. Eine solche Kultur zu finden, das ist die große Aufgabe der pädagogischen Reform; eine solche Kultur zu vermitteln, das ist die Aufgabe einer modernen Erziehung; und nicht Schulreform, sondern Jugendkultur sei die Losung unserer Arbeit.

Nun aber zu jener grundlegenden Antinomie der Erziehung. Grundlegend — denn durch sie wird die Erziehung, was alles menschliche Tun höherer Art ist: Lösung eines Widerspruchs in höherer Einheit. Jugend ist ja zugleich Vorbereitungszeit, die Zukunft hat an sie ein ebenso großes Recht wie die Gegenwart. Und dies Recht der Zukunft auszuüben, die Jugend also allmählich in den geistigen Zustand des Erwachsenen hinüberzuführen, dazu ist eben die Schule bestimmt. Wenn man bisher an der Schule viel auszusetzen hatte, so bezog sich das immer auf ihre Unzulänglichkeit in Beziehung auf diese ihre Aufgabe. Wir aber wollen nun die Aufgabe der Schule anders bestimmen, größer fassen. Sie soll nicht nur der Zukunft dienen, sondern zugleich auch der Gegenwart. Indem sie Tag für Tag fast das ganze Leben des jungen Menschen in ihre Kreise zwingt, übernimmt sie auch die Verpflichtung, dem *ganzen* Leben der Jugend Rechnung zu tragen, d. h. ihr eine wirkliche Heimat zu sein. Ihre eigentliche Unzulänglichkeit sehen wir nicht in dem, was sie tut, in den tausend Fehlern, die sie macht, sondern in dem, was sie *nicht* tut. Ausgerüstet mit der vollen Autorität der Staatsgewalt, mit Examensprivilegien und Bildungsmonopolen, und was mehr ist: auch wirklich gedanklich notwendig und unumgänglich als Institution zur Einführung der heranwachsenden Generation in die Arbeitsstätte der Menschheit, hat sie bisher nur diese ihre eine Aufgabe anerkannt und das *eigene* Leben der Jugend gewaltsam eingeengt und erstickt. Wenn wir uns nun aber zu dem Gedanken der Jugendkultur bekennen, wenn wir der Jugend einen eigenen Wert und ein Recht auf die Ausbildung dieses Wertvollen ihrer besonderen Natur zugestehen, so ergibt sich uns mit Notwendigkeit der weitere Gedanke: das Mittel zur Schaffung dieser Jugendkultur ist die Schule. Hier ist die junge Generation vereinigt, hier verbringt sie ihr Leben unter Verhältnissen, die ganz für sie berechnet sein, nur ihr dienen

sollen — hier müssen wir das Banner der neuen Idee aufpflanzen. Bisher ist die Jugend in die Schule zusammengetrieben, in der Schule zu ihr fremden Zwecken bearbeitet worden — jetzt keine Ausbesserung der Schule, sondern eine Wiedergeburt, eine Erneuerung von innen heraus! Sie soll der natürliche Sammelplatz der Jugend werden. Möge in ihrem Schoße das eigene und eigentliche Leben der Jugend aufblühen, und möge sie dies Leben dann gewinnen für die große der Menschheit zugeteilte Arbeit, es gewinnen, ohne es zu zerstören, vielmehr es bejahend, läuternd und tiefer begründend.

III

Das ist nun noch nichts als die Aufgabe, das Ziel. Ist diese Aufgabe lösbar? Aber sind Aufgaben dieser Art nicht schon gelöst, indem man sie groß erfaßt? Wem die beiden Ideen Jugend und Schule einmal in ihrer wirklichen Bedeutung und Größe erschienen sind, wer Sinn hat für die reine, herbe Schönheit edler Jugend und diese Schönheit der Menschheit retten und wiedergeben möchte, wer die Heiligkeit der Aufgabe versteht, die junge Mannschaft auszurüsten zum großen Kampf, sie einzureihen in die Scharen derer, die dem Geiste in der Menschheit seine Schlachten schlagen — schließen sich dem diese beiden Gedanken nicht von selbst zu einer neuen Schulidee von bisher ungeahnter Herrlichkeit zusammen?

Wir von der Freien Schulgemeinde glauben mit dem Ziele zugleich auch den Weg erkannt zu haben; wir suchen, theoretisch und praktisch, die neue Schule zu verwirklichen, und wir laden nunmehr die studierende Jugend ein, mit uns zusammen an dies Werk Hand anzulegen. Uns kommt es dabei viel weniger auf diese oder jene Einzelheit an; alles aber auf den neuen kulturellen Instinkt, aus dem die neue Erziehung geboren werden soll.

Es handelt sich nicht um eine von vielen Aufgaben innerhalb des weiten Gebietes moderner Kultur. Erziehung ist die einzige Tätigkeit, die den ganzen Menschen erfaßt, und die also begründet sein muß auf einer vollständigen Anschauung vom Zweck des menschlichen Daseins, auf einer bestimmten und sicheren Überzeugung von den eigentlichen

und unbedingten Werten in der Welt. Erziehung legt den Grund zur gesamten Kultur.

In dem Augenblick, wo einem dies klar wird, hört die pädagogische Zeitfrage auf, ein Problem neben vielen zu sein, für das man sich, je nach persönlicher Veranlagung, interessieren kann oder nicht. Und sie wird *das* Problem der akademischen Jugend.

Denn der eigentliche Nerv des akademischen Studiums ist das Suchen nach Kultur, nach *unserer* Kultur. Während der Studienzeit tut der gebildete junge Mann gemeiniglich den ersten Blick in das öffentliche Leben seiner Zeit. Wie stellt es sich ihm dar? Als ein großes Schlachtfeld, als ein Gewirr von Interessenkämpfen. Völker suchen einander Stücke der Erdoberfläche und Gelegenheiten zum Ausbeuten anderer Völker streitig zu machen, innerhalb des eigenen Volkes kämpft der Kaufmann mit dem Landwirt, der Arbeiter mit dem Unternehmer, der Konsument mit dem Produzenten, der Bürger mit dem Ritter, der Proletarier gegen alle. Dann aber erwacht in einem Zuschauer, der sein eigenes Leben geistiger Arbeit gewidmet hat, das Gefühl, daß es unmöglich ist, sich einem dieser Kämpfe rückhaltlos hinzugeben, wenn man nicht auf einen wirklichen Sinn des Lebens verzichten und die Grundlagen der eigenen Lebensarbeit und geistigen Existenz verleugnen und im Prinzip vernichten will. Nicht wer in diesen Kämpfen siegen wird, ist das eigentliche Problem unserer Zeit, sondern wie sich inmitten dieser Kämpfe der Fortschritt der Menschheit, der mit keinem dieser Interessenkämpfe an sich etwas zu tun hat und für den die Kämpfenden als solche blind sind, erhalten lasse. Und indem man sich selbst für irgendeine Teilarbeit innerhalb des sozialen Körpers entscheidet, wird man mit Schmerz dessen inne, daß es der erste Schritt ist, um sich selbst einer der kämpfenden Gruppen einzureihen und dem Gesamtinteresse der Menschheit oder des Menschentums zu entziehen. Und da erhebt sich wieder die Frage nach der höheren Einheit, der Vereinigung des von den allgemeinen physischen Bedingungen abhängigen menschlichen Lebens und jener absoluten Imperative, jener Werte, die als sein sollende tief unserem Geist und Willen eingepflanzt sind: der Wahrheit, die erkannt, der Schönheit, die geschaut und geschaffen, der Gerechtigkeit und Liebe, die

verwirklicht werden sollen. Diese Vereinigung ist es ja, was wir Kultur nennen.

Und indem wir uns mit Beschämung dessen bewußt werden, wie wenig es unserer Zeit noch gelungen ist, diese Vereinigung zu erreichen, wirkliche Kultur zu schaffen, werden wir von selbst hingewiesen auf die jüngere Generation, in deren Händen die Zukunft liegt und deren Seele in die Knechtschaft des gierigen Willens, der die erwachsene Generation verfallen zu sein scheint, noch nicht verstrickt ist. Das Problem unserer Zeit kann nur dadurch gelöst werden, daß wir ein neues, höher geartetes, edler gesinntes Geschlecht heranbilden. So muß das Interesse an der Bildung der jungen Generation ganz von selbst das soziale Komplement zu dem Bestreben werden, für sich selbst inmitten der Ansprüche der Berufsarbeit und des wirtschaftlichen Kampfes Teilnahme an der großen Gesamtarbeit der Menschheit zu retten.

Wer möchte der gegenwärtigen pädagogischen Krisis sein Interesse, wer der Erneuerung der Schule und der Erziehung seine Hilfe versagen, wenn er erkennt, daß es sich hier um eine mögliche Wendung von weltgeschichtlicher Bedeutung handelt? Man denke sich in allen Gehirnen, die heute in der Menschheit den Krieg aller gegen alle führen, mit einem Schlage Objektivität und die religiöse Begeisterung für die gemeinsame Aufgabe der Menschheit verbreitet — und die Welt wäre verwandelt. Die Elemente sind unterworfen; in der Natur liegt kein Zwang, uns gegenseitig zu zerfleischen, statt uns zur gegenseitigen Hilfe zu organisieren. *Eine neue Gesinnung — und wir sind am Ziel.* Diese neue Gesinnung ist aber nur möglich in einer neuen Generation. Nur durch ihre Jugend kann die Menschheit erlöst werden.

Ob sie unter diesem Gesichtspunkt *sich selbst* von ganzem Herzen *mit zur Jugend zählen will*, das wird die große Frage an die Studentenschaft sein. Sie ist frei und kann von sich aus ein vorbildliches Jugendleben organisieren. Nicht wenig hat sie darin wieder gutzumachen. Längst ist das Studententum das Vorbild für die Gestaltung des eigenen, neben dem Schulbetrieb einhergehenden Lebens der Schülerschaft. Und welche Formen dies Leben unter dem Einfluß jenes Vorbildes angenommen hat, ist ja bekannt. Möge nunmehr auch das Vorbild eines freien, edlen, unserer Zeit und ihrer großen Aufgaben wür-

digen Jugendlebens von der Universität zurückwirken auf die Schülerschaften.

Jugendleben! Daß man es wagte, zu leben, wie es nur die Jugend kann, die noch nicht eingeschworen ist auf die Sophistik der sozialen Egoisten, auf die Gedankenlosigkeiten der Konvention. Daß man es wagte, von sich aus, nach eigenem jugendlichen Bedürfnis das Leben zu gestalten! Daß man es könnte! Aber der Student, der durch die öffentliche Schule gegangen ist, er ist nicht mehr jugendlich, er wird sich seine Jugend erst selbst wieder erobern müssen. Möchte er das wenigstens fühlen und mit neuem Willen danach trachten.

IV

So möge sich die akademische Jugend zum Führertum erziehen; sie in ihrer Gesamtheit und erst recht die einzelnen, die als Erzieher und Lehrer diesem Führertum ihre Lebensarbeit widmen wollen. Über die besonderen Aufgaben ihrer Vorbildung noch ein Wort. Man hat darüber geklagt, daß die Universität ihnen nur ihr Fachwissen liefert, ohne ihnen didaktisches Können und pädagogisches Verstehen zu vermitteln; man hat für die späteren Lehrer pädagogische Vorlesungen und einen praktisch-pädagogischen Kursus obligatorisch machen wollen. Kenntnisse in der Geschichte der Pädagogik — denn um solche allein handelt es sich vorläufig fast ausnahmslos auf den Universitäten — können ja niemandem schaden. Aber daß sie mit Sicherheit irgendwelche pädagogische Einsicht hervorbringen und fördern, glaube ich nicht; so wenig wie ich glaube, daß Kenntnisse in der Kulturgeschichte einen Menschen kultivieren; ja noch weniger; denn es ist erst noch zu fragen, ob die bisherige pädagogische Wissenschaft (von ihrer letzten naturwissenschaftlich-psychologischen Periode abgesehen) uns vieles zu sagen hat, was für den denkenden Menschen nicht ohnehin selbstverständlich ist. Und ein praktischer Kursus? Er besteht ja als Vorbedingung für staatliche Anstellung und wird an den höheren Schulen absolviert. In seiner Bewertung bestehen meines Wissens unter den Wissenden keine Meinungsverschiedenheiten. Wieviel ließe sich aber aus diesem „Seminarjahr“ machen!

Wertvoller jedenfalls als Geschichte und Dogmatik der Pädagogik

sind als allgemein-wissenschaftliche Vorbereitung auf den Lehrberuf psychologische und medizinische Studien. Wo man Vorlesungen der experimentellen Psychologie hören und an ihren Übungen sich beteiligen kann, versäume man das nicht. Es wird — man denke an Beobachtungen über Aufmerksamkeit, Gedächtnis, Ermüdung usw. — immer manches Nützliche für die Didaktik abfallen, auch wenn die Vorlesungen nicht ausdrücklich pädagogisch bestimmt sind. Und mit dem Nervenleben und seinen Störungen, besonders aber mit den Entwicklungsgesetzen und Abnormitäten der Kindheit sollte man im allgemeinen vertraut sein, ebenso mit den wichtigsten Lehren der Hygiene.

Die Fachwissenschaft werde zur wissenschaftlichen Weltanschauung erweitert. Der Historiker vertiefe sie durch Soziologie, der Naturwissenschaftler durch Psychologie, Philosophie und Geschichte der Wissenschaft, der Philologe durch Sprachphilosophie und Kulturgeschichte, der Neusprachler durch eine lebendige Anschauung vom modernen Völkerleben. Ein jeder beantworte sich in ernster Arbeit die Frage nach Daseinsberechtigung und Aufgabe seiner Wissenschaft im gesamten geistigen Leben der Menschheit, damit dereinst sein Unterricht die gleiche Frage in seinen Schülern täglich erwecke und von selbst beantworte.

Man hört immer wieder, die Hauptsache in der Erziehung sei die „Persönlichkeit“ des Erziehers. Solche Schlagworte kann man akzeptieren, wenn sie ein Ausdruck von Forderungen und Pflichten sind. Nur allzuoft aber wird die „Persönlichkeit“ zitiert, wo man sich um sachliche und kontrollierbare Leistungen herumdrücken will. Und solche Leistungen gibt es auch auf dem Gebiete der Persönlichkeit, der Pflege persönlichen Lebens. Man beginne nur zuerst einmal mit diesen und halte sich überzeugt, daß alle Persönlichkeit, die sich ihnen versagt, Eitelkeit und Schwindel ist.

„Wer andere wohl zu leiten strebt, muß fähig sein, viel zu entbehren.“ Ich denke dabei zunächst nicht an *F. A. Wolfs* Forderung an den künftigen Lehrer, seinem Beruf zuliebe bereit zu sein, nötigenfalls auch leidenschaftlich zu hungern. Aber die ganze jetzt übliche Lebensführung der Studenten wird einer ernsten Nachprüfung bedürfen, ob

sie mit dem Geist echter Jugendlichkeit vereinbar ist. Wer als junger Mensch nicht imstande ist, auf Alkohol oder Nikotin, auf das Mitmachen der Mode usw. zu verzichten, wie kann der sich fähig glauben, die Jugend zu führen? Ich sage nicht, daß die Abstinenz oder irgendein äußeres Gebaren obligatorisch wäre, aber man prüfe ehrlich seine Lebensführung unter dem Gesichtspunkte edler Jugendlichkeit und habe die Kraft, sie unter diesem Gesichtspunkt neu zu gestalten. An die Stelle des im Grunde nur feigen Mitmachens der Konvention trete der *Stolz* auf Jugend und innere Freiheit.

Auch die Ausbildung und Kultur des Körpers ist nicht eine Liebhaberei einzelner, sondern die Pflicht eines jeden. Sport, Spiel und Gymnastik sind der naturgemäße Ausdruck jugendlichen Lebensgefühles. Seinen Körper nicht mit Alkohol aufzuschwemmen und zu vergiften, ihn nicht in sexuellen Ausschweifungen zu entnerven, aber auch ihn nicht in der Studierstube erschlaffen und verkommen zu lassen, sollte um nichts weniger selbstverständlich sein, wie etwa, daß man täglich den ganzen Körper badet oder wäscht.

Nicht als wesentliche Formen einer neugestalteten Lebensführung (die vielmehr von der Jugend selbst gefunden werden muß), sondern als Proben für den Instinkt und Charakter führe ich diese Dinge an. Wessen Instinkt noch nicht so weit ist, daß er ohne sie nicht leben kann, der ringe eben und werbe erst um seine Jugend. Wessen Charakter aber einer Selbstüberwindung nicht fähig ist, wie sie die Selbsterziehung zu jugendlich freier Lebensführung verlangt, der lasse die Hand von der Erziehung der Jugend.

Mit der Schülerschaft der höheren Schulen Fühlung zu nehmen, werde keine Gelegenheit versäumt. Oder richtiger noch: Der junge Student gebe, indem er die Hochschule bezieht, den Zusammenhang mit der Schule, mit seinen früheren Kameraden nicht auf. Es gibt ja so viele Vereinigungen früherer Zöglinge einzelner Schulen. Möchten ihre Zusammenkünfte und Unternehmungen einen ernsten Inhalt bekommen, nämlich die Betätigung des Interesses für Schulreform im Sinne der Jugendkultur. Jede solche Vereinigung müßte versuchen, auf ihre frühere Schule zurückzuwirken als ratende und helfende

Kameradschaft, nötigenfalls aber auch kritisierend und protestierend. Bis jetzt haben sie bezeichnenderweise sich in der Hauptsache damit begnügt, die Erinnerung an das neben der Schule hergehende oder ihr opponierende Leben der Jugendzeit zu pflegen. Man ist ja geneigt, später, wenn man ihnen entronnen ist, die Leiden jener Jahre leicht zu nehmen und mit einem versöhnlichen, aber auch bequemem Humor der Schule Indemnität zu gewähren. Doch wohl nur, weil man sich bequem und gedankenlos mit sich selbst, mit dem eigenen Zustand abgefunden hat; und weil man von einer wirklich höheren und besseren Schulerziehung keine positive Vorstellung hat. Hätte man diese, so würde man dessen innewerden, wie ungeheuer viel von der Schule versäumt worden ist, wie ganz anders gegründet und ausgerüstet man jetzt dastehen könnte, und mit dem gutmütigen Humor für die Schule wäre es vorbei. Ein solches positive, konkrete Bild der Neuen Schule zu geben, dazu sind die Freien Schulgemeinden da; und wenn schon jetzt, wo die Anstalt, die diesen Typus vertritt, noch mit vielen äußeren Schwierigkeiten zu kämpfen hat, der regelmäßige Stoßseufzer fast jedes Besuchers lautet: könnte man doch noch einmal jung sein und hier erzogen werden — was würde erst erreicht werden können, wenn sich die öffentliche Schule im Sinne der Freien Schulgemeinde erneuern und die Gesetzgebung sich dem neuen Typus anpassen würde. Es ist nur eine Ausrede der Denkfaulheit, was an solchen kleinen Internaten durchgeführt werden könne, ließe sich nicht an der Massenschule machen. Davon ist nur so viel richtig, daß Klassen von 40 bis 50 Schülern ein Unding sind; daß ferner die Schule in der Großstadt in der Tat von wichtigen Lebensbedingungen der Jugend abgeschnitten ist und also hinaus vor die Stadt ins Freie verlegt werden sollte; das sind die beiden einzigen Punkte, die vielleicht Mehrkosten verursachen. Aber selbstverständlich darf man nicht die Schule mit ihren Einrichtungen, ihren Zielen, ihrem Tagesplan nehmen, wie sie ist, und dann erklären: es geht nicht. Also: es ist gar kein Grund vorhanden, warum die öffentliche Schule nicht die neue Schulgesinnung, die neue Schulverfassung und die neue Schulbildung der Freien Schulgemeinde annehmen könnte, wenn — sie neu gesinnte, in neuer Weise ausgebildete Lehrer haben wird.

Hier liegt die einzige Schwierigkeit — also kann nur die Studentenschaft sie heben. In ihre Hand ist das Schicksal der höheren Schule gegeben. Möge sie nicht versagen.

Ihre nächste Aufgabe wird sein, das Interesse für Schulreform und Jugendkultur zu sammeln und zu organisieren. Von vornherein stehe es fest, daß nicht bloß studiert und geredet, sondern gehandelt werden soll.

Man könnte an neue Organisationen denken, etwa eine freistudentische Gruppe für Pädagogik und Schulreform; und besonders ist ja jeder Zusammenschluß künftiger Erzieher zu gemeinsamer Selbsterziehung und Vorbereitung auf ihren Beruf freudig zu begrüßen; das Prinzip der Assoziation und gegenseitigen Hilfe, auf das ethische Gebiet übertragen, hat zu allen Zeiten das Größte und Kühnste möglich gemacht, und ein tiefer Sinn liegt in der christlichen Legende, daß zwölf Menschen, untereinander einig und in ihrem Glauben unerschütterlich, die Welt umgekehrt haben.

Vor allem aber ist zu vermeiden, daß ein, wie wir hoffen, neu erwachendes Interesse der akademischen Jugend für die Erziehungsreform von vornherein wieder zur Fachsimpelei werde. Alle sind diesem Werk in gleicher Weise verpflichtet, für sein Gedeihen in gleicher Weise verantwortlich. Und von vornherein muß das Ziel hoch gesteckt werden. Das ist ja gerade die Hoffnung, mit der wir uns an denjenigen Teil der gebildeten Jugend wenden, der schon Reife des Urteils und Freiheit des Handelns hat, daß er die Frage in ihrer ganzen Tiefe erfasse, der Schulbewegung einen neuen, höheren Aufschwung gebe: und diese Hoffnung läßt uns in der Studentenschaft unseren unentbehrlichen, ja unseren mächtigsten Bundesgenossen sehen.

DIE PÄDAGOGISCHE MILLION

Zu Beihilfen für Veranstaltungen Dritter zwecks Förderung und Pflege der schulentlassenen männlichen Jugend sowie zur Ausbildung und Anleitung von für die Jugendpflege geeigneten Personen“ ist in den diesjährigen (1911) preußischen Kultusetat eine Million Mark eingestellt worden.

Das hört man mit Vergnügen. Wer zweifelt daran, daß auf dem Gebiete der Förderung der schulentlassenen Jugend (wie der Erziehung überhaupt) nicht der Staat mit seinen Organen neue Wege finden kann, sondern nur „Dritte“, d. h. Männer und Frauen, die aus eigener Initiative sich diesem Werke widmen? Denn die Voraussetzungen dafür: Liebe zur Jugend, Verständnis ihrer Eigenart, Fähigkeit, sie zu führen, zu interessieren, zu begeistern — sind Sache individueller Begabung und nicht ohne weiteres eine Beigabe staatlichen Amts und Auftrags. Solche Dritten sucht also jetzt der Staat und wird sie finden, so wahr ein reiches Maß von pädagogischem Idealismus heute in allen Kreisen der Gesellschaft vorhanden ist. Das ist eine wirkliche Kulturtat; der Staat, seine eigene Unfähigkeit zu diesem Werk begreifend, wendet sich in weiser und großzügiger Selbstbeschränkung an die Besten des Volkes. Er erkennt, daß hier latente Kräfte vorhanden sind, die er freimachen, die er zum Heil des Ganzen beleben und zum Wirken befähigen muß. Und ist das nicht überall die Krone einer in höherem Sinne geleiteten, wirklich *positiven* Politik, latente Kräfte zu erkennen und freizumachen?

So etwas also steht im preußischen Kultusetat. Eine Million Mark in diesen mageren Zeiten! Zur Unterstützung privater kultureller Veranstaltungen. Besorgt fragt sich der Kenner, was dahinter steckt. Ein neuer Geist?

Wenn einem solche Rätsel im politischen Leben begegnen, muß man sich's zur Regel machen, zu fragen: Was hat das mit der Bekämpfung des „Umsturzes“ zu tun? Neunmal unter zehn hat man dann den Schlüssel. Leider höchst wahrscheinlich auch in diesem Falle; und schnell genug hat man dies Millionengeschenk zu durchschauen geglaubt.

Denn wohl niemand ist davon überzeugt, daß es sich hier um eine Tat *positiver* Politik handle, daß man latente Kräfte befreien, daß man rein der vorgegebenen Sache dienen will. Man fürchtet, daß es wieder nichts anderes ist als ein Ausfluß des politischen Dilettantismus, der das Seiende negiert, das werdende erwürgen will; und höchstens dürfte diese Million gedacht sein als ein Mittel, einen Akt bürokratischer Blindheit, wenn auch nicht gutzumachen, so doch zu beschönigen, durch den latente, und schon nicht mehr latente, sondern sich regende und schaffende Kräfte des Volkslebens unterdrückt wurden. Nämlich die Auflösung der „*Freien Jugendorganisationen*“, als angeblich politischer (natürlich sozialdemokratischer) Vereine.

Ein paar Worte über diese Organisationen, in erster Reihe die Berliner. Diese hatten sich vor fünf oder sechs Jahren, damals unter dem Namen „Verein der Lehrlinge und jugendlichen Arbeiter Berlins“, gebildet; stimmführende Mitglieder der Organisation konnten nur Jugendliche sein. Der Verein wollte seine Mitglieder intellektuell, moralisch und körperlich heben; er bekämpfte den Alkoholmißbrauch, das frühzeitige Rauchen, das Tanzbodenlaufen, unmoralische, minderwertige Lektüre und geschlechtliche Ausschweifungen. Er besaß eine vielbenutzte gute Bibliothek, führte seine Mitglieder auf Ausflügen hinaus in die Natur oder unter Leitung von Fachleuten aus der Museumsverwaltung in Museen; er veranstaltete (im Laufe seines Bestehens etwa 800) wissenschaftliche Vorträge von Fachleuten, ohne Rücksicht auf deren Parteistellung, und es ist nicht bewiesen worden, daß auch nur in einer gelegentlichen Abschweifung ein Redner hierbei versucht habe, politisch auf seine Zuhörer einzuwirken. Und all dies ging von der Jugend selbst aus, von der Arbeiterjugend, die damit begann, bewußt die Arbeit anzufassen, die ihr zukommt, und die niemand ihr abnehmen kann: die Emanzipation vom Drucke der Unwissenheit, der körperlichen Vernachlässigung, der moralischen Verwahrlosung.

Im Oktober 1909 begannen die polizeilichen Anfechtungen. Zwar sprach das Schöffengericht im April 1910 den Vorstand von der Anklage, Personen unter 18 Jahren in einem „politischen“ Verein geduldet zu haben, frei, weil es nichts Politisches in der Tätigkeit des

Vereins erblicken konnte, aber das Oberverwaltungsgericht bestätigte im Oktober 1910 die vom Polizeipräsidenten ausgesprochene *Auflösung des Vereins*. Es erklärte ihn für politisch, hauptsächlich weil der sozialdemokratische Parteitag zu Nürnberg 1908 ausgesprochen hatte, daß der Betätigung der lokalen Jugendorganisationen *unpolitischen* Charakters, die unter Mitbestimmung Erwachsener ihre Verwaltung selbst führen, *nichts im Wege stehe*.

Der Parteitag selbst hatte *Jugendkommissionen* Erwachsener ins Leben gerufen, die Bildungsgelegenheiten für die Arbeiterjugend schaffen und fördern sollten, aber mit den Freien Jugendorganisationen nichts zu tun hatten. Dem Oberverwaltungsgericht genügte jedoch die Erklärung des Parteitages, den Jugendorganisationen „stände nichts im Wege“, um sie „als zur Partei gehörig“ zu betrachten.

Auf die mir sehr bedenklich erscheinenden juristischen Deduktionen des Oberverwaltungsgerichtes soll hier nicht weiter eingegangen werden. Aber als Kulturbild werde doch diese ganze Leidensgeschichte der Jugendorganisationen hier vom *pädagogisch-politischen Standpunkt* kurz gewürdigt; die Leidensgeschichte, die mit der Auflösung der Berliner Organisation noch nicht zu Ende ist; denn ihr sind entsprechende Maßregelungen der Jugendvereine an anderen Orten gefolgt, und bereits will man auch den Kommissionen an den Kragen, indem man ihre Betätigung für eine Unterrichtsveranstaltung erklärt, die der Konzession bedürfe (die sie selbstverständlich nicht bekommen).

Der Erzieher weiß, daß die eigentliche Periode der Erziehbarkeit, der Empfänglichkeit für ideale und soziale Motive beim Menschen mit den Entwicklungsjahren, also sagen wir etwa vom 14. Lebensjahr ab beginnt. Das ist die Zeit, wo die allgemeine Volkserziehung, nämlich die Wirksamkeit der Volksschule, gerade *aufhört*. Es ist ja festgestellt, wie erschreckend gering bei vielen jungen Menschen in dem Zeitpunkt, wo sie ihrer Militärflicht genügen, die aus der Schulzeit übriggebliebenen Kenntnisse sind; und mit der moralischen Beeinflussung durch die Schule steht es natürlich nicht besser. Früher nahm sich, auf dem Lande wohl auch heute noch, die Kirche noch einige Jahre der sittlichen Erziehung oder doch Überwachung der jungen

Leute an, wenn auch oft in sehr einseitiger und bedenklicher Weise; für die Mehrzahl fällt das heute fort. Die Fortbildungsschule kann anerkanntermaßen auch nicht viel tun. Und die Zeitungen sind voll von Klagen über die Unerzogenheit und Roheit der jungen Burschen — deren die Gesellschaft sich nicht annimmt.

Und nun helfen diese sich selber. Selbständig und mit großer Begeisterung, der doch jeder Verständige und Wohlwollende gelegentliche Mißgriffe und Übertreibungen zugute halten wird, schaffen sie sich eine Organisation, verwalten sie selbst, suchen sich in jeder Weise zu bilden, ihr geistiges und körperliches Niveau zu heben. Und es gelingt. Hier, o Staat, mach' die Augen auf und erkenne *latente Kräfte!* Jetzt Fesseln und Hemmungen fort, hier regt sich ein starker Wille zu Gesundheit und Kultur! Und zwar in Schichten, für die eigentlich nichts getan war, in die keine Fürsorge hineinreichte. Und mehr als das. Etwas *historisch Neues* begibt sich. Die Jugend hilft sich selbst. Sie reiht sich selbst in die denkende, an sich arbeitende Menschheit ein, die Jugend, die man bisher nur als *Objekt* der Erziehung kannte. Hat der Staat, dessen leitender Beamter angeblich ein philosophischer Kopf ist, Organ für dies geschichtlich Neue?

Oder leugnet er es? Ist es nur ungesunde Frühreife, eingespulte Großsprecherei und Wichtigtuerei, die uns hier entgegentritt? Aber die Zeichen der Zeit mehren sich. Darin besteht unter anderem auch die Bedeutung der Freien Schulgemeinde Wickersdorf; sie empfängt ihre Gesetze durch den gemeinsamen Beschluß ihrer unter sich gleichberechtigten Schüler und Lehrer, und unter dieser ihrer Verfassung ist ein Schulleben erblüht, wie es in Deutschland wohl noch nicht da war. Es geht also; die heutige Jugend sieht doch vielleicht anders aus, als sich manche Schulmeister und Schulräte träumen lassen. Von Wickersdorf mag die *höhere* Schule lernen; aber sein Prinzip der Selbsttätigkeit und Selbstregierung der Jugend gilt, das sehen wir jetzt, für alle Stände, für die *ganze* moderne Jugend. Und überall regt es sich; in England die große Organisation der Boy-scouts (die man als „Pfadfinder“ auch nach Deutschland übertragen will) mit einem sehr ernststen Willen zur Selbsterziehung; und auch die Organisation des „Wandervogels“ ist ein bedeutsames Symptom pädagogischer Selbsthilfe der Jugend.

Und wir sind völlig davon überzeugt: hier wird uns der vielgesuchte Weg der Volkserziehung gezeigt: Erziehung der Jugend durch die Jugend. Die freien Jugendorganisationen im weitesten Sinne, also sowohl die der schulentlassenen Jugend wie der Schülerschaft der höheren Schulen, sie sind das bedeutsamste Moment einer neuen Entwicklung der Volkserziehung.

Muß man das noch begründen? Ist es nicht unmittelbar einleuchtend, daß kein von oben herab erlassenes Gebot, keine Kontrolle und Regierung von außen her die von der Jugend selbst beschlossene, selbst durchgeführte Disziplinierung und Erziehung ersetzen kann? Beschlüsse, an denen jeder mitgewirkt hat, für deren Befolgung wird jeder eintreten. So wird sich ein soziales Verantwortlichkeitsgefühl und eine aufs Gute und Hohe gerichtete öffentliche Meinung bilden. Nur indem man die Jugend befreit und ihr die Bahnen zu eigener verantwortlicher Tätigkeit eröffnet, wird man ihre gärende Kraft und ihren Betätigungsdrang in einen lautereren, hochgemuten Idealismus verwandeln, in dessen Glut ein Charakter geschmiedet wird, den das Leben nicht brechen kann. Herbart sagt einmal: „Ich bin überzeugt, daß man das eigentlich härtende Prinzip für den Menschen nicht eher finden wird, als bis man eine Lebensart für die Jugend einrichten lernt, wobei sie nach eigenem, und zwar nach eigenem richtigen Sinn eine in ihren Augen ernste Wirksamkeit betreiben kann.“ Herbart gesteht dann, daß er dies Prinzip noch nicht gefunden habe. Für ihn war eben die Jugend schließlich doch nur *Objekt* der Erziehung. Jetzt findet sie selbst dies von dem großen Pädagogen vergeblich gesuchte neue Prinzip. Und niemand fürchte, daß diese Emanzipationsbestrebungen der Jugend zur Anarchie führen. Gerade in dieser Jugend lebt ein starker Wunsch nach Führung. Freilich nach einer ehrlichen, der sie Vertrauen schenken kann. Wer mitten in einer solchen Jugend gelebt und mit ihr und für sie gearbeitet hat, der weiß das.

Und der Staat? Wie er in Sachsen-Meiningen die „Freie Schulgemeinde“ behandelt hat, davon wollen wir heute einmal nicht reden. Aber das preußische Trauerspiel der Unterdrückung der Jugendorganisationen wegen angeblich sozialdemokratischer Tendenzen! Unterstellen wir einmal als richtig, daß in der Masse ihrer Mitglieder sozial-

demokratische Gesinnung geherrscht habe — das ist ja fast selbstverständlich bei Arbeiterkindern; ob sich diese Gesinnung hie und da einmal im Rahmen der Vereinsveranstaltungen unvorsichtig geäußert hat, ist streitig, aber doch auch nicht wesentlich. Sicher ist, daß der Verein immer wieder seinen unpolitischen Charakter betont und auch seinen Rednern eingeschärft hat. Daß in ihm eine „proletarische Weltanschauung“ geherrscht hat, ist selbstverständlich; aber eine Weltanschauung ist noch keine politische Betätigung. Und daß die sozialdemokratische Partei den Organisationen ihre Billigung ausgesprochen hat, macht sie noch nicht zu politischen Vereinen; eine Partei kann *neben* ihren politischen Zielen auch unpolitische, z. B. wirtschaftliche oder ethische verfolgen; besonders eine Partei, die mit dem persönlichen Leben und Interesse ihrer Mitglieder so eng verwachsen ist wie die sozialdemokratische, wozu nur etwa die Kirche ein Gegenstück liefern kann. Wenn sie z. B. Eintritt in Abstinenzvereine oder Sportklubs empfehlen würde, würden diese dadurch nicht zu politischen Vereinen.

Was soll nun dadurch erreicht werden, daß man diese proletarischen Jugendorganisationen erstickt? Soll die Jugend vor dem „sozialdemokratischen Gift“ bewahrt werden? Ist wirklich irgendein Geheimrat so naiv, zu glauben, daß er auf diese Weise auch nur eine einzige Seele gerettet hat? Sozialdemokraten werden die jungen Leute doch mal; und nun natürlich erst recht. Hilft denn *irgendwo* die Repressionspolitik, dieser politische Dilettantismus, auch nur das geringste? Man unterdrückt und unterdrückt, und das rote déluge wächst und wächst mit berechenbarer Beschleunigung. Wie mag es nur in einem Kopfe aussehen, der vom Negieren noch Positives erhofft?

Ob nun diese Jugendorganisationen sozialdemokratisch waren, interessiert uns hier natürlich nicht; aber auch wenn sie es gewesen sind: es gibt noch einen anderen, wichtigeren Gesichtspunkt. Denn sozialdemokratisch hin, sozialdemokratisch her — hier ist Leben und Bewegung. Echte Politik, die etwas wagt, weil sie etwas kann, wünscht sich Bewegung. Schwer sind die Dinge in Bewegung zu bringen, nur das Schicksal kann es; ist aber einmal Bewegung da, so läßt sie sich leicht *leiten* — das ist Sache des politischen Geistes. Wäre Geist vorhanden

in unserer Erziehungspolitik, so würde er sich mit Begierde auf diese neue Bewegung stürzen, würde trachten, sich ihrer zu bemächtigen, würde das Leben fühlen, das sich hier ans Licht drängt, die Möglichkeiten wittern, die sich hier eröffnen. Nichts davon. Öde Unterdrückung; und wo noch vor kurzem die Jugend der Großstadt nach Luft und Licht sich reckte, wird bald kein Gras mehr wachsen.

Und nun die pädagogische Million. Soll sie versöhnen mit den Taten der Bureaukratie? Was wird aus dem Geld in ihrer Hand, in der Hand der Ewigblinden? Wer kann noch glauben, daß sie die „Dritten“ finden wird, deren Hände die Million ausstreuen würden als einen Samen, der hundertfältige Früchte trägt? Wer zweifelt daran, daß auch diese Gabe nur zu Repressivzwecken gebraucht werden wird, zur Unterstützung mehr oder minder aussichtsloser, bureaukratisch oder kirchlich bevormundeter Konkurrenzunternehmungen der aufgelösten Jugendorganisationen, künstlichen Gebilden, denen die Masse der geistig unversorgten, physisch so schwer gefährdeten Proletarierjugend fremd oder feindlich gegenübersteht?

Wem gebührt nun die pädagogische Million? Wir wollen einen Vorschlag machen. Man teile sie (wenn man sie nicht verdoppeln will). Wohl gebührt sie „Dritten“, d. h. Privaten, die der Gesellschaft leisten, was das Staatsbeamtentum ihr nicht leisten kann; denen, die neue Wege der Erziehung suchen und gefunden haben, die es verstanden haben, die Jugend am Werke der Jugenderziehung zu beteiligen und dadurch ganz neue Kräfte und einen wahrlich nie versiegenden Lebensstrom in das Werk der Volkserziehung hineingeleitet haben.

Für die Jugend der höheren Schulen hat dies die Freie Schulgemeinde geleistet. Man erkenne doch endlich, was dadurch geschehen ist, man enthebe sie den Zufälligkeiten, von denen ihre materielle Existenz noch abhängig ist, durch eine freigebige Zuwendung aus öffentlichen Mitteln, man benutze die gebotene Gelegenheit, das Vorhandensein der zum Werke befähigten Menschen, eines konkreten Anfanges, der seinen Berechtigungsnachweis erbracht hat, und einer reinen und starken Begeisterung für die Sache, die sich in weiten Kreisen schon jetzt an der Idee und dem Werk der F. S. G. entzündet hat. Diesem Werke ge-

bührt von Rechts wegen die erste Hälfte jener pädagogischen Million. Mit ihr könnte es zu einer deutschen Musterschule im größeren Stil ausgebaut werden.

Und die andere Hälfte gebe man solchen Männern und Frauen, die an den Selbstorganisationen der Arbeiterjugend mitgewirkt haben und sie kennen. Gebt sie ihnen, um von neuem viele solcher Freien Jugendorganisationen ins Leben zu rufen und zu unterstützen. Dann werden sie sich doppelt verpflichtet fühlen, die Bedingung der Nichteinmischung der Politik innezuhalten. Und auch der so organisierten Jugend werdet ihr wieder ein leises, verwundertes Vertrauen zum „Klassenstaat“ einflößen — das wäre mehr Bekämpfung des „Umsturzes“, als allen bürokratischen Schikanen bisher gelungen ist.

Wieviel Gutes ließe sich mit der pädagogischen Million stiften! So viel, daß es im nächsten Etat wohl nicht mehr bei der *einen* bleiben würde.

DIE MILITARISIERUNG DER DEUTSCHEN JUGEND (1913)

Beim ersten Anblick kann man von der Jungdeutschland-Bewegung den Eindruck eines großen, ja, elementaren sozialen Geschehens haben. Eine halbe Million Jugendlicher sind in ein paar Jahren unter der Fahne des Jungdeutschland-Bundes zusammengekommen. Zur Erklärung einer solchen Ziffer reicht der Hinweis auf die großen staatlichen Aufwendungen und die behördlichen Begünstigungen nicht aus. Hier handelt es sich offenbar nicht bloß um ein behördliches Kunstprodukt, sondern hier hat die Politik sich eines starken Naturtriebes bemächtigt und ihn in ihre Bahnen gelenkt.

Daß der Jungdeutschland-Bund in erster Linie um politischer Ziele willen gegründet ist, darüber noch Worte zu verlieren, sollte überflüssig sein. Und ohne Frage betätigt sich der Bund hervorragend politisch. Als man die Jungdeutschland-Bewegung ins Leben rief, wollte man 1. ein Gegengewicht gegen die proletarischen Jugendorganisationen schaffen, 2. eine alldeutsch-militaristisch gesinnte Generation heranziehen und 3. die Jugend für den Militärdienst besser vorbereiten. Man sieht, daß dabei an die Jugend selbst gar nicht gedacht ist, daß sie nur als Mittel zu ganz jugendfremden Zwecken benutzt wird. Nur indirekt kommt ihr, nämlich ihrer körperlichen Ausbildung, die Vorübung auf den Heeresdienst zugute.

Tatsächlich treibt nun der Jungdeutschland-Bund vor allem nach drei Richtungen Politik:

1. Er macht Stimmung für jede Verstärkung von Heer und Flotte.
2. Er macht Stimmung für eine kriegerische Auseinandersetzung Deutschlands mit anderen Mächten und sucht die Bestrebungen für internationale Verständigung verächtlich zu machen.
3. Er arbeitet der politischen Aktivierung des Volkes, seiner Erziehung zur Beteiligung am politischen Geschehen und zur Mitverantwortlichkeit dafür entgegen, im Sinne eines militärischen Absolutismus und völkischen Servilismus.

Zur Illustration dieser Tendenzen, die sich durch das ganze Tun und Treiben des Bundes ziehen, zugleich auch als Probe seines allgemein-

erzieherischen Charakters, führe ich hier eine Stelle aus der für die Knaben bestimmten Jungdeutschland-Post (I. Jahrg. Nr. 4 vom 25. Januar 1913) an aus einem Artikel „Der Krieg“ von O. v. Gottberg.

„Auch uns wird einmal die frohe, große Stunde eines Kampfes schlagen. In Tagen zweifelnder, vorläufig nur heimlich frohlockender Erwartung geht dann von Herz zu Herz und Mund zu Mund der alte königliche Ruf zur Schlacht: ‚Mit Gott für König und Vaterland!‘ — — Ja, das wird eine frohe, eine große Stunde, die wir uns heimlich wünschen dürfen. Der laute Wunsch nach Krieg wird oft zu eitlen Prahlen und lächerlichem Säbelrasseln. Aber still und tief im deutschen Herzen muß die Freude am Krieg und ein Sehnen nach ihm leben, weil wir der Feinde genug haben und der Sieg nur einem Volke wird, das mit Sang und Klang zum Kriege wie zu einem Fest geht. Ehren wir unseren Herrn und Landesvater, der in unermüdlicher Arbeit der Welt den Frieden wahrt, weil er demmaleinst vor Gottes Thron Rechenschaft abzulegen hat nicht nur über Deutschlands Ruhm, Ehre und Macht, sondern auch über jeden Tropfen Menschenblut, der auf sein Geheiß vergossen wurde. Seine Schultern werden mit zentnerschwerer Verantwortung die Sorgen eines Kampfes tragen. Wir aber dürfen auf seinen Ruf leichten, frohen Herzens zu den Waffen greifen und uns des Krieges freuen.“ (D. h. also: der vaterländischen Begeisterung der Jungen wird zur Grundlage die Vorstellung gegeben: das Volk liegt ungeduldig an der Kette und wartet auf den Augenblick, wo sein Herr es losläßt und es zubeißen darf.)

Der Jungdeutschland-Bund pflegt seinen politischen Charakter mit dem neutralen Begriff der Erziehung zur Vaterlandsliebe zu maskieren. Als wenn es nicht gerade darauf ankäme, mit welchen Vorstellungen dieser ganz formale Begriff, den jede Partei für sich in Anspruch nimmt, ausgefüllt wird. Gewiß gibt es auch eine unpolitische Erziehung zur Vaterlandsliebe: die Einführung in das Verständnis unseres Volkstums, wie sie z. B. der Wandervogel versucht, oder in das der besonderen Kulturaufgaben unseres Volkes, wie eine ihrer Pflicht bewußte Schule sie bieten soll. Aber davon ist beim Jungdeutschland-Bund gar nicht die Rede. Seine „Vaterlandsliebe“ erschöpft sich in der Vorstellung des Kampfes gegen Nachbarvölker, des Heldentodes in diesem

Kampfe (in ödester Eintönigkeit gehen in seiner Zeitschrift die Schriftsteller immer wieder mit dem Heldentod hausieren) und der in uner-müdlichen Hochrufen betätigten Anhänglichkeit an das Herrscherhaus.

Man muß die Einflößung jenes mit alldeutschen Aspirationen und Haß gegen andere Völker durchsetzten Nationalismus geradezu eine Täuschung, ja, ein Betrügen der Jugend um die ihr geschuldete Klarheit und Erkenntnis nennen. Die Fragen des internationalen Ausgleichs sind so schwierig und verwickelt, daß es großer Mühe bedürfen würde, sie der Jugend klarzumachen. Statt dessen greift man auf ganz ungeklärte, aus tausend dunklen Trieben, historischen Reminiszzenzen, halbantiken Begriffen, populären Schlagwörtern zusammengewobene Gefühle und Begriffe zurück, entfacht die Leidenschaft der Jugend für den Ruhm und den Sieg des Vaterlandes in einer Form, als sei das Vaterland eine Fußballpartei, und hütet sich sorgfältig, die sportähnliche Begeisterung der Jungen mit irgendeiner konkreten Vorstellung zu erfüllen. Man züchtet planmäßig eine *blinde* Begeisterung, mit der dann einmal die Führer anfangen können, was sie wollen.

Es ist ja aber zunächst noch sehr fraglich, wie weit diese politischen Pläne von Erfolg gekrönt sein werden, d. h. ob sich ein größerer Teil der Jugend dauernd politisch einfangen und auf die jugendliche Urteilslosigkeit festlegen läßt, oder ob sie nur mit Vergnügen das Drum und Dran, das Soldatenspielen und Wandern, akzeptiert, ohne sich für die politische Einstellung zu interessieren. Vermutlich kann auf diese Frage vorläufig eine sichere Antwort nicht gegeben werden. Erst in späteren Jahren wird es sich herausstellen, wie tief die politische Suggestion in die wehrlosen Gehirne eingedrungen ist. Es ist wahrscheinlich, daß die bedrohlichen Zeitläufte, die wir durchlebt haben, auch die Jugend erregt haben, und daß diese Erregung sie für jene Suggestion empfänglicher gemacht hat. Im übrigen aber ist es auch recht gut möglich, daß auf den unreifen Militärpatriotismus eine große Ernüchterung folgt, daß die ganze Bewegung nur einem Abreagieren dient und als Endergebnis das Gegenteil von dem hinterläßt, was die Veranstalter beabsichtigen. Dies ist um so wahrscheinlicher, als diese politische Parteinahme der Jugend innerlich so unwahr ist. Es wird

mit den allerdürftigsten Mitteln gearbeitet, nämlich fast ausschließlich mit der Phrase und dem Schlagwort, und es ist anzunehmen, daß gegen diese Art der Beeinflussung sich bei den Reiferen bald ein starker Rückschlag geltend machen wird.

Es ist also nicht die vorzeitige Politisierung der Unreifen, worin ich das eigentlich Bedenkliche dieser Bewegung sehe, da ich nicht glaube, daß sie in einer urwüchsigen eigenen politischen Leidenschaft der Jugend ihren Widerhall findet. Nicht in den politischen Anschauungen, die man der Jugend beizubringen sucht, sehe ich die Hauptgefahr, sondern in der Art, *wie* man sie ihr beibringt; nämlich in der Ausnutzung des jugendlichen Kampftriebes. Hierin liegt eine wirkliche Gefahr.

Der Kampftrieb gehört zum uralten Bestand der menschlichen Seele; er ist mit anderen elementarsten Trieben, wie dem Geschlechtstrieb, eng verwoben. Diese primitiven Triebe bilden die stärksten psychischen Kraftquellen, aber auch die gefährlichsten. Nie dürfen sie in ihrem Urzustand entfesselt werden, es gilt vielmehr, sie zu veredeln, in ihrer Qualität zu steigern, ihnen höchstes geistiges Leben abzugewinnen.

Zu dieser Kultivierung ist natürlich der Leutnant ebensowenig ohne weiteres befähigt wie der Oberlehrer. Mit sicherer Hand hat man die Stelle gefunden, wo die jugendliche Seele zu packen war, und unbedenklich hat man zugepackt. Man muß schon hinabsteigen in die Geschichte religiöser Narkosen, um einem ähnlichen Versuch eines pädagogischen Seelenraubes wieder zu begegnen. Es ist nicht schwer, die Menschen rasend zu machen, und es mögen Zeiten und Nöte denkbar sein, wo einem nichts anderes übrigbleibt. Aber diese Saite in ihrer Seele anzurühren ohne Not, bloß um des politischen Parteivorteils willen, das ist eine große Gedanken- oder Gewissenlosigkeit.

Ich weiß wohl, daß in der gegenwärtigen Bewegung diese Saite nur angerührt, nicht zum vollen und furchtbaren Erklingen gebracht worden ist. Aber das liegt lediglich am Unvermögen der Führenden. Eine behördlich angeordnete, mit Geld unterstützte Veranstaltung, Kräften übertragen mit unzulänglicher Bildung und ohne letzte und große Ziele in ihrem Wollen, kann natürlich nicht wirken, wie etwas aus eigenem,

echtem Enthusiasmus und persönlichem Glauben Erzeugtes. So wird ein tieferer Eindruck, ein wirklicher Fanatismus vermutlich nur bei wenigen besonders sensiblen Gemütern erzielt werden. Die große Menge wird einfach die ihr gebotene Gelegenheit ergreifen, in Geländespielen den knabenhaften Kampftrieb zu befriedigen; und, was von besonderer Wichtigkeit ist: ihr Spiel ernst zu nehmen. Denn indem alles Vorübung für den Krieg, jeder Spielgegner ein Symbol für die „Franzosen“ ist, kann man sich dem Treiben ohne Furcht vor Selbstironisierung und vor dem Lächeln der Erwachsenen hingeben. Garantieren doch die an der Spitze stehenden Exzellenzen ausreichend dafür, daß die Sache einen sehr ernstesten Sinn hat.

Nun liegt hierin wirklich die Stärke der Bewegung. Sie beschäftigt die Knaben ihren Instinkten gemäß und gibt ihnen das Recht, diese Beschäftigung ernst zu nehmen. Aber dies Recht ist kein in der Sache und in der Wirklichkeit liegendes, sondern ein aus Willkür verliehenes. Wenigstens wollen weiteste Kreise des Volkes nichts wissen von jener desperaten politischen Situation, wie sie der Phantasie der Knaben vorgemalt wird: als stände Deutschland unmittelbar vor einer Götterdämmerung, als sei der baldige beispiellos blutige Zusammenstoß mit seinen Nachbarn die unvermeidliche und selbstverständliche Lösung aller Fragen. Eine solche Lage möchte ja vielleicht eine einseitig militärische Erziehung des jungen Volkes, mindestens seine starke Einstellung auf die Aufgaben des nationalen Daseinkampfes einigermaßen rechtfertigen. Aber diese Spannung der politischen Lage wird vom größeren Teil des Volkes für durchaus unnötig gehalten, und die nationalistische Überhitzung, wie sie der Jungdeutschland-Bund betreibt, für ein Kunstprodukt im Sinne der einseitigen Anschauungen und Wünsche einer kleinen, einflußreichen Minderheit. Es ist lehrreich, mit dieser nationalpädagogischen Überhitzung die ruhige Selbstverständlichkeit zu vergleichen, wie sie in den Jugendübungen in der Schweiz herrscht. Man sieht daraus, daß sich eine Wehrhaftmachung des jungen Volkes auch auf anderer Grundlage, ohne Kriegstreiberei und Vorspiegelung falscher Tatsachen, erreichen läßt.

Das ganze Gebaren des Jungdeutschland-Bundes offenbart nun auf Schritt und Tritt die Unechtheit und innere Unwahrheit seiner Grund-

lage. Der barsch-militärische Ton des Verkehrs, der soldatische Subordinationsbegriff stehen durchaus im Widerspruch zu dem Begriff, den die Jugend von Kameradschaft hat; sie beweisen, daß es sich hier nicht um ein organisch aus der Jugend heraus erwachsenes Gebilde handelt, das allmählich seine eigenen Formen entwickelt, sondern um ein roh und flüchtig erdachtes Kunstprodukt, für das man keine eigenen Formen besaß, weshalb man sie vom Kasernenhof entleihen mußte. Ebenso die geistigen Produktionen der Jugend, von der die Zeitschriften der Bewegung so jammervolle Proben geben. In den führenden Kreisen herrscht in betreff dieser Dinge offenbar völlige Urteilslosigkeit oder Gleichgültigkeit. Und es sind, beiläufig gesagt, dieselben Kreise, die hier das kümmerlichste Gestammel vaterländischer Talentlosigkeiten veröffentlichen und in ihre Liederbücher aufnehmen, und die es sich herausnehmen, die jungen Menschen, die sich in der Jugendzeitschrift „Der Anfang“ um die ihnen wirklich nahe liegenden Dinge bekümmern, als „Tintenkulis“ zu bezeichnen, und eine dort veröffentlichte poetische Leistung von wirklichem Werte kurzerhand „haarsträubend“ zu nennen.

(Übrigens sollte man diese Fülle miserabler Gedichte nicht mit Lachen und Achselzucken einfach abtun. Sie sind doch zugleich ein Symptom für den Zustand des deutschen Unterrichts auf manchen Schulen. Hier sollten die Jungen eine Ahnung davon bekommen, was eigentlich der Sinn des Dichtens ist und was den Wert eines Gedichtes ausmacht. Eine Ahnung, die auf früher Stufe durchaus nicht mit ästhetischen Begriffen verbunden zu sein brauchte, doch aber stark genug sein sollte, um durch gehörige Scham die Veröffentlichung dieser Reimereien zu verhindern; eine Ahnung, deren positiver Gehalt die Ehrfurcht vor der Kunst bilden sollte, und doch auch ein wenig Gefühl dafür, daß tönende Rederei noch keine Poesie ist.)

Überhaupt — wo bleibt die Schule? Es ist zunächst ja ein tragikomisches Schauspiel, wie der Leutnant dem Oberlehrer die jungen Gemüter so vor der Nase wegfischt. Wie auf einmal die Schule, die sich oft so stolze erzieherische Aufgaben und Erfolge zugeschrieben hat, so ganz daneben sitzt und die secessio plebis in Wald und Heide mit ansehen muß. So wird ihr aufs deutlichste zu Gemüte geführt, wie wenig

die Jugend mit ihr verwachsen ist; und ferner, wie sehr sie die ihr anvertraute Jugend ohne geistige Bedürfnisse gelassen hat, ohne Ausrüstung mit wirklichem Urteilsvermögen, das nicht jeder Phrase unterliegt, ohne kulturelle Begriffe, die noch einen anderen Dienst am Vaterlande kennen als das bloße ewige „kämpfen und sterben“, ohne Bildung des Geschmacks, der sich von den plumpen Attentaten auf die jugendliche Begeisterungsfähigkeit mit Scham abwendet, ohne ein edles Gemeinschaftsleben, das den Unteroffizierston im Reiche der Jugend nicht erträgt.

Der ganze Jungdeutschlandbund ist nichts anderes als die völlig angemessene Ergänzung der Staatsschule. Er bedeutet dieselbe große Mechanisierung der jugendlichen Freiheit, wie die Schule die der jugendlichen Arbeit. Er ist berechnet auf die Masse und arbeitet mit den Mitteln, mit denen eine ungleichartige, zusammengewürfelte Masse äußerlich regiert wird: mit äußerer Autorität und Disziplin.

Um ins Wesen des Jungdeutschlandbundes einzudringen, gibt es kein besseres Mittel als den Vergleich mit dem Wandervogel. Dieser ist eine aus der Jugend selbst entstandene Bewegung, er befindet sich in deutlichem Gegensatz zur Schulkultur, er schafft sich eine eigene Art von Lebensstil, von Jugendkultur, in ihm herrscht der Geist der Freiheit und der Autonomie der Jugend (dies gilt jedenfalls von den Anfängen der Bewegung und denjenigen Gruppen, in denen der alte Geist noch herrscht). Darum ist der Wandervogel auch keine eigentliche Massenbewegung. Er vereinigt seinem Wesen nach immer eine nach bestimmten Gesichtspunkten zustande kommende Auslese in sich; er sieht auf Qualität, der Jungdeutschlandbund auf Quantität.

Vom Wandervogel ist zu hoffen, daß er einmal die für die Jugend wichtigste Tat tun wird: von innen heraus die Schule verwandeln (wenn seine führenden Köpfe dem spielerischen Wesen und der Selbstgefälligkeit einmal den Abschied geben werden). Vom Jungdeutschlandbund ist nichts zu hoffen. Eher zu befürchten, daß er eines guten Tages eine Schutztruppe auch eines alten verrotteten Schulwesens wird. Eine bessere, eine durchgeistigte Schule — und er ist unmöglich; die Schule ohne wirkliche und tiefere Bildungsarbeit ist die Bedingung seiner Existenz. Mit den alldeutsch-nationalistischen Oberlehrern ver-

trägt er sich recht gut, und daß in ihm die Jugend zu eigenen Gedanken und selbständigem Urteil erwache — damit hat es keine Gefahr. Äußere Autorität und Subordination hier wie dort — kurz, eine stagnierende Schule kann sich für die Freizeit ihrer Zöglinge eigentlich nichts Günstigeres wünschen als die Tätigkeit des Jungdeutschlandbundes.

Und dennoch — auch im Jungdeutschlandbund schlägt das Herz der Jugend, und mit bloßer entschiedener und kalter Verwerfung über ihn hinwegzugehen, ist nicht möglich. Wird sich auch nichts aus ihm machen lassen, was uns weiter brächte, so muß man doch die treibenden Kräfte erkennen, die in ihm stecken und durch ihn mißleitet und mißbraucht werden. Auch hier gäbe eine Jugendemanzipation. Auch hier sehnte man sich — nicht nach bloßer Freiheit von etwas, sondern nach einer Freiheit zu etwas, nach einer Eingliederung in die eigentliche Menschheit, nach einer ernst zu nehmenden Aufgabe, durch die allein die Jugend über die Stufe einer bloßen passiven Vorbereitungszeit hinausgehoben und mit dem vollen Gewicht einer berechtigten Gegenwart erfüllt wird. Auch hier also der Wille der Jugend zur Selbstbejahung. Freilich nicht in der mutigen und stolzen Form des ursprünglichen Wandervogels, sondern nur mit Genehmigung der Erwachsenen und in Anlehnung an sie. Und ohne Instinkt für ihre wirklichen Führer. Denn jene Erwachsenen bejahen ja ihrerseits keineswegs das Recht der Jugend auf sich selbst.

Was nun aus diesem Wunsch der Jugend nach einer in ihren Augen *ernsten* Wirksamkeit entstehen sollte und könnte, davon ist die ganze Organisation der Freien Schulgemeinde ein mächtiges Zeugnis und Beispiel; es ist das oft dargelegt worden und braucht hier nicht wiederholt zu werden. Dagegen beschäftige uns noch einen Augenblick die andere Frage, wie eine kulturbewußte Erziehung auf den jugendlichen Kampftrieb, an den der Jungdeutschlandbund so unbedenklich appelliert, einzugehen habe.

Die biologische Bedeutung des Kampftriebes der Kinder ist bekannt; es ist dieselbe wie die der Spiele der Tiere: sie sind eine instinktive Vorübung für den künftigen Beruf. Nun ist aber im Leben der Menschen der eigentliche Kampf immer mehr zurückgetreten zugunsten

der Arbeit, was sich übrigens auch in den Spielen der Kinder schon deutlich spiegelt. Den Kampfspielen also eignet nicht mehr der biologische Ernst, wie auf einer früheren Stufe der sozialen Entwicklung, sie sind zweckloser, sind mehr bloßes Spiel, und das sollen sie auch bleiben. Als solches können sie sich nach zwei Richtungen entwickeln: sie können entweder zum Betätigungsfeld für die Phantasie werden, wie von jeher im freien Räuber- oder Indianerspiel, oder aber sie können (im allgemeinen auf höherer Altersstufe) nach Organisation, Regelung, Formung verlangen und werden dann zu sportlichen Wettkämpfen. Im ersten Fall überläßt man die Jugend ganz sich selber und wird sich davor hüten, ihren Spielen eine Realität unterzuschieben, die sie selbst ihnen nicht gibt, im zweiten Fall liegt die Gefahr einer solchen Fälschung nicht mehr vor, denn hier ist der Kampf eben wirklicher, nicht bloß symbolischer Kampf, der Gegner wirklicher Gegner, nicht ein markierter Feind, und das ganze Spiel trägt nicht einen versteckten Ernst in sich, einen verhüllten Nebensinn, sondern ist Selbstzweck. Hier aber wird der Kampftrieb wirklich kultiviert, er wird von Gesetzen beherrscht, vom Willen zu schaden befreit, rein auf eine sachliche Leistung gerichtet, und mehr und mehr wird aus dem bloßen Willen zum Erfolg ein Wille zur schönen Form; hier bietet sich also ein gerader Weg zur Läuterung und Sublimierung des Kampftriebes, ohne daß man den Kampf (im eigentlichsten, physischen Sinne) zu verbannen brauchte. Zudem geben manche Formen dieser Wettkämpfe zur Entfaltung auch kriegerischer Tugenden: des körperlichen Mutes, der Disziplin, der Geistesgegenwart und Gewandtheit, viel mehr Gelegenheit als die Kriegsmimik der Geländespiele; (gegen die, soweit sie Spiel bleiben, damit weiter nichts gesagt sein soll). Ich möchte die sportlichen Wettkämpfe darum zum eisernen Bestand einer edlen Jugendkultur zählen.

Wenn es aber aus politischen Gründen wirklich nötig sein sollte, die Jugend militärisch vorzubilden (wie das bekanntlich vom sozialdemokratischen Parteiprogramm gefordert wird und in der Schweiz, im Zusammenhang mit einer anderen Heeresverfassung z. T. durchgeführt ist), so möge dies mit dem ganzen sachlichen Ernst eines Unterrichts geschehen, und ohne Entfesselung wilder und atavistischer In-

stinkte, ohne Spekulieren auf Urteils- und Gedankenlosigkeit der Unreifen, vielmehr unter Betonung des furchtbaren Ernstes einer kriegerischen Entscheidung. Wie man bei Feuerwehrrübungen nicht den stillen Wunsch nähren wird, daß es doch bald einmal brennen möchte.

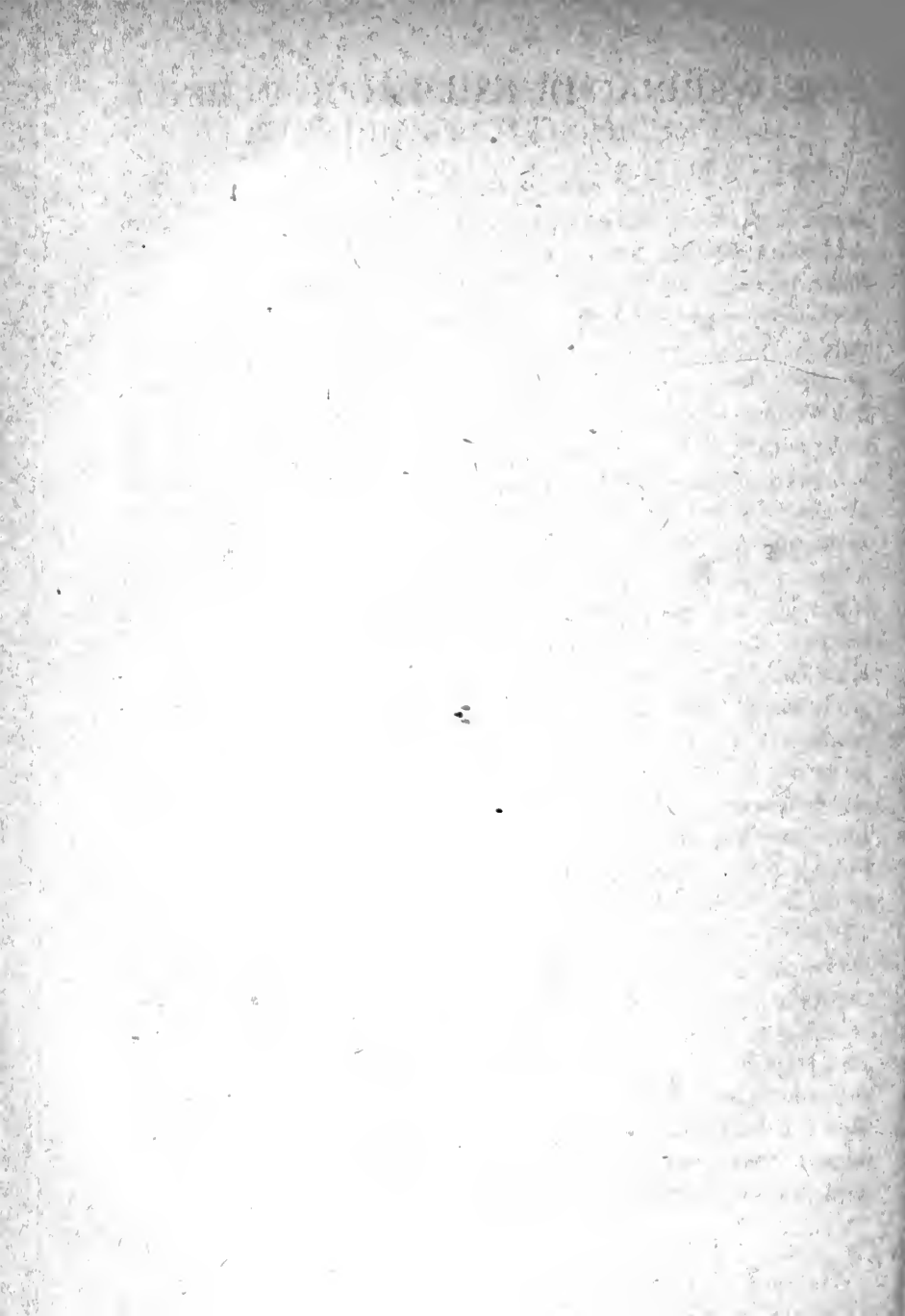
Es ist ein Zeichen von Schwäche, wenn man die für den Krieg nötigen Tugenden nur durch die Erhitzung unreifer Triebe und die Erweckung bestenfalls halbwarer Vorstellungen glaubt erzeugen zu können. Man wird ja im Ernstfalle sehen, ob so erzeugte Tugenden Stich halten. Erzeugt der Jungdeutschlandbund Tapferkeit? Oder nicht vielmehr das Gegenteil, nämlich Herdeninstinkte! Äußeres Parieren, politisches Mitlaufen und Mitschreien — das ist das Gegenteil von Männlichkeit und jenem Charakter, den auch *civium ardor prava iubentium* nicht schreckt.

Die Entwicklung des Kampftriebes zu dieser letzten, höchsten und notwendigsten Steigerung, nämlich zur eigentlichen Tapferkeit, zum Mut der eigenen Überzeugung, zum Gefühl der Pflicht eigener Überzeugung, wird durch die Militarisierung der Jugend geradezu unterbunden. Und darin besteht ihre schwerste Schuld. „Ich sehe viel Soldaten, möchte ich viel Kriegsmänner sehen“, sagte Nietzsche. Aber mit jedem, der schon in der Jugend und in der Seele Soldat wird, geht dem Geist in seinem Kampf ein Kriegsmann verloren. Schon sehen wir die deutlichen Symptome: eine fürchterliche Geistlosigkeit, eine Banalisierung des höchsten jugendlichen Bedürfnisses nach Begeisterung. Man wagt es kaum zu berichten, was hier schon möglich war. In einer süddeutschen Stadt verlief die Silvesterfeier Jungdeutschlands folgendermaßen: man zog auf einen benachbarten Berg, stellte sich dort mit je einem Meter Abstand auf, der Stadt den Rücken zugekehrt, und als die Uhr die Mitternachtsstunde schlug, hatte jeder auf Kommando an seine Lieben zu Hause zu denken. Das ist gewiß lächerlich, aber doch auch widerlich. Es liegt aber ganz in der Konsequenz der Mechanisierung des höheren Empfindens, durch die die Patriotisierung des Jungdeutschlandbundes bezeichnet wird.

Und das ist ja das Tiefschmerzliche und Empörende an diesem Eroberungsfeldzug wider die Jugend, daß ihre Seele nicht geschont wird. Daß von den Allerunberufensten an das innerste Heiligtum des Emp-

findens gepocht wird, daß sie ohne weiteres ihre eigene Banalität der Jugend einzuimpfen wagen. Angesichts dieses scheinbar so erfolgreichen Attentats gilt es, das Banner einer wirklichen Jugendkultur um so höher und sich von jedem Kompromiß mit jener Banalisierung rein zu halten. Die Schule versagt. So mögen die beiden Bewegungen, auf denen heute mehr als auf allen anderen Heil und Hoffnung der Jugend beruht, sich doppelt ihrer großen Aufgabe bewußt werden und die Gemeinsamkeit ihrer Aufgaben erkennen und herausarbeiten: ich meine Wandervogel und Freie Schulgemeinde.

III. REDEN



EINE WEIHNACHTSANSPRACHE IN EINER FREIEN SCHULGEMEINDE

Liebe Kameraden,

inmitten der Vorfreude des Festes, die euch jetzt alle beherrscht, und der frohen Aussicht auf das Wiedersehen mit den Eurigen im elterlichen Hause zu der Zeit, wo das Elternhaus mit seinem ganzen Zauber das Gemüt zu umfassen pflegt, fühlen sich, wie ich sehr wohl weiß, gerade die Älteren und Reiferen unter euch vor ein schwieriges Problem gestellt. Und dies Problem heißt mit einem Worte: Können wir eigentlich Weihnachten feiern? Wir sind es uns schuldig, an dieser Frage nicht vorüberzugehen; denn wir haben es uns zur Pflicht und hoffentlich zur Gewohnheit gemacht, nachzudenken und gerade denjenigen Fragen nicht aus dem Weg zu gehen, die sich durch unser Nachdenken hindurch schließlich an unser Gewissen wenden. Es mag manchem schwer ankommen, das zarte und schöne Weihnachtsfest zum Gegenstand des Zweifels oder einer wissenschaftlichen Untersuchung zu machen, aber ein solches Bedenken darf nicht den Ausschlag geben. Kein Zweifel auf der Welt darf erstickt werden. Zweifel sind sozusagen intellektuelle Schmerzen, und wie ein körperlicher Schmerz das Symptom einer Störung des Organismus und eine Warnung vor Gefahr ist, so ist der Zweifel das Zeichen, daß irgend etwas im System unserer Überzeugungen, in unserer Weltanschauung nicht in Ordnung ist. Das Ignorieren eines Schmerzes kann die Zerstörung des Organismus zur Folge haben, das Ignorieren oder Betäuben eines Zweifels aber geradezu die Zerstörung des Charakters.

Denn Charakter sein heißt die eigene Individualität und Subjektivität beständig in Einklang bringen können und wollen mit objektiven Gesetzen. Und das große Gesetz alles Denkens ist das Gesetz der Wahrheit. Wir haben darüber oft gesprochen und gemeinsam erkannt, wie alles Denken, ja, schon das einfachste und unbedeutendste Urteil von einem kategorischen Imperativ begleitet wird, welcher lautet: Denke wahr; so daß ein Denken, das sich nicht unter dieses Gesetz stellt, vom menschlichen Geist überhaupt nicht als wirkliches Denken anerkannt wird. Aus der Treue gegen den großen und grundlegenden Lebensent-

schluß, sich der Wahrheit zu unterwerfen, wie auch immer sie lauten möge, geht jenes Gefühl moralischer Gesundheit hervor, das wir das gute Gewissen nennen. Ein Glaube, der auf erstickten Zweifeln beruht, ist innerlich ungesund und faul. Er ist kein Glaube, sondern ein Unglaube, nämlich irgendeine Form des Mißtrauens in die Bestimmung und das Gesetz des menschlichen Geistes, wahr zu denken und nach Wahrheit zu streben. Ein solches Mißtrauen ist aber wahrhaft selbstmörderisch, denn in ihm verneint der Geist seine eigene Existenzberechtigung, ja seine Existenz selbst.

Diese Gedanken sind euch geläufig und mehr als das: sie sind euch teuer und heilig. Sie sind der wissenschaftliche Ausdruck dessen, worin wir den letzten festen Grund unserer gemeinsamen Weltanschauung gefunden haben, der Weltanschauung, die uns begeistert und stählt zu dem stolzen Glück, inmitten der alltäglichen Arbeit doch einer ewigen und universalen Aufgabe zu dienen. Und ihr erinnert euch auch an die Erkenntnis, die wir dem letzten Vierteljahr unseres Kulturunterrichtes verdanken, nämlich daß alle Errungenschaften der neuen Zeit, d. h. der große und entscheidende Sieg der Menschheit über die Natur, der vor unseren Augen die Welt verwandelt hat, lediglich aus dem Glauben an das Prinzip der Wahrheit stammen; ist doch die ganze Wissenschaft nichts anderes als gewissenhafte und konsequente Durchführung der Forderung: denke wahr, d. h. laß nichts gelten, was sich dem Geist nicht durch zureichende Gründe als notwendig aufzwingt. Wir wissen, daß frühere Zeiten ganz anders dachten, und können uns auch der Beobachtung nicht verschließen, daß noch heute weite Kreise unseres Volkes mit ihrem Denken teilweise in früheren und uns anderen fremd gewordenen Zeiten wurzeln. Über den Geist jener Zeiten herrschte nicht das Gesetz der Wahrheit. Die Menschen vermochten noch nicht das, was ihnen als nützlich, als angenehm, als erhaben oder schön erschien, von dem zu trennen, was als wahr objektive und allgemeine Geltung beanspruchen muß.

Indem wir uns nun mit dieser unserer Grundgesinnung wappnen, treten wir vor das Weihnachtsfest und fragen uns: Hat es für uns noch einen Sinn? Weihnachten ist das Fest des christlichen Dogmas von der Menschwerdung Gottes. Ich weiß, daß ich nur ausspreche, was die

meisten unter euch längst gedacht haben, wenn ich sage: in diesem Sinne können wir Weihnachten nicht feiern. Selbst wenn vor neunzehn Jahrhunderten der Schöpfer der Welt an irgendeinem Punkt unseres Planeten menschliche Gestalt angenommen hätte, so gäbe es kein Mittel, dies zu beweisen oder glaublich zu machen. Sofern sich der menschliche Geist unter das Gesetz der Wahrheit stellt, kann diese Meinung für ihn nicht existieren. Denn der Urheber alles Seins, mag er vielleicht ein Begriff sein, der sich im Geiste von selbst immer wieder bildet, er ist doch keine Größe, mit der der Geist arbeiten und die er hin und her schieben könnte wie irgendeinen aus der Erfahrung gewonnenen Begriff; nicht einmal das erste Urteil, nämlich daß ein Urheber alles Seins existiert, vermag der dem Gesetze der Wahrheit gehorchende Geist zu fällen, denn auf welchen Gründen sollte es beruhen?

Wir haben ja in ernsten und nicht leichten Untersuchungen uns klargemacht, was es mit dem Gedanken eines Gottes auf sich hat. Ihr erinnert euch daran, wie wir feststellten, daß die ganze Welt eine unendliche Kette von Ursachen und Wirkungen, von Bedingendem und Bedingtem ist, und wie also kein Glied in dieser Kette dem Gesetze der Notwendigkeit entrinnen und unbedingt und selbständig sein kann. Dann aber fragten wir uns: Welche Notwendigkeit hat nun diese Notwendigkeit selbst? Oder wenn ich die unendliche Reihe der Bedingungen in eins zusammenfasse als die Welt oder das All oder das Sein oder das Gesetz, mit welcher Notwendigkeit existiert es? Und die Antwort lautet: Mit keiner Notwendigkeit; innerhalb der Kette des Existierenden ist jedes einzelne notwendig und bedingt, aber das Ganze, der Inbegriff alles Seins ist seinerseits nicht wieder bedingt; diese unsere Welt und unser Dasein stellen sich unserem Geiste nicht als etwas Notwendiges, sondern nur als etwas Wirkliches dar. Der Charakter der Welt ist Wirklichkeit und Tatsächlichkeit, nicht Denknotwendigkeit und Rationalität. Und diesen Charakter, diese Beschaffenheit der Welt für unseren Geist hat dieser sich vorgestellt in dem Mythos von der Schöpfung: die Welt als eine freie willkürliche Tat. Und so haben wir verstanden, daß der die Menschen so stark beherrschende Gedanke eines Schöpfergottes (der in Wahrheit ein Mythos ist) nichts ist als der Ausdruck jenes grundlegenden Charakters der

Welt. Wir haben uns dabei nicht verhehlt, daß dasjenige, was der menschliche Geist in diesem Mythos auszudrücken gesucht hat, in der Tat zu seinen unverlierbaren Besitztümern gehört.

Von der Erkenntnis dieses letzten Wesens des Gottesgedankens aus wird die Unmöglichkeit ohne weiteres einleuchten, in dem Weihnachtsdogma eine Wahrheit zu sehen im Sinne echter erkenntnismäßiger Wahrheiten. Aber zugleich wird uns diese Überlegung einen Fingerzeig zu einer anderen und angemesseneren Würdigung dieses Dogmas geben können. Denken wir doch einfach den Mythos vom Schöpfer weiter. Der Schöpfer selbst, der Inbegriff alles Seins, macht inmitten der Welt einen neuen Anfang, schafft sie gleichsam neu, indem er sich selbst in ihre Mitte begibt. Was ist das anderes, als ein Ausdruck für die Erkenntnis, daß diese Welt, da sie nur brutale Wirklichkeit ist, nur eine unter vielen Möglichkeiten und nicht notwendig, auch wieder *nicht* sein, auch einer anderen Platz machen könnte; und nicht bloß ein Ausdruck dieser Erkenntnis, sondern ein Ausdruck der Sehnsucht, daß dies geschehen möge. Auch dieser Gedanke ist euch vertraut und vielleicht mehr noch als durch das christliche Dogma durch die Dichtung unseres großen Spitteler. Der Mythos von der Erlösung der Welt durch einen ganz neuen Anfang bildet ja den in mancherlei Gestalten immer wieder auftauchenden Hintergrund seines ganzen Epos, und man könnte ihn soweit mit mindestens dem gleichen Rechte den Dichter der christlichen Weltanschauung nennen wie Homer den der hellenischen.

Und sollte sich also das Weihnachtsfest bei uns nicht ebensogut rechtfertigen können wie die Dichtungen Spittelers? Wer von uns möchte sich der ergreifenden Stimmung dieses Festes verschließen, an dem die Menschheit jahrhundertlang an der Krippe des Gotteskinds gekniet hat, das in der Winternacht unter den ärmsten der Menschen geboren wurde als ein aus der unbekanntten Ewigkeit der Menschheit und der Natur gesandtes Pfand einer dereinstigen Welterneuerung, einer dereinstigen Rückkehr alles Seienden an das Herz der Gottheit, die uns in diesem Dasein sichtbar wird in der Gestalt jenes himmlischen Kindes, das heißt aber: unseres Glaubens.

Unseres Glaubens. Kehrt da nicht auf dem Umwege des Mythos wie-

der zu uns zurück, was unsere Ehrlichkeit und unser intellektuelles Gewissen anfangs von sich gewiesen hatten, die Annahme unbegründeter und nur die Phantasie befriedigender Vorstellungen? Begehen wir nicht Verrat an unserem Lebensgrundsatz und dem großen Prinzip unserer neuen Zeit, indem wir nun doch wieder mit dem alten mythischen Denken zu paktieren scheinen? Sollte nicht der Begriff des Glaubens ganz aus unserem Denkgebrauch verbannt sein?

Wir wissen es und werden es nie vergessen, daß keine Möglichkeit für uns besteht, jene Vorstellungen vom Weltanfang und von der Weltenerneuerung, die dem Mythos von Gott und seiner Menschwerdung zugrunde liegen, zu beweisen und dem Besitzstand unserer Erkenntnis einzuverleiben. Aber wir bedürfen nicht allein tragender Säulen für unser Denkgebäude, sondern auch leuchtender Ziele für unser Handeln. Wenn wir die Welt erkannt haben als eine Kette von Notwendigkeiten, so ist damit die andere Frage noch nicht gelöst: Was sollen nun wir in dieser Welt tun? Und unsere Antwort lautet: So handeln, als ob von uns die Welterneuerung abhinge. Die Welterlösung ist kein Besitz unseres Erkennens, keine theoretische Wahrheit, kein Dogma, aber sie ist die Seele unseres Handelns. Alles aus Gründen und Rücksichten unserer Erfahrungswelt bestimmte, auf Nützlichkeiten in irgendeinem (auch sozialen) Sinne gerichtete Handeln befriedigt nicht den letzten, tiefsten Willen unseres Handelns. Wie wir ein intellektuelles gutes Gewissen nur haben, solange wir nicht über das durch Gründe Bedingte unser Erkennen hinausschweifen lassen, so haben wir ein praktisches gutes Gewissen nur, wenn wir handeln, als habe unser Handeln einen absoluten und ewigen Sinn. Ihr wißt, daß diese Gedanken nicht neu sind, sondern von dem großen Denker stammen, der an der Pforte der neuen Zeit steht, Immanuel Kant; und sollen nicht endlich die Gedanken der Größten der Kulturmenschheit das Recht haben, über die Kreise der Gelehrten hinaus das Bewußtsein des ganzen Volkes zu durchdringen und zu läutern? Sie sind nicht schwieriger, als die komplizierten Gedankengänge, mit denen jahrhundertlang die Kirche die Fassungskraft eines intellektuell weniger entwickelten Geschlechtes und sogar der Kinder in Anspruch genommen hat. Wer sie aber euch, der reifenden Jugend, vorenthalten will, aus dem Grunde, weil ihr

nicht fähig wäret, sie zu verstehen, der kennt euch nicht so, wie ich euch kennenlernen durfte.

So können wir wirklich Weihnachten feiern, nicht als den Ausdruck eines theoretischen Dogmas, sondern eines praktischen Glaubens, des Glaubens, der die letzte und sozusagen religiöse Formel unseres Handelns bildet: Handle so, als ob es eine Welterlösung gäbe und du für sie arbeiten könntest. Was heißt eigentlich ein Fest feiern? Was erkenntnismäßig Mythos ist, das wird durch Handeln dargestellt in der Form eines Festes, so daß man geradezu sagen könnte: ein Fest ist ein erlebter Mythos. Wir haben uns früher mit der geschichtlichen Grundlage des Christentums beschäftigt, die gegenwärtig Gegenstand eines so heftigen Kampfes ist. Wir haben am Ende unserer damaligen Untersuchungen nicht gewagt, in der Frage nach der geschichtlichen Wirklichkeit eines Jesus uns für die eine oder andere Annahme zu entscheiden. Jedenfalls aber konnten wir uns den Gründen nicht verschließen, die für das starke Überwiegen mythischer Bestandteile in dem Lebensbild von Jesus sprechen. Und wir haben gesehen, daß viele Generationen, ja geradezu Jahrhunderte, und viele Völker an diesem Bild gearbeitet haben. Es ist doch ein eigenartiges und ergreifendes Schauspiel, zu sehen, wie überall und immer wieder die Völker gleichsam von denselben Zwangsvorstellungen beherrscht werden, und wie sich mit elementarer Gewalt derselbe Mythos und derselbe Kultus immer wieder in ihrem Bewußtsein empordrängt. Da vergeht einem völlig der Gedanke, als könne es sich hier um willkürliche Gebilde der dichtenden Phantasie handeln. Wir wollen von einem anderen Gebiete her einen Vergleich herbeiziehen. Jede einzelne Tat, jedes Verbrechen z. B. mag als ein zufälliges, nicht notwendiges Geschehnis erscheinen. Aber die Statistik lehrt uns, daß in ein und derselben größeren menschlichen Gemeinschaft Jahr für Jahr etwa die gleiche Anzahl gleichartiger Verbrechen begangen wird oder deren Anzahl sich in einer berechenbaren Kurve bewegt; und dies Gesetz erstreckt sich bis auf die scheinbar geringfügigsten, kompliziertesten und zufälligsten Einzelercheinungen. Angesichts dieser Tatsache verliert das Verbrechen auf einmal seinen individuellen und zufälligen Charakter und offenbart sich als eine große Sozialerscheinung, d. h. eine Eigenschaft nicht am

Einzelnen, sondern am Körper der Gesellschaft. Ist es nicht so auch mit den großen Gemeinschaftsgedanken menschlicher Gruppen, also Religionen und Mythen? Sie sind nicht von Einzelnen erdacht, sondern Offenbarungen eines Zustandes des Sozialintellektes, des Gruppenbewußtseins. Der einzelnen unbewußt verschmelzen alle Seelen einer menschlichen Gemeinschaft gleichsam zu einem träumenden gemeinsamen Bewußtsein über den einzelnen, und dieses, größer, mächtiger, voller und tiefer als die einzelnen, beginnt, wunderbar schillernd, Gefühle des menschlichen Unterbewußtseins, ja des untermenschlichen, zu reflektieren und sichtbar zu machen. Das was im Einzelbewußtsein keine starke Rolle spielt, das Gefühl von der bloßen Tatsächlichkeit alles Daseins und von der Möglichkeit eines anderen Seins, das spricht sich hier fast gegen den Willen der Menschen stammelnd und nach Bildern ringend aus. So mag es wirklich etwas wie eine Offenbarung sein, was uns die Religion vermittelt: vielleicht führt sie uns wirklich an jene Stelle, wo der menschliche Geist, nicht der Gedanke dieses und jenes Menschen, sondern der menschliche Geist seiner Struktur und seinem Wesen nach, an die Grenze des Daseins stößt und im Gefühl dieser Grenze durch den Mund der Völker seinen klagenden und weisagenden Gesang erhebt. Diesen dunklen, ahnungsschweren und trostreichen Tönen lauschen wir, indem wir uns dem Zauber des Weihnachtsfestes gefangengeben.

Fest aber und Leben sind zweierlei. Wir wollen nicht tatenlos am dunkel rauschenden Borne des Mythos träumen. Von neuem wollen wir uns erheben und wollen bekennen mit dem Munde und mit der Tat: der ist des Festes der Welterlösung nicht würdig, der sie nur als einen Trost beansprucht und sie nicht als ein Ideal und eine Pflicht in seinen Willen aufgenommen hat.

STUDENT UND ERZIEHUNGSPROBLEM

Wenn ich mir den Gesamthabitus des Kongresses überlege, der hinter uns liegt¹, so glaube ich, jetzt die Aufgabe zu haben, Sie in eine ganz andere geistige Atmosphäre zu leiten, ich möchte sagen, an ein anderes Gehirnzentrum in Ihnen zu appellieren. So wie der Kongreß gearbeitet hat, so beschäftigt sich das Alter mit der Schulreform, und jetzt möchte ich Ihnen sagen, wie sich nach meiner Meinung die Jugend die Schulreform denken muß.

Ich habe zu Ihnen zu sprechen über das Verhältnis des Studenten zum Erziehungsproblem. Ich möchte aber hier unter dem Studenten nicht den Jünger einer bestimmten Wissenschaft verstehen, sondern den Studenten als einen Bestandteil der Jugend, ja, als ihren Repräsentanten. Als solchen hat er sich ja auch immer gefühlt. Das kommt schon zum Ausdruck in seinem Gegensatz zum Philister. Diesen Studenten meine ich, der sich noch immer, und hoffentlich in unserer Zeit in einem neuen Sinne, als den ewigen Gegner des Philisters weiß. Ich glaube, daß auf unserem Kongreß die Jugend zu kurz gekommen ist. Der Kongreß fragte: Kann gemeinsamer Unterricht sein? Die erste Fragestellung *der Jugend* würde gewesen sein: Was *soll* sein? Soll Koedukation sein? Oder vielmehr: Wie soll die Erziehung überhaupt und im letzten Grunde beschaffen und orientiert sein, und was folgt daraus für den gemeinsamen Unterricht? Die Jugend fragt zunächst nach dem Seinsollenden, nach dem Unbedingten. Für sie handelt es sich in erster Linie um eine pädagogische Weltanschauung, und erst dann fragt sie nach dem Bedingten, nach den Methoden. Gerade davon aber glaubte der Kongreß absehen zu sollen. Er bearbeitete das Bedingte und ließ das Unbedingte in der Schwebe.

Ja, die Jugend empfindet das Erziehungsproblem als Weltanschauungssache. Und ist nicht die Erziehung, die Heranbildung der zukünftigen Generation, die einzige Betätigung, in der sich unsere ganze Weltanschauung, zum mindesten unsere gesamte Kulturgesinnung

¹ Gemeint ist der dritte Kongreß des Bundes für Schulreform, an den sich (übrigens ganz selbständig) die „Erste studentisch-pädagogische Tagung“ in Breslau (6. und 7. Oktober 1913) anschloß.

restlos betätigen kann und muß? Darum ist das pädagogische Interesse kein Spezialinteresse, die Erziehung keine Sache, um die man je nach Neigung und Veranlagung sich bekümmern kann oder nicht, sondern sie ist eine allgemein menschliche Angelegenheit. Das Interesse für sie ist begründet durch einen kategorischen Imperativ, so gut wie der Wille zur Wahrheit und zur Weltanschauung.

Dies aber gilt doppelt in unserer Zeit. Während der Tagung des abgelaufenen Kongresses kam es mir manchmal in den Sinn: Wir arbeiten da wie die Ameisen im Dunkel des alten Schul- und Gesellschaftsbaues, draußen aber in der Welt rufen und dröhnen ganz andere Fragen und Nöte, die wahrlich auch in unseren Verhandlungen einen Widerhall finden und einen ganz anderen Ton der pädagogischen Erörterungen hervorrufen sollten. Wir kennen doch aus unserer Geschichte auch diesen anderen Ton in den Verhandlungen über die Erziehung unseres Volkes. Ist denn unsere Zeit weniger ernst und gefährlich als die, der Fichte seine Reden hielt? Ringen nicht auch wir um unser Leben, um den Bestand und die Fortentwicklung unserer Kultur, wenn auch nicht gegen einen fremden Bedrucker, so doch gegen nicht weniger gewaltige Mächte im Inneren, die das geistige Leben teils zu knechten, teils zu entgeistigen bestrebt sind? Ist nicht auch unser Volk trotz aller staatlichen Einigung tiefer zerrissen und gespalten als je zuvor? Unsere Zeit ist eine dunkle Übergangs- und Zwischenzeit. Wer nur ihr Rechnung tragen und in ihr heimisch sein wollte, der müßte sagen: *Après nous le déluge*. Wir aber wollen sagen: *Après nous la jeunesse!* Wir müssen der Zeit den Weg finden. Das ist in der Gegenwart die große weltgeschichtliche Aufgabe der Erziehung. Heute, wo es nicht bloß gilt, überlieferten Kulturbestand weiterzugeben, sondern eine neue Kultur anzubahnen, liegt die ganze Last kultureller und weltgeschichtlicher Verantwortung auf der Erziehung. Durch die Erziehung gilt es die Zukunft zu formen, den Quell einer besseren Zeit zu erschließen in einer neuen und der gegenwärtigen Generation durchaus fremden Gesinnung, die man, wenn man will, einen extremen und radikalen Idealismus nennen kann. Für diese Fragestellung aber hat die Jugend und für ihre ganze Energie vielleicht nur die Jugend ein Organ. Und wer aus der Jugend wäre berufener,

dies zu erkennen und in diesem Sinne zu arbeiten als die studierende Jugend, deren höchste Aufgabe es ist, sich um ein Ganzes von Welt- und Kulturanschauung zu bemühen. Dadurch aber wird der studierenden Jugend innerhalb der Schulreformbewegung die höchste Aufgabe gestellt, nämlich dafür einzutreten und darüber zu wachen, daß die Reformen nie die letzten und höchsten Ziele aus dem Auge verlieren. Und wenn wir den gegenwärtigen Stand der Schulreformbewegung überblicken, so dürfen wir sagen, noch ist nicht das Schul- und Erziehungswesen von ihr als ein zentrales und universales Problem erfaßt worden, und so bleibt der Jugend noch die Aufgabe, es zu einem solchen zu machen, das heißt, aus der Schulreformbewegung eine große, allgemeine Kulturbewegung zu machen.

Für eine Jugend, deren Gedanken von der Erziehung so eingestellt sind, nämlich nicht wie die der alten Pädagogengeneration psychologisch und individualistisch, sondern soziologisch und kulturell und also, wenn Sie diesem viel mißbrauchten Wort wieder einen guten Sinn gönnen wollen, national, für eine solche Jugend gewinnt die *Schule* eine ganz neue Bedeutung. Nichts wäre verkehrter als zu glauben, daß der in Sachen der Schule radikalste Teil unserer Jugend schulfreundlich sei. In diesem Radikalismus steckt die Leidenschaft der Sehnsucht und des positiven Wollens. Die Schule ist ja das von der Geschichte uns an die Hand gegebene und soziologisch denknöthige Mittel, um die neue Generation hervorzubringen, um — nicht bloß die einzelnen Individuen zu entfalten, sondern eine ganze Generation mit neuer Gesinnung zu erfüllen und einen neuen Lebensstil zu schaffen. Und wenn dieser Gedanke mit Notwendigkeit zu einem gewissen Gegensatz der neugearteten Generation gegen die alte, zu der Forderung einer gewissen Isolierung der jungen Generation führt, so ist wiederum die Schule der gegebene Platz, um der Jugend ihr autonomes Leben zu gewähren, autonom in dem Sinne, daß es ihren eigenen wichtigsten Bedürfnissen entspreche. Die Schule also als Heim der neuen Jugend und als Quelle des neuen kulturellen Geistes, die ist es, der die Liebe desjenigen Teils unserer Jugend gehört, für den und von dem ich zu sprechen glaube. Und darum ist es kein Zufall, daß dieser Teil der Jugend in ein enges geistiges Verhältnis zur Freien Schulgemeinde ge-

treten ist als derjenigen Schule, die diese Prinzipien verwirklichen will, der einzigen, die sie erkannt und formuliert hat. Im Sinn der Freien Schulgemeinde an der völligen Wiedergeburt der Schule zu arbeiten, aus der Notschule die Vernunftschule zu machen, um mit Ausdrücken aus der Zeit vor 100 Jahren zu reden, das ist die Aufgabe, die sich aus der Fragestellung, die wir als die spezifisch jugendliche empfinden, ergeben hat.

Hieraus nun folgt mit Notwendigkeit eine bestimmte Stellungnahme zur vorhandenen Wirklichkeit, zum tatsächlichen Zustand von Erziehung und Unterricht. Diese Stellungnahme kann nicht anders als im höchsten Grade kritisch sein. Man pflegt uns entgegenzuhalten, daß ja selbstverständlich die Schule, wie alles Menschenwerk, ihre Mängel habe, daß man aber doch eifrig an der Ausbesserung dieser Mängel arbeite. Dem ist zu erwidern, daß, gemessen an dem neuen Ideal, die Schule nicht mangelhaft, sondern schlecht ist. Eine Schule kann mangelhaft sein und dennoch gut. So war es die Freie Schulgemeinde in ihrer ärmlichen, aber glorreichen Anfangszeit. Und eine Schule kann tadellos sein und dennoch schlecht, und das ist manche öffentliche Schule.

Nicht aus Ihrer Mitte zwar wird mir der Vorwurf des Radikalismus gemacht werden, aber doch oft genug aus dem Publikum. Das beweist nur, daß man nicht mehr weiß, wohin Radikalismus gehört. Hier, in unserer Sache handelt es sich um Ideen und Prinzipien, handelt es sich um die Wahrheit. Und auf diesem Gebiet wäre Mangel an Radikalismus Gewissenlosigkeit. Noch einmal möchte ich es betonen, es handelt sich nicht um ein Mehr oder Weniger von Reformen, sondern es handelt sich um eine qualitative Neuschöpfung, um eine neue Durchgeistigung der Schule. Und da ist jede Mittelmäßigkeit Verrat.

- Wie wenig wird das noch verstanden; das beweisen die Einwürfe, mit denen man uns begegnet: Die Schule sei doch eben nur Unterrichtsanstalt; es sei unbillig, von ihr zu verlangen, was wir fordern. Aber das ist es ja eben. Wir kämpfen nicht um Reformen im bestehenden Rahmen der Schule, sondern um eine neue Schule. Diese Unterrichtsanstalt, das ist die Festung, um die wir kämpfen, die wir erobern und in der wir ein neues Leben entzünden möchten. Oder man sagt uns, wir verkennten den guten Willen so mancher Lehrer. Wir

kennen wohl diesen guten Willen, aber es gibt Wichtigeres als ihn, und das fehlt. Es fehlt der pädagogische Instinkt. Lassen Sie es mich an einem Beispiel aus allerjüngster Zeit verdeutlichen: Die gelesenste deutsche Tageszeitung brachte vor einigen Tagen einen Aufsatz aus der Feder eines sehr bekannten reformerisch gesinnten und sicherlich wohlwollenden Schulmannes mit der Überschrift: Humor und Erziehung. In diesem Aufsatz erzählt er, offenbar von sich selbst, wie er als Gymnasialdirektor durch eine Denunziation davon benachrichtigt worden sei, daß eine Anzahl Schüler eine verbotene Kneiperei vorhätten. Er tut sich dann viel darauf zugute, daß er gegen dies, nota bene erst geplante Delikt nicht mit der Schärfe des Schwertes eingeschritten sei, sondern brieflich die Eltern der betreffenden Schüler von deren Vorhaben benachrichtigt habe mit dem Anheimgen, sie angemessen zu bestrafen. Natürlich sind die Eltern dann zu ihm gelaufen gekommen, dankbar, daß er ihre Söhne nicht relegiert habe, und er hat hinterher die betreffenden Schüler, und zwar nicht einmal, sondern andauernd, wegen ihres Vorhabens vor den Kameraden lächerlich gemacht, zu welchem Zweck ihm natürlich die feile und gedankenlose Heiterkeit der übrigen Schüler zur Verfügung stand. Diese Lösung nennt er eine vermittels des Humors. Ich muß sagen, daß mir dabei der letzte Rest von Humor ausgegangen ist und noch mehr bei einem zweiten von ihm angeführten Fall, in dem ein Vater ihm sein Leid klagt, daß sein Sohn, ein Oberprimaner, sich in ein Mädchen der unteren Stände verliebt habe und Gefahr laufe, sich mit ihr gar zu verloben. Dem Herrn Direktor ist es dann gelungen, im Einzelgespräch mit dem vor Scham erglühenden jungen Menschen ihm seine Leidenschaft gründlich zu verleiden.

Diese Geschichte ist ein Symptom für den Grad des Verständnisses, den heute Erzieher und Publikum den Bedürfnissen der Jugend entgegenbringen. Diese Geschichte druckt eine große Zeitung kritiklos ab, und Hunderttausende lesen sie ohne innere Empörung. Das Allerschlimmste aber ist, daß auch der größte Teil der Jugend selbst sie ohne Empörung hinnimmt. Dessen haben wir uns am meisten zu schämen, daß wir eine Jugend erzogen haben, die uns so etwas durchgehen läßt.

17 Denn es liegt mir fern, das, was ich vom Wesen und vom neuen Willen der Jugend sage, einfach auf die tatsächlich vorhandene Jugend zu beziehen. Ich weiß, daß noch ihr größerer Teil der Schule mit Indolenz gegenübersteht; daß sie nicht so fühlt, wie ich es als jugendlich bezeichne. Dann aber soll sie so fühlen, dann rede ich im Namen der Idee der Jugend, von der Jugend, zu der Jugend und, wenn es sein muß, gegen die Jugend. Es kann wohl sein, daß es gegenwärtig überhaupt keine Jugend gibt. Woher sollte sie auch kommen? Inmitten der heutigen Verhältnisse, die alle auf das vorzeitige Altmachen der Jugend hinauslaufen, müßte, wer sich jugendliches Empfinden bewahrt, ja schon geradezu schöpferisch beanlagt sein.

Und dennoch, es gibt Jugend; mindestens fängt es wieder an, Jugend zu geben. In der deutschen Jugend dämmert stark die Erkenntnis davon auf, daß man ihr bisher keine Jugend gegönnt hat und daß es gilt, sich die Jugend zu erobern. Gerade in diesem Jahre wird die Öffentlichkeit, der alle Vorbereitungen durch Jahre hindurch so gut wie entgangen sind, plötzlich vor die Tatsache einer großen Jugendbewegung gestellt. Zwei ihrer Erscheinungen machen gegenwärtig am meisten von sich reden: der bevorstehende freideutsche Jugendtag und die Schülerzeitschrift „Der Anfang“. Im freideutschen Jugendtag tritt jene Jugendbewegung zum ersten Male vor die Öffentlichkeit, die mit der Entstehung des Wandervogels begonnen hat und, gespalten in viele Zweige, bisher ein mehr unterirdisches Dasein führte, dort aber, wo sie wirklich gewirkt hat, ein neues Jugendleben hervorrief und erzieherisch bereits unendlich viel mehr leistete als die ganze öffentliche Schule. Im freideutschen Jugendtag scheint vorläufig das studentische Element in demselben Maße vorzuwiegen wie im Wandervogel das der Schüler. Es sind eben die herangewachsenen Wandervögel, die die Sache der Jugend, die sie als Knaben schon ergriffen haben, nun nicht fallen lassen wollen. Und es ist außerordentlich erfreulich zu sehen, wie es sich nunmehr anbahnt, daß der vorwärtsdrängende Teil der Studentenschaft die Verbindung mit der Schülerschaft findet, die *eine* Jugend konstituiert, die ihre Wurzel in der Kindheit und ihre Krone im Jünglingsalter hat. Hier treibt die Studentenschaft nicht Erziehungsreform, sondern hier wächst aus ihr heraus,

unbeachtet und nicht unterstützt von Oberlehrern, Hochschullehrern und Schulreformern, ein neues Jugendleben, das den alten Begriff der Erziehung nach und nach ganz aufsaugen möge.

So vollziehen sich die wichtigsten Dinge des Gebietes, auf dem wir arbeiten, ohne daß wir Fachleute etwas davon merken. Wie der alte Lichtenberg schon meinte: Ich habe das schon mehr bemerkt; die Leute von Profession wissen oft das Beste nicht. Das gilt nun in hervorragendem Maße auch von der neuen Schülerzeitschrift. Ich will hier nicht für sie eintreten, obwohl es leider vielleicht nötig wäre. Mir scheint sie die Rechtfertigung ihrer Existenz in sich selbst zu tragen. Aber hinweisen will ich auf die Aufnahme, die sie gefunden hat. Hätte man nicht zum mindesten denken sollen, daß die Erzieher vom Fach sich für ein so absolut neues Unternehmen brennend interessieren würden? Daß der aktiv geartete Teil der Erzieherschaft diese Mobilisierung der Jugend freudig begrüßen würde als einen frischen Luftzug, der manche trägen Dünste aus den Niederungen des Schul- und Schülerlebens wegfegt, und daß sie mit Freuden den geistigen Kampf mit dieser erwachenden Jugend aufnehmen würden, wo ein solcher ihnen aufgezwungen wurde? Aber nichts von alledem, sondern entweder Entrüstungsgeschrei oder günstigstenfalls jenes dumm-gutmütige anmaßende Lächeln, hinter dem sich die Verlegenheit des Urteils verbirgt. Sowenig mir dies unerwartet kam, dennoch habe ich, als ich es dann erfuhr, gedacht: Nimmt denn dieses Geschlecht schon nichts mehr ernst? Es ist doch eine neue Stimme, die sich hier hören läßt, und es ist die Stimme seiner Kinder. Es tritt ans Licht und wählt die Methode der Ehrlichkeit, was früher verdrückt, verdrängt und unterirdisch wühlte. Einfachste Ritterlichkeit sollte hier ihr Ohr leihen, und wenn die Jugend nur stammeln kann, dann sich selbst dies Stammeln zu deuten versuchen; wenigstens von der Studentenschaft als der erwachsenen Jugend dürfte man diese Ritterlichkeit verlangen. Es wird geplant, unter der Studentenschaft eine Umfrage über bestimmte Zustände auf den Schulen zu veranstalten, über diejenigen Dinge, die aus den offiziellen Veröffentlichungen nicht zu sehen sind, und über die nur derjenige sich äußern kann, der in den Betrieb selber Einblick hat. Denn es handelt sich doch ebensowohl um das Wie als um das

Was der Schule. Da mag nun die Studentenschaft, die dem Schulleben noch nahe genug steht, um über frische Erinnerungen zu verfügen, sich äußern an Stelle der zum Schweigen verdammtten Schuljugend. Warum hat man nicht längst so etwas gemacht? Das, was man aus dem „Anfang“ sich entnehmen soll und was diese Umfrage zutage fördern wird, das wird das wichtigste Material der Schulkritik sein. (Im Publikum lacht jemand.)

Sie lachen und scheinen es also sehr eilig zu haben, zu bestätigen, was ich eben ausführte über den mangelnden Ernst diesen neuen Dingen gegenüber. Dieses Lachen nehme ich hiermit zu Protokoll und wollte, ich könnte es ins Land hinaus und weitergeben an die Jugend, von deren Ernst Sie keine Ahnung zu haben scheinen.

Es wird das Lachen mit der Zeit auch manchen wohl vergehen, wenn sich die Dinge weiterentwickeln. Aus der Schule ist Ihnen die Jugend schon gelaufen; geben Sie nur acht, daß Sie Ihnen nicht auch noch aus der Schulreform läuft. Bisher galt es als die psychologische Hauptforderung der neuen Pädagogik, den eigenen Trieb der Jugend zu benutzen, von der Spontaneität der Jugend sich leiten zu lassen. Wollen wir unsere Psychologie nur in Nebendingen anwenden und in der Hauptsache vergessen? Diese aus der Jugend heraus spontan entstandenen Bewegungen aber zeigen uns an, in welcher Richtung wir arbeiten sollten, wenn wir den Strom jugendlichen Willens und Interesses für unser Werk benutzen wollen. Die Jugend aber will jetzt mehr als bloß eine erträgliche oder eine gesunde Schule. Sie will eine Schule, mit der sie sich ganz identifizieren kann, eine Schule, die ihr eine heilige Sache sein kann, und das wollen gerade die sogenannten radikalen Angreifer. Wir aber sollten uns freuen, daß es in unserem öffentlichen Leben überhaupt wieder so heilige Angelegenheiten gibt, und fürwahr, erst dann bewährt sich die letzte Kraft und Schönheit der Jugend, wenn sie wieder sich um etwas, was ihr heilig ist, bemühen kann.

Die letzten Lebensfragen werden eben nicht von der Wissenschaft entschieden. Der Wahn von der Allmacht der Wissenschaft, wie er die letzten Jahrzehnte beherrschte, erzeugt bereits und gerade bei manchen der Besten eine gefährliche Reaktion, eine gar nicht träumerische,

sondern sehr energische Romantik. Auf solche Symptome achtzuhaben wäre eine wichtigere Aufgabe wirklich psychologisch begründeter Pädagogik als der viele Kleinkram, den wir jetzt so wichtig nehmen. Die Wissenschaft entscheidet nicht über die letzten Lebensfragen, und nicht der Wissenschaftler, auch nicht der pädagogisch und psychologisch gebildete ist es, den wir heute nötig haben. Nicht um gut ausgebildete Lehrer handelt es sich, sondern um Führer der Jugend. Die pädagogischen Gruppen werden ihre höchste Aufgabe erfüllen, wenn sich in ihnen diejenigen zusammenfinden, die wirklich von Gottes und Rechts wegen zu Führern der Jugend bestimmt sind. Wenn diese sich hier ihre neugeartete Kulturgesinnung in gemeinsamer Arbeit so tief wie nur immer möglich begründen, und wenn sie dann (organisiert oder nicht) miteinander den Geheimbund schließen, der von innen heraus die Schule erneuern und durchgeistigen muß, so unter dem Banner einer neuen Jugendkultur kämpfend, werden sie von selbst finden und erschaffen, was uns nicht weniger not tut als die sogenannte Schulreform: die Wiedergeburt auch des Studententums und der akademischen Jugend aus jugendlichem Geist!

FICHTE ALS ERZIEHER

Festrede bei der gemeinsamen Fichte-Feier des Freideutschen Verbandes und der Berliner Freien Studentenschaft am 29. Januar 1914 in der Berliner Universität.

Wenn wir hier am hundertjährigen Todestage Fichtes versammelt sind, um das Gedächtnis dieses Mannes zu feiern — es zu feiern, soviel ich weiß, mit der einzigen Feier, die in den Räumen dieser Hochschule stattfindet, deren erster Rektor er war — so meine ich, wird es uns allen gegenwärtig sein, nach dem mehr oder minder deutlichen oder dunklen Eindruck und Umriß, den wir von Fichte in der Seele tragen, daß diese Feier nicht eine gewöhnliche Erinnerungsfeier sein kann. Der Mann, den wir feiern, war von der Art, daß man seiner nicht gut gedenken kann, ohne zu ihm Stellung zu nehmen, ja mehr, ohne ihn sich lebendig vorzustellen. Ihm am allerwenigsten gebührt es, daß man seiner müßig gedenkt, ihm, der wie kein anderer seines Berufs an Taten gedacht, nach Taten gehungert hat. Wenn wir seinen großen Schatten heraufbeschwören, dann muß es sein, um ihm in unserer Mitte zu tun zu geben, dann muß es sein, um ihn selbst in unser Leben hineinzustellen, dann muß unser Seingedenken von der Art sein, daß er selbst mit uns zufrieden sein würde, wenn er in unserer Mitte stände. Darum sollen meine Worte versuchen, ihn hineinzustellen in das Leben, Tun und Streben der heutigen Jugend; schließlich ist es eine Jugendfeier, die wir veranstalten. Wir wollen ihn hineinstellen in die deutsche Jugend der Gegenwart und in die deutsche Jugendbewegung der Gegenwart. Und wir können ihn wohl gebrauchen. Mehr als seit langer Zeit, vielleicht kann man sagen, mehr als je steht heute die deutsche Jugend — ein großer und repräsentativer Teil von ihr — in einer eigenen Arbeit und in einem eigenen Kampfe, und ich möchte dieser Arbeit und diesem Kampfe heute dadurch zu Hilfe kommen, daß ich Fichtes geistige Größe zu ihnen in Beziehung setze.

Ein großer Teil der deutschen Jugend trachtet danach, in Freiheit nach eigener Verantwortung und Bestimmung sich selbst sein Leben zu gestalten. Wenn er, den wir hier feiern, das hören würde, ich glaube, er würde sehr aufhorchen, er würde einen Widerhall seiner eigenen

Worte zu hören glauben; klingt es doch, als sei es von ihm selber formuliert: in Freiheit sich sein Leben gestalten. Hat er doch die Aufgabe der ganzen Menschheit ganz ähnlich formuliert. Danach sei sie dazu da, alle ihre Verhältnisse mit Freiheit, nach der Vernunft einzurichten. Sollte es so sein, daß das, was hier Fichte als die Aufgabe der ganzen Menschheit bezeichnet, daß das jetzt zuerst von der Jugend aufgegriffen und empfunden wird, als besondere Aufgabe der Jugend? Wie würde er sich dazu stellen? „Einer muß immer der erste sein, und wer es sein kann, der sei es eben“, sagt er. „Einer muß der erste sein.“ Nun, wenn hier die Jugend die erste ist, die seine große Losung aufgreift und sich zu eigen macht und das, was er der ganzen Menschheit bestimmt hat, als besondere Jugendaufgabe empfindet, er würde zufrieden sein mit der Jugend. Einer muß der erste sein: wer es sein kann, der sei es eben, und wer es sein will, der kann es sein. Und ist nicht dazu die Jugend in ganz besonderer Weise berufen?

Auch Fichtes letzte Zuflucht ist ja sein Glaube an die Jugend gewesen. Er sah schließlich keinen andern Weg, sein großes Programm der Zukunft durchzuführen, als indem er es auf die Jugend legte. Der Fichte, der im Gedächtnis der ganzen Nation lebt, das ist der Fichte der „Reden an die deutsche Nation“. Sie sind und bleiben seine große Tat. Warum ist dieser Berliner Professor wie ein Fels herausgewittert aus seiner Umgebung und stehengeblieben neben den anderen Großen unseres Volkes? Nur durch seine Reden. Durch die Reden ist er zum Erzieher der deutschen Nation geworden, im doppelten Sinne Erzieher. Einmal durch die Tat selbst, einfach durch das Wagnis dieser Reden, durch die Bedingungen, unter denen er sie hielt, durch die Kühnheit, die sie erfüllt. Er als Charakter, er als der Mann steht vor uns mit seiner machtvoll männlichen Haltung in einer Zeit, die männliche Haltung erst wieder lernen mußte. Als solcher ist er ein großer Erzieher der deutschen Nation geworden, auch für diejenigen, die von dem Inhalt dieser Reden keine Ahnung haben. Selbst die Schulen können nicht umhin, den Mann, dessen Reden zehn Jahre nach seinem Tode verboten wurden, zu feiern, diesen Mann, der sehr viel gesagt hat, was man heute nicht mehr sagen darf, und ihn hinzustellen als einen Helden, der die deutsche Nation erzog zu Mannhaftigkeit und Charakter.

Zweitens aber ist Fichte durch den Inhalt dieser Reden einer der großen Erzieher im engeren Sinne, der Jugendbildner. Die deutsche Jugend beschäftigt gegenwärtig aufs allertiefste das Erziehungsproblem, nicht in dem Sinne, wie es die Fachleute der Schule zu beschäftigen pflegt, sondern in tieferem Sinne; in dem Sinn, daß sie anfängt, Erziehung wieder zu denken als Neugestaltung des ganzen jugendlichen Lebens, wofür man auch das Wort „Jugendkultur“ gebraucht hat. Nicht darum handelt es sich, hier und da einzelne Bedingungen zu verbessern, sondern daß das Ganze der jugendlichen Lebensführung von neuem gedacht, neu umrissen, neu durchgeistigt werden soll. Das aber ist die Gesinnung, aus der heraus auch Fichte die Erziehung gedacht hat.

Lassen Sie uns den Inhalt der großen Reden an die deutsche Nation uns vergegenwärtigen! Aber ehe wir dies tun, müssen wir uns hineinversetzen in die gesamte geistige Einstellung dieses Mannes; gerade er würde uns davon nicht dispensieren, er würde uns nicht erlauben, daß wir einfach die Früchte pflücken, ohne die Wurzel zu kennen. Wenn wir uns seiner würdig erweisen, uns seine Zufriedenheit erwerben wollen, dürfen wir uns das nicht ersparen, dann müssen wir ihn von Grund auf denken. Denn es ist in ihm etwas Geschlossenes, wie in wenig anderen, er wächst, seines Namens würdig, wie ein großer Baum in einem geraden Schuß von der Wurzel bis in die Krone.

Auch seine Gesamteinstellung, seine ganze philosophische Einstellung als solche ist eine wahre Tat gewesen. Wir können sie vielleicht so begreifen: In Fichte hat der deutsche Volksgeist sich Kants und des Werkes Kants bemächtigt. Man könnte Fichtes System ansehen wie eine Projektion des ganzen künstlichen Gewölbes der Kantschen Philosophie auf die Ebene seines einfacheren, volkstümlicheren Denkens. Er setzte dem großen intellektuellen Heroismus Kants seinen praktischen entgegen. Kants Heroismus bestand darin, die Probleme mit geistiger Muskelkraft in der Schweben zu halten, die Grenzen zu ziehen und vor ihnen mit tapferer Resignation innezuhalten und unserer Erkenntnis die Frage der Neugier abzuschneiden. Dieser Heroismus wurde von Fichte durch einen anderen geschlagen, durch den praktischen. Er seinerseits kann es nicht ertragen, daß die Dinge

in der Schweben bleiben sollen, daß unsere Erkenntnis haltmachen soll vor der letzten Frage: Was ist der Sinn der Welt, das wirklich Wirkliche, das Absolute? Er läßt sich diese Fragen nicht verbieten, ebensowenig wie das Volk, das immer wieder so fragen wird. Wie sieht jetzt unsere Welt und Weltanschauung aus, nachdem wir Kant gehabt haben? Er kann es nicht ertragen, daß die Wahrheit rein intellektuell, ein bloßer Besitz bleiben soll, sie soll assimiliert, sie soll praktisch, sie soll Leben werden. Das ist es, was er will, was er mit der ganzen Kraft seines Willens durchzusetzen, durchzudenken versucht.

Sie wissen, daß durch den Kritizismus schließlich die Welt erkannt wurde als eine Gesamtheit bloßer Erscheinungen, hervorgebracht und getragen vom Geist, von dem produktiven Ich, als dessen Reaktion auf die Berührung mit den an sich ewig unbekanntem Dingen. Da geht Fichte weiter. Diese außer dem Ich vorhandenen Dinge gibt es nicht, sie sind nur notwendige Denkvorgänge des Ichs. Das produktive Ich aber ist ihm ein einziges, es gibt im Grunde nur *ein* Ich, und zwar einerseits deswegen, weil wir alle, wenn wir nichts denken als dieses Ich, wenn wir rein nur „Ich“ erleben, die immer quellende Psyche, die Wurzel der Subjektivität, weil wir dann alle nur ein und dasselbe Ich erleben, so wie ein und dieselbe Elektrizität in all den vielen Lampen leuchtet. Diese große Welt mitsamt unsern individuellen Ichem wird beständig hervorgebracht von einem Ich, das jenseits tief unter dem Bewußtsein lebt und quillt. Zweitens aber leben unsere vielen Einzel-Iche in einer Welt der Objekte, der Hemmungen. Unsere bewußten Iche haben diese Hemmungen, d. h. die ganze Außenwelt, die Natur, nicht geschaffen. Sie müssen also aus dem tieferen, dem großen unbewußten Ich stammen, das als solches ein einziges, das Welt-Ich, ist. Weshalb setzt dieses sich selbst Hemmungen entgegen? Um nicht explosiv zu verpuffen in hemmungslosen Räumen, damit es sein Leben fassen, sich aneignen und immer steigern kann. Aus diesem Zweck heraus muß die Welt, die Natur begriffen werden. Und so ist der Sinn der Welt ein ewig sich steigendes Leben, dessen letzte Manifestation schließlich die Menschheit ist. Es kommt Fichte nur auf die Menschheit an; in der Menschheit sieht er den letzten Zweck des Ganzen. Diese Philosophie ist ja eigentlich nicht ein begriffliches,

diskursiv gewonnenes System, Konstatierung einer letzten Urtatsache und was davon abgeleitet wird, diese Philosophie ist ein Leben, ein einmaliges großes Schauen. Wer sie einmal erlebt hat, der hat das ganze Wissen mit einem Schlage. Es durchzuarbeiten, es sich zu eigen zu machen, ist dann Sache des geschulten Denkens, aber im Prinzip hat er es.

Mit dieser Einstellung tritt Fichte hinein in seine Zeit, und durch sie erlebt er seine Zeit von einem Zentrum aus, nicht bloß als Menschheitsgeschichte, sondern als Realisierung des Weltplanes. So auch erlebt er das große Unglück, die große Erniedrigung des deutschen Volkes; nicht nur, daß die Nation ihrer Selbstbestimmung beraubt ist, geknechtet und ausgebeutet wird, sondern das ist ihm das Furchtbare an dieser Niederlage, daß jetzt seine Nation ausgeschaltet und gestrichen zu sein scheint aus dem göttlichen Weltplan, herausgenommen aus dem ewig quellenden Strom des göttlichen Lebens, und geistig absterben muß. Und darum ist es sein ganzer Wille, sein Volk wieder hineinzusetzen in den quellenden Strom Gottes und es durchfluten zu lassen vom Geiste des Lebens. Das ist der letzte Inhalt seiner Vaterlandsliebe. Und so hat er nachgesonnen, wie diesem seinem Volke zu helfen wäre, nicht mit äußeren Mitteln, sondern aus letzter Innerlichkeit heraus, wie es wieder einzugliedern wäre in den göttlichen Weltplan, und er hat keine andere Lösung gefunden als die Wiedergeburt des Volkes, die Neuschöpfung der ganzen Nation. Als einziges Mittel der geistigen Neuschöpfung aber erkannte er die Neugestaltung, die Neudenkung der Erziehung. Erziehung hieß für ihn Schaffen eines solchen neuen inneren Kernes und Markes, des Geistes der Nation, Schaffen eines neuen Instinktes. Erziehen hieß ihm die Nation innerlich so umwandeln, daß sie das Herausgefallen sein aus dem göttlichen Weltplan, das Verharren außerhalb desselben nicht mehr ertrüge. Und er sinnt darüber nach, wie eine solche Erziehung beschaffen sein müsse, die der Nation neues Leben gibt, sie neu gebiert.

Jedenfalls muß die Erziehung eine radikale sein; alle bisherige Erziehung hat nur die Oberfläche des Menschen berührt und geändert, jetzt gilt es die zu finden, die an die Wurzel geht und den Menschen von der Wurzel aus verwandelt. Die bisherige war zufrieden, wenn sie

brauchbare Menschen, brauchbare Bürger geschaffen hat; man kann aber ein brauchbarer Bürger und doch ein schlechter Mensch sein. Es ist ihm ernst mit der radikalen Erziehung, er scheut nicht davor zurück, zu sagen, daß der freie Wille geradezu vernichtet werden müsse und an Stelle dessen ein Wille entstehen, der mit innerer Notwendigkeit das Gute will, der gleichgerichtet ist mit dem göttlichen Weltwillen, der Verzicht leistet auf die billige Freiheit der Persönlichkeit, zugunsten einer höheren überweltlichen Freiheit.

Wir mögen über diesen Radikalismus denken wie wir wollen: imponieren muß uns der Mut der Verantwortung, der daraus spricht. Es ist billige Weisheit, zu sagen, daß die Erziehung nur die Persönlichkeit und das, was in dem Menschen angelegt ist, entfalten solle; aber zu sagen: Ich will ihn *nicht* lassen, wie er ist, ich will ihn bis ins Mark verwandeln, dazu gehört Mut. Fichte hat keinen Respekt vor individueller Neigung, vor besonderem Glauben und Wollen; er will den freien Willen vernichten und an Stelle dessen einen Gotteswillen einpflanzen. Dieser Mut der Verantwortung, diese große Entschiedenheit war seit dem Absterben der alten religiösen Gläubigkeit nicht mehr dagewesen.

Nach dem großen Ziel und dem radikalen Willen dieser neuen Erziehung beschäftigt uns drittens ihr Umfang. Fichte verlangt eine nationale Erziehung, eine Erziehung des ganzen Volkes, nicht mehr bloß der Gelehrten oder der Gebildeten. Nur diejenige Bildung hat Recht auf Geltung, die es sich zutraut, Allgemeinbildung zu werden. Die Nationalbildung muß für alle die gleiche sein, so gewiß, als der Weltplan für alle der gleiche ist, und als jeder hingestellt werden muß in ein und denselben Strom göttlichen Lebens. Es gibt nur *eine* Wahrheit, und die ist für alle die gleiche, darum kann es im Prinzip auch nur *eine* Erziehung geben. Eine solche radikal-idealistische Erziehung ist nicht durchführbar inmitten der von Selbstsucht zerfressenen und entnervten bürgerlichen Gesellschaft. Vielmehr hat sie zur Voraussetzung, daß die Jugend aus der Gesellschaft herausgenommen werde und in völliger Isolierung aufwachse. Sie soll das Leben nicht kennenlernen, soll keine Erfahrungen sammeln, sondern unabhängig von aller Erfahrung sich ihre Normen und Ideale bilden. Mit anderen Worten: das große Werkzeug der neuen Erziehung ist die Schule und nur sie.

Und die Jugend soll scholae, non vitae leben und lernen. Die Familie lehnt Fichte als Erziehungsfaktor durchaus ab. Erst muß die nationale Erziehung durch eine neue Schule durchgeführt werden, dann wird man sich fragen, welchen Teil von ihr man der Familie vielleicht überweisen kann.

In dieser Schule wird die Jugend angeleitet, eine neue Gesellschaft zu erleben, sich selber eine neue Gesellschaft zu bilden, erst ihren Plan sich gedanklich zu entwickeln, dann sie praktisch darzustellen. Und in dieser Schule darf es der Jugend gar nicht beikommen, daß das Leben dazu da sei, um genossen zu werden, sie darf nichts anderes erfahren, als daß ein jeder nur als Teil eines großen Ganzen Wert und Bedeutung hat. Und wie sich der Zögling ein Bild der menschlichen Gesellschaft machen soll, wie sie sein sollte, und versucht, sie zu verwirklichen, so soll er sich auch ein Bild der geistigen Weltordnung machen, derjenigen, die nicht wie die irdische Gesellschaftsordnung entsteht und vergeht, sondern die nie entsteht, nie vergeht, d. h., die Erziehung und das Leben in dieser Gemeinschaft sollen religiös orientiert sein. Die Liebe zu dem in uns ausgebrochenen göttlichen Leben, das allein um seiner selbst willen gerettet werden soll und das allein dem Dasein Sinn und Wert gibt, sie soll die Grundstimmung der neuen Gesinnung bilden.

Eine solche Erziehung ist also ganz anders orientiert als irgendeine frühere. Zum ersten Male bekommt die Erziehung eine weltgeschichtliche Aufgabe. Sie soll nicht den Geist der alten Generation fortpflanzen und fortsetzen, sondern mit ihm brechen und einen neuen schaffen. Es ist kein Zufall, daß diese neue Auffassung der Erziehung gerade jetzt auftritt; denn jetzt ist die große Zeitenwende. Jetzt ist die Menschheit zu vollem Selbstbewußtsein erwacht, jetzt macht sich der Geist autonom. Jetzt soll der Zufall, der bisher die Weltgeschichte beherrscht hat, abgesetzt und die Vernunft auf den Thron gesetzt werden. Da gilt es freilich vor allem, in der Heranbildung der neuen Menschheit den Zufall ganz auszuschalten, sie ganz planmäßig zu formen und mit Geist zu durchtränken. Und nirgends in der Menschheit ist dieses neue Bewußtsein so stark erwacht wie im deutschen Volke, nirgends das Gefühl für das göttliche Leben, das das Innere des

Weltprozesses ist, so stark aufgeleuchtet wie in der deutschen Philosophie. Und das hat seinen guten Grund. Denn die Deutschen sind das einzige Kulturvolk, das noch mit den Wurzeln seines Geistes, nämlich mit seiner Sprache, in das wirkliche und ursprüngliche Leben hineinreicht. Alle anderen Völker, meint Fichte, haben ihre Sprache mehr oder minder gewechselt und vermengt, reden nicht mehr die ihnen von Natur angeborne Sprache. Und sie reden deshalb über die Dinge, aber nicht Dinge. Nur die deutsche Sprache ist mehr als ein verkehrstechnisches Mittel, ist Schöpfung und Geburt und also schöpferisch. Und die Sprache bestimmt das Denken, und nur ein Volk, das eine solche lebendige Sprache hat, ist allerletzten Geisteslebens fähig. Wer immer Ewiges leisten will, der wird kein anderes Material finden, das ewig seine Spuren festhält, als Volk und Vaterland. Das Volk ist seinem Wesen nach ewig und kann als solches nicht eigentlich aussterben. Der Einzelne stirbt, das Volk ist die ewige Wiedergeburt. Darum können uns Volk und Vaterland Träger und Unterpfand der irdischen Ewigkeit sein. Und das ist es, was unser Trieb der Vaterlandsiebe eigentlich will; wenn wir ihn richtig deuten, so will er das Aufblühen des Ewigen und Göttlichen in der Welt, er will, daß wir eine Stelle haben, wo wir göttlichen Geist pflegen, göttlichen Samen pflanzen können. Das ist freilich eine Vaterlandsiebe, die sich wesentlich unterscheidet von dem, was heute diesen Namen oft genug beansprucht, nämlich jener Ausdruck allein unserer Ansprüche und unserer Rechte; bei Fichte ist sie ein Bewußtsein unserer Pflicht. Darum macht dies sein Deutschtum nicht halt an den Grenzen des Staates oder der Rassen. Er legt es einem jeden in die eigene Hand, sich zum Deutschen zu machen. Wer teilzunehmen vermag am göttlichen Leben, wer, welcher Sprache und Rasse er auch sei, überall, wo die Stimme des Geistes erschallt, aufmerksam dasteht, ob irgendwo der Fluß des ursprünglichen Lebens ihn ergreifen werde, der ist ein Deutscher, er ist unseres Geschlechts.

Wir wollen hier nicht eingehen auf die organisatorischen Gedanken Fichtes, auf die Konstruktion seines Erziehungsstaates. Diese Konstruktion steht auch wohl nicht auf der Höhe seiner grundlegenden Erkenntnisse, denn ein solches Werk muß eben geschaffen werden mit

einer anderen schöpferischen Kraft als der des bloßen richtigen und tapferen Denkens. Es verrät sich in dieser Konstruktion ziemlich bald ihre Schwäche. *Die neue Erziehungsgemeinschaft ist für Fichte durchaus Mittel zum Zweck*, also ganz und gar eine technische Veranstaltung, um die Jugend in bestimmtem Sinne zu beeinflussen, und in keiner Weise etwas, was an sich Zweck und Wert hätte. So scheut er z. B. auch nicht davor zurück, Maßnahmen zu empfehlen, die in der Jugend den Glauben erwecken, alles was im Erziehungsstaat konsumiert werde, sei von ihr selbst produziert, auch wenn dies tatsächlich nicht der Fall ist. Wir können den Mangel, der sich in solchen Anzeichen deutlich offenbart, auf die eine Formel bringen: Auch ihm ist die Jugend nur Vorbereitungszeit, nur ein zu bearbeitender Stoff, und hat keinen eigenen Wert und kein eigenes Recht. Den Gedanken der Jugend hat er nicht gedacht. Damit hängt ein Zweites zusammen, nämlich seine Mißachtung des Lebens. Seine Erziehung ist ganz und gar eine künstliche Veranstaltung, keine organisch-lebendige. Erziehung aber kann nur erfolgen durch den ganzen Reichtum des Lebens selber, und so richtig der Gedanke ist, daß wir erzogen werden durch das, was wir tun, und nicht durch das, was wir leiden, so darf eben dieses Tun doch nicht die mechanische Erfüllung eines moralischen Programms sein, sondern muß Teil und Folge eines ganzen reichen Lebens werden.

Hier muß ein anderer Gedankenkreis den Fichtes ergänzen, und der deutsche Geist hat uns inzwischen den Denker beschert, der diese Ergänzung leistet, und er heißt Nietzsche.

Nietzsche und Fichte können die beiden Pole unseres pädagogischen Denkens bezeichnen. Alles, was Fichte bejaht, hat Nietzsche verneint und umgekehrt, und doch sind sie ähnlich eingestellt. Auch Nietzsche sieht keine andere Rettung als die Jugend, die noch nicht durch Vergangenheit belastet ist. Auch Nietzsche will Erziehung als Schöpfung eines neuen Menschentypus. Es ist ein Glück, daß der eine bejaht, was der andere verneint. Nietzsche bejaht das Leben, das von unten heraufwächst, wie Fichte das Geistige, das von oben herabsteigt. Wenn wir uns Fichte und Nietzsche als die Propheten einer deutschen Jugendkultur zu eigen machen, werden wir eine Weile gut beraten sein. Mit dieser Andeutung, wo eine Kritik des Fichteschen Erziehungsgedan-

kens einzusetzen hätte, mag es hier genug sein. Zum Schluß wollen wir uns vergegenwärtigen, was er uns an bleibenden Gedanken gegeben hat.

Das erste ist, daß Fichte die Erziehung als Schöpfung, als Hervorbringung neuer Generationen, und damit als Neuschöpfung der ganzen Kultur bestimmt. Fichte ist der erste, der in die Erziehung diesen Willen zur Größe hineingetragen hat.

Das zweite ist seine Forderung, daß die Jugend eine Insel der Zukunft bilden solle inmitten der Gegenwart und daß die Schule diese Insel sei; daß die Jugend die neue Menschheit darstellen solle, nicht einen Abklatsch der alten Generation, und daß sie schon jetzt inmitten der alten Generation, inmitten der Gegenwart die wirkliche Menschheit repräsentieren solle.

Drittens hat er es gewagt, die Erziehung an der Ewigkeit zu orientieren, der Erziehung ewigen Zweck, letzte religiöse Einstellung zu geben. Gerade für unsere Jugendbewegung sollen wir uns diese Forderung wirklichen deutschen Geistes merken.

Viertens sei uns vorbildlich seine Entschiedenheit und sein Mut in den Fragen der Erziehung, sein Mut der Verantwortung selbst für das scheinbar Gewaltsame, wenn der Geist es fordert, und sein Mut zum Glauben aller Erfahrung zum Trotz, sein Glauben an den Glauben.

Und so stehe er vor uns und unter uns. Denn was ist es, was wir gegenwärtig so bitter nötig haben? Nicht eine wissenschaftliche Pädagogik, von ihr haben wir genug, ohne doch eigentlich vorwärts zu kommen. Gegenwärtig ist uns nötiger als alle Wissenschaftlichkeit: Führung. Und er ist uns ein Führer.

Ich möchte unsere Lage durch ein Erlebnis aus unserem Kreis erläutern oder symbolisieren. Auf der ersten studentisch-pädagogischen Tagung, die wir vor kurzem abgehalten haben, trat ein Schulrat auf und fing an die Jugend zu warnen. Wovor? Vor Überschätzung der Schule; er bat, der Schule nicht zu viel zuzutrauen; ihr, die doch mindestens ebensosehr das Resultat der sozialen Verhältnisse sei, als sie die sozialen Verhältnisse beeinflussen könne, nicht Aufgaben zu stellen, die sie niemals lösen könne. So sprach das Alter auf Grund der Erfahrungen, die es gemacht hat. Was wollen wir dem entgegenstellen? Ich denke, dieses: Und mag das Alter Erfahrungen gemacht haben

welche es will, seine Erfahrung reicht nicht hin unseren Glauben zu erschüttern. Ich stelle die Frage: Wer soll recht behalten, Fichte oder der Geheimrat? Gerade die Jugend kann nicht zweifeln, sie stellt sich an die Seite des Mannes, den zwar die Geheimräte eines liberalen thüringischen Kleinstaates aus seiner Wirksamkeit vertrieben haben, dessen Worte aber widerhallen durch die Zeiten und immer wieder aufgefangen werden von der Jugend. Ich meine, die Jugend steht zu diesem Manne, der sie Glauben lehrt, Glauben an die Kraft ihres Glaubens, die Jugend wenigstens, die es einer schwankenden und zweifelnden Zeit zum Trotz als ihres eigenen Wesens letzten Wert erkennt und bejaht, daß sie wieder fähig ist zu glauben; und damit zugleich bejaht im Fichteschen Sinne Freiheit und Deutschheit, bejaht den Glauben an Schöpfung und den Willen zu neuer Schöpfung.

ALKOHOL UND JUGENDKULTUR

REDE AN DIE SCHULGEMEINDE

Ihr wißt, Kameraden, daß die Abstinenz der Jugend von geistigen Getränken in unserer Gemeinschaft von Anfang an durchgeführt worden ist. Jahrelang war dies der Fall, ohne daß wir uns in dieser Beziehung irgendein Gesetz gegeben, ja auch nur in diesem unserem Kreis über die Alkoholfrage verhandelt hätten. Die Abstinenz war für uns einfach eine Selbstverständlichkeit, eine Sitte, über die zu reden wir weder Veranlassung noch Bedürfnis hatten.

Man könnte sich darüber wundern. Denn in unserem Gemeinwesen pflegt sich doch sonst keine Einrichtung vorzufinden oder zu halten, die nicht ihren erkennbaren und allen bekannten Grund hat. Nach dem Grund und Sinn unserer Einrichtungen zu fragen, ist bei uns das Recht, ja man kann sagen, die Pflicht eines jeden.

Nun ist ja auch tatsächlich später die Alkoholfrage bei uns mehrfach erörtert worden. Wir versuchten uns den Sinn unserer Sitte ins Bewußtsein zurückzurufen, und an diese Erörterungen, die in letzter Zeit wieder bei euch lebendig geworden sind, möchte ich anknüpfen.

Wenn ich die Jüngeren oder Jüngsten von euch fragen würde, weshalb sie mit alkoholischen Getränken nichts zu schaffen haben wollen, so würde ich wahrscheinlich Antworten bekommen, die einem instinktiven physischen und ästhetischen Widerwillen Ausdruck geben. Berauschte Menschen sind ein schmählicher Anblick — wer möchte sich einer solchen Erniedrigung aussetzen! Wie widerwärtig ist es, wenn ein Mensch nach Alkohol duftet! Und auch das habe ich häufig gehört: Ich mag kein Bier oder keinen Wein, ihr Geschmack ist mir zuwider. Das ist wohl die allererste, primitivste Reaktion auf den Alkohol. Aber sie hält leider nicht stand. Denn an den Geschmack alkoholischer Getränke kann man sich gewöhnen; und wenn man älter wird, wird einem erklärt: selbstverständlich sei der Rausch widerwärtig; aber man wolle sich ja auch gar nicht berauschen, sondern . . .

Sondern? Was will man denn eigentlich? Wenn wir nachdenken, kommen außer der berausenden Wirkung der alkoholischen Getränke nur noch zwei andere Eigenschaften in Frage: die Stillung des

Durstes und der Geschmack. Aber um den Durst zu stillen, dazu sind alkoholische Getränke jedenfalls nicht nötig, und bei so vielen Wohlgeschmücken, die die Welt bietet, dürften diese wenigen wohl zu entbehren sein. Das Besondere aber, was eben, wenigstens in unserer europäischen Kultur, nur die alkoholischen Getränke bieten, das ist der Rausch. Und wer sie für unentbehrlich hält, der hält sie eben um ihrer berauschenden, betäubenden Wirkung willen für unentbehrlich, das ist sicher.

Genauer liegt die Sache so: Es ist das Ineinander aller drei Eigenschaften, was den alkoholischen Getränken ihre Macht gibt. Mit dem Geschmack verbindet sich die den Gaumen reizende und den Durst immer neu anregende Wirkung des verdunstenden Spiritus, der den Geschmack gleichsam überallhin verteilt, und dann stellt sich eben bald der Rausch ein. —

Hier höre ich Widerspruch. Der Rausch stellt sich doch gar nicht so bald ein. Ja, ihr, meine Zuhörer, die ihr mit dem Alkohol nie oder kaum Bekanntschaft gemacht habt, ihr würdet euch wundern, wenn ihr von zünftigen Kennern hören würdet, wie lange es dauert, bis sich der Rausch einstellt; sie nennen das: wieviel sie vertragen können; euch wird es kaum vorstellbar sein, wie man ein Dutzend Gläser Bier und noch viel mehr in einigen Abendstunden trinken kann.

Doch mit diesem ekelerregenden Bilde will ich jetzt noch nicht kommen. Man könnte mir sagen: das sind Übertreibungen des Alkoholgenusses, die selbstverständlich abscheulich sind. Aber übertreiben kann man alles; damit ist der mäßige Genuß noch nicht verurteilt.

Ich wollte auch zunächst noch nicht verurteilen, sondern nur erklären; ich wollte erklären, worin eigentlich die Anziehungskraft des Alkohols liegt, und fand als seine spezifische Eigenschaft die berauschende Wirkung. Diese berauschende Wirkung aber tritt nicht etwa erst dann ein, wenn der Rausch die Form der Betrunktheit angenommen hat, sondern schon vom ersten Glas an; das ist oft genug experimentell nachgewiesen. Nur pflegt man den Rausch anfangs noch nicht Rausch zu nennen, sondern ihm allerlei Kosenamen zu geben, etwa Gemütlichkeit, oder Stimmung oder so.

Aber warum soll man denn nicht gemütlich oder in angeregter

Stimmung zusammen sein? fragt ihr. Ich habe ja auch nichts dagegen gesagt; laßt uns zunächst nur einmal die Tatsachen in Ruhe verstehen lernen. Ihr selber sprecht von einem Zusammensein; es scheint euch mit dem Alkohol selbstverständlich verbunden. Und vielleicht haben wir hier den Hauptreiz der alkoholischen Getränke entdeckt: sie erzeugen und unterhalten die Geselligkeit.

Wie kommt das eigentlich? Es wird zwei Gründe haben. Den einen teilt es mit dem Essen und Trinken überhaupt. Wir Europäer wenigstens essen und trinken gern in Gesellschaft. Ich weiß nicht, woher das kommt; es ist wohl ein Bedürfnis des Geistes nach Unterhaltung, also nach dem ihm zukommenden Futter, solange auch der Leib an der Krippe steht; Tiere sind darin anders, und so mag hier eine höhere menschliche Eigenschaft obwalten; hat man keine Gesellschaft, so greift man etwa zur Zeitung. Weniger menschlich erscheint mir freilich die Kehrseite dieses Triebes: nämlich bei jedem Zusammensein essen und trinken zu müssen. Das aber hat in bezug auf die alkoholischen Getränke noch einen besonderen Grund; sie erleichtern die Geselligkeit dadurch, daß sie unsere Kritik abschwächen. Ihre narotisierende Wirkung läßt uns Menschen und Unterhaltungen ertragen, die uns sonst langweilig oder unsympathisch sein würden; wir werden eben „gemütlicher“, umgänglicher, wir reden auch selbst manches, was wir sonst zurückhalten würden, und es kann schon sein, daß wir dadurch mitunter interessanter werden. Nicht immer natürlich; es gibt Menschen, die nur so lange noch halbwegs interessant sind, als sie schweigen.

Manche von euch werden auch gehört haben, daß der Alkohol geradezu geistig produktiv mache. Er beflügele die Phantasie und steigere die Denk- und Schaffenskraft. Man sagt das zwar meistens nur vom Wein, nicht vom Bier und Schnaps, denn bekanntlich gilt nur der Wein für vornehm und sogar für poetisch. Aber diese Behauptung von der anregenden Wirkung des Alkohols ist längst widerlegt. Jedes alkoholische Getränk, auch in geringer Menge genossen, setzt nach einer kurzen, rasch vorübergehenden Steigerung die Leistungsfähigkeit herab. Und eine Rundfrage bei einer großen Anzahl moderner Dichter und Schriftsteller hat ergeben, daß zwar nur wenige von ihnen Absti-

nennt~~n~~ waren, daß aber wohl alle den Wein vor der Arbeit streng vermieden, weil sie genau wußten, daß er die Arbeitsfähigkeit schwer schädige. Bei dieser Gelegenheit soll übrigens nicht vergessen werden, daß der Dichter, dem wir mit besonderer Verehrung zugetan sind, und den wir fast zu uns rechnen, Carl Spitteler, jedes alkoholische Getränk verabscheut.

Wenn nun der Alkohol auch nicht geistig anregt, so ist doch möglich, daß er diesem oder jenem ermüdeten oder übermüdeten geistigen Arbeiter eine gewisse Ausspannung verschafft; so daß er also zwar nicht auf geistige Höhen hinaufführt, aber über Tiefen hinweghilft, indem er dem Menschen ermöglicht, auf andere Gedanken zu kommen und die Tagesarbeit auf eine Stunde zu vergessen. Da wirkt er wie eine Arznei; doch sollte man freilich eine solche nie oder doch nur selten nötig haben.

Und das sind nun schon sämtliche Werte, die dem Alkohol nachzusagen wären, wenigstens besinne ich mich auf keine weiter.

Wollen wir nun die große Gegenrechnung aufmachen? Aber damit brauche ich mich jetzt nicht ausführlich zu befassen. Ihr kennt diese Gegenrechnung, sie ist euch hier in diesem Kreis und auch im Unterricht oft genug vorgeführt worden. Heute wollen wir ja nicht die Alkoholfrage besprechen, wie sie sich überall und allgemein darstellt, sondern unsere besondere Stellung zu ihr finden. Ich erinnere euch also nur kurz an die wichtigsten Tatsachen.

Daß der Alkohol in jeder Getränkform und in jeder Menge ein Gift ist, und zwar ein betäubendes, wißt ihr ja, und daß er weder als Nahrungsmittel noch als Mittel zur Steigerung der körperlichen und geistigen Kräfte in Frage kommt. Auch habt ihr von den ganz besonders schädlichen Wirkungen gehört, die er auf den jugendlichen Organismus ausübt. Das sind naturwissenschaftliche Erkenntnisse, die zwar die Grundlage unseres Verständnisses der Alkoholfrage bilden, die aber die eigentliche Tiefe dieser Frage keineswegs ausschöpfen.

Denn wenn ich jemanden fragen würde: Warum soll ich keinen Alkohol trinken? und er würde mir sagen: Weil er dich schädigt, weil er Gift ist — so könnte ich ihm vielleicht antworten: Das will ich auf mich nehmen; ich bin sehr mäßig, also ist die Schädigung nur gering.

Wir tun täglich mancherlei, was uns schadet, und können es oft gar nicht vermeiden. Kaffee und Tee enthalten auch Gifte. Wer kann ganz seiner Gesundheit gemäß leben? Ist nicht das Leben in der Großstadt, das doch vielen von uns nun einmal auferlegt ist, von früh bis spät erfüllt von allerlei Gesundheitswidrigem und Aufreibendem? Wie kann man da von einer einzelnen Sache, nämlich dem Alkoholgenuß, so viel Aufhebens machen?

Dagegen läßt sich nicht viel sagen, und wenn es sich nur darum handelte, ob dieser und jener ab und zu einmal ein Glas Wein oder Bier trinken dürfe, so bestände gar kein Alkoholproblem. Aber diese Betrachtungsweise fälscht ja die ganze Frage. Der Alkohol ist nicht irgendein Getränk, das der eine mag, der andere nicht, sondern er ist ein großes *soziales* Leiden, eine gesellschaftliche Erscheinung von einem ganz ungeheuren Umfang. Das ist etwas, was wir uns zunächst klar-machen müssen.

Jeder hat in diesem Jahr (1913) von dem sogenannten Milliardenopfer gehört. Um Deutschland auf lange Zeit hinaus wehrhaft zu machen, soll eine einmalige außerordentliche Ausgabe von etwa 1000 Millionen Mark für militärische Zwecke gemacht werden. Noch nie ist irgendwo in Friedenszeiten ein so riesiges Opfer für Wehrzwecke von einem Volke verlangt worden. Es ist so groß, daß man es auf mehrere Jahre verteilen will, weil man es für unmöglich hält, ohne schweren wirtschaftlichen Schaden es auf einmal einzufordern. Diese einmal zu zahlenden 1000 Millionen Mark sind noch nicht ein Drittel dessen, was das deutsche Volk *in jedem Jahre* für alkoholische Getränke ausgibt. Die jährliche Ausgabe für alkoholische Getränke ist doppelt so groß wie die für Heer und Flotte und übersteigt weitaus die für das gesamte Schul- und Erziehungswesen des ganzen Volkes. Etwa 3500 Millionen Mark werden jahraus, jahrein in Deutschland in Bier, Schnaps und Wein vertrunken. Es wird manchem unter euch, der ein wenig einen Begriff von der Bedeutung solcher Summen hat, gehen wie es mir gegangen ist, als ich sie zum erstenmal hörte: man kann es nicht glauben, man denkt, da müsse mindestens eine Null zuviel stehen. Aber es ist wirklich so. Wenn man die Bedeutung dieser Tatsache für den einzelnen sich klarmachen will, so heißt sie: Der deutsche Ar-

beiter gibt durchschnittlich $\frac{1}{10}$ seines Verdienstes für alkoholische Getränke aus; diese kosten ihm durchschnittlich ebensoviel wie seine Wohnungsmiete. Oder: auf jeden Kopf des deutschen Volkes, alle, Weiber, Kinder eingerechnet, kommt ein durchschnittlicher *täglicher* Konsum von Alkohol, der etwa sechs Gläsern Schnaps entspricht, auf den Kopf des männlichen Arbeiters eine Jahresausgabe von mehr als 150 Mark.

Diese Tatsachen würden uns schon erschrecken müssen, wenn die alkoholischen Getränke harmlose Genußmittel und ihr Verbrauch nichts als ein zweckloser Luxus wäre. Denn ist man in Deutschland — oder überhaupt irgendwo in der Welt — in der Lage, solche riesigen Summen nur für den Getränkeluxus zu vergeuden? Ich will gar nicht mal an die eigentlichen Kulturaufgaben denken, die Geld nötig hätten. Allein in Preußen werden noch eine Million Kinder in überfüllten Volksschulklassen unterrichtet. Und überfüllt heißt eine Klasse erst, wenn in ihr mehr als 70 Schüler sitzen; eine halbe Million preußische Kinder werden in Halbtagsschulen, über 600 000 in einklassigen Schulen unterrichtet, d. h. also in solchen, wo alle vom 6. bis zum 14. Jahre in ein und demselben Raume sitzen. Ich sage euch das, die ihr das Glück habt, eure Schulzeit in einer Weise zu verleben, um die euch, wie ihr wißt, alle Welt beneidet, weil es für euch von besonderem Interesse sein muß, einmal in die allgemeinen Schulverhältnisse einen Blick zu tun. Malt es euch also aus, was für eine Schulbildung für diese Million Kinder, d. i. $\frac{1}{6}$ aller volksschulpflichtigen Kinder überhaupt, dabei herauskommen muß. Ihr seht, hier leidet die Kultur unseres Volkes bitterste Not. Und warum? Der Staat, das Volk hat kein Geld übrig; dasselbe Volk, das Jahr für Jahr 3000 Millionen Mark vertrinkt. Aber ich will von diesen Kulturnöten noch gar nicht reden, sondern nur von der ganz gewöhnlichen bitteren Not. Um euch an eine bestimmte Seite des Volkselendes zu erinnern: Ihr habt wohl schon von der so weit verbreiteten Wohnungsnot gehört, die die Quelle so vieler körperlicher und sittlicher Entartung ist. Eine einzige Ziffer mag euch ein Beispiel geben. Allein in Groß-Berlin leben 600 000 Menschen in Wohnungen, von denen jedes Zimmer mit fünf und mehr Personen besetzt ist. Dennoch gibt der deutsche Arbeiter durch-

schnittlich für Branntwein und Bier ebensoviel aus wie für seine Wohnung. Macht euch nur folgendes klar: Zwei Drittel aller preußischen Steuerzahler haben ein Jahreseinkommen von noch nicht 900 Mark. Und dies selbe Volk gibt Jahr für Jahr, auf den Kopf der Bevölkerung, also mit Einschluß von Frauen und Kindern berechnet, 50 Mark für alkoholische Getränke aus.

Wenn also unser kleiner Ort Wickersdorf (ohne die Freie Schulgemeinde) in seinem Alkoholkonsum den deutschen Durchschnitt repräsentiert, so geben die Wickersdorfer Bauern und Arbeiter jährlich über 6000 Mark für alkoholische Getränke aus. Wäre diese Summe während der sieben Jahre, die wir hier wohnen, gespart worden, so besäße diese arme Gemeinde jetzt ein Kapital von etwa 50 000 Mark, was den Wert von 50 Morgen eigenen Ackerlandes bedeutet, nach dem sie sich so sehr sehnen, das ist viel mehr, als sie alle zusammen jetzt besitzen. Wo ist dies Kapital jetzt?!

Wenn euch diese Tatsachen neu wären, so könnte ich es verstehen, wenn ihr aufspringen würdet und schreien: Das ist ja Wahnsinn! Wie kann ein Volk, dessen größerer Teil noch in Not lebt, und in dem die elementarsten Kulturaufgaben noch nicht erfüllt werden können, wie kann ein solches Volk alle Jahre diese ungeheuren Summen durch die Gurgel jagen, sie so vergeuden, als wenn es sie ins Meer würde!

Und ihr würdet recht haben: es ist ein Wahnsinn. Und hier beginnt ihr nun den Alkohol in seiner wahren Gestalt zu sehen. Er ist fürwahr nicht ein Getränk wie andere Getränke, ein Genuß- oder Nahrungsmittel, das man gebrauchen oder auch vermeiden kann, je wie man will — sondern der Alkohol ist eine Massengeisteskrankheit, ein Volkswahnsinn. Denn es ist ja eben nicht so, daß man eines Tages diese sinnlose Vergeudung unterlassen könnte, sondern Jahr für Jahr kehrt sie, mit kleinen Schwankungen, wieder, mit der Sicherheit eines naturgesetzlichen Vorganges.

Hier wollen wir nun einen Augenblick innehalten und uns besinnen. Was folgt aus alledem *für uns*?

Ich will noch einmal auf das Beispiel unseres kleinen Dorfes hier zurückkommen. War nicht manchem von euch, indem er die Rechnung von den 50 000 Mark anhörte, zumute, als müsse er hinaus-

laufen, die Wickersdorfer zusammenrufen, ihnen die Sache vorrechnen und sie beschwören, doch von heute ab ihre törichte Vergeudung zu unterlassen? Ihr kennt die Armut und Not, die in den meisten Häusern unseres Walddörfchens herrscht. Und ihr habt mehr und mehr das Gefühl bekommen: Diese Not unserer Brüder da unmittelbar vor unserer Hofpforte geht uns etwas an; wir wollen nicht sein wie der reiche Mann im Evangelium, der sich damit begnügte, dem Armen vor seiner Haustür die Brosamen zukommen zu lassen, die von seinem Tische fallen. Ihr habt die Verpflichtung gefühlt, hier persönlich, durch eigene Arbeit, eigenes Opfer einzugreifen. (Und ich will diese Gelegenheit benutzen, um ganz besonders den Mädchen zu danken, die meiner Anregung gefolgt sind und durch eigenes Nachdenken eine Gelegenheit gefunden haben, um unserem Dorf ihr warmes und schwesterliches Gefühl durch die Tat zu beweisen, indem sie sich seiner kleinen Kinder angenommen haben. Möge diesem schönen Anfang noch mancher andere ähnliche Versuch folgen.) Was gedenkt ihr nun gegen *die* Not zu tun, von der wir heute reden?

Es wird euch vielleicht im ersten Augenblick eingefallen sein: man muß die Leute doch aufklären und belehren. Zwar euch Jüngere wird die Bescheidenheit und Schüchternheit von einem solchen Versuch wohl zurückhalten, aber ihr könntet ja einige eurer Lehrer darum bitten und geradezu damit beauftragen. Und auch das wird euch einleuchten, daß es nicht angeht, an der Alkoholfrage uninteressiert und unwissend vorüberzugehen, sondern daß es eine Pflicht ist, sie zu studieren, damit man jederzeit zu Rede und Antwort gerüstet sei.

Wenn nun der Versuch gemacht würde, die Wickersdorfer Bevölkerung ganz vom Alkohol abwendig zu machen, was glaubt ihr, welche Antworten würdet ihr erhalten? Vielleicht oft keine guten, vielleicht anfangs nur törichte oder zornige. Aber eine Antwort will ich euch sagen, über die man schwer hinwegkommt; eine, die euch nicht mit Worten gegeben wird, sondern die ihr euch selber ablesen müßt von den Menschen und ihren Verhältnissen.

Diese Antwort können zwar die Wickersdorfer nicht geben, wohl aber können sie sie fühlen, und ihr *solltet* sie fühlen; in Worte gebracht, würde sie etwa so lauten: Ihr habt gut reden; ihr Kinder wohlhaben-

der Eltern genießt eine sorglose Jugend, voll von tausend Freuden, die uns versagt sind, die wir zum Teil nicht einmal verstehen. Unser Leben ist arm an Freude, aber so reich an Sorge und Angst, wie ihr es gar nicht ahnt und begreift. Wir wollen die Not mitunter vergessen, wollen ein paar gemütliche Stunden haben, auch einmal einen kleinen Genuß inmitten der grauen Alltagsorge und Arbeit. Für euch ist die Enthaltung vom Alkohol kaum ein Opfer, denn ihr habt tausend Dinge, die besser und schöner sind. Was haben wir? Und wenn man uns höhere, edlere Genüsse bieten würde, so hat man uns ja nicht so erzogen, daß wir sie verstehen und genießen könnten.

Für jeden von euch, Kameraden, der edleren Geblütes ist, wird einmal die Stunde kommen, wo ihm diese Gedanken erdrückend aufs Herz fallen; wo er sich seines Glückes schämen wird, und wo aus dieser Scham das Gelübde hervorgehen wird, die Bevorzugung, die er vom Schicksal empfangen hat, nicht schlaff zu erdulden, sondern sie zu vergelten durch Opfer und Arbeit für die große Masse der Volksgenossen, die noch unter dumpfem Druck leben und von dem Licht höherer Bildung, höheren Glückes, in dem ihr wandeln dürft, noch kaum etwas ahnen. Ja, in *Willen* muß sich das Gefühl des Erschreckens und der Scham bei euch umsetzen, ihr seht ja, wie bitter der Welt ein Wille zum Guten nötig ist. Die Kraft des Willens, der Mut, die Hoffnung auf eine wirklich mögliche Besserung, der Glaube an die eigene Kraft fehlen den Menschen. Und wir dürfen ihnen nicht einmal einen Vorwurf daraus machen. Habt ihr euch einmal klargemacht, wie euch zumute sein würde, wenn ihr an ihrer Stelle wäret? Jetzt seht ihr die Not nur von außen. Ihr denkt: Warum lassen sie denn nicht vom Alkohol? Sie müssen doch einsehen, daß ihnen ein geringer Verzicht einen unverhältnismäßigen Gewinn bringen würde; sie könnten in einigen Jahrzehnten ziemlich wohlhabende Leute sein, Ja, warum lassen sie denn nicht vom Alkohol? Bei jedem einzelnen Glase mag man denken: das könnte nun doch auch unterbleiben. Aber daß alle Gläser unterbleiben, daß unsere Dorf- und im weiteren Umkreis unsere Volksgenossen einmal mit einem einfachen Entschluß allen Alkohol von sich verbannen könnten, wer wagt das zu glauben? Sie könnten wohl — und können doch nicht. Sie könnten, wenn sie wollten; aber sie können nicht

wollen. Ihr Wille ist krank. Der Alkoholismus ist eine Willenskrankheit. Der Wille ist das Blut des Volkskörpers, und dies Blut ist verdorben. Und das gilt es zu reinigen, zu erneuen. Euer reiner Wille soll euren Volksgenossen zu Hilfe kommen, soll heilend und erfrischend einströmen in unser öffentliches Leben. Euer Arm soll stark sein, damit ihr den strauchelnden Bruder stützen könnt. An euch soll sich die Welt erholen, aus eurem Anblick neuen Mut und Glauben schöpfen.

Wenn euch von solchem Willen das Herz bewegt ist — ich frage euch: Würde es euch nun innerlich möglich sein, nachdem ihr den Alkohol als Volksseuche, als Willenskrankheit kennengelernt habt, und nachdem ihr an dem Beispiel unseres Dorfes den ungeheuren Wahnsinn oder Frevel eingesehen habt, der im Alkoholtrinken liegt — würde es euch möglich sein, euch trotzdem im Angesicht der Wickersdorfer Bauern an den Wirtshaustisch zu setzen und Bier zu trinken? Das, was ihr als einen Grund ihrer Armut erkannt habt, ihnen vorzumachen? Und Wickersdorf ist überall, wo Not und Armut vor euren Augen und eurer Tür liegt.

Ich frage euch: Wird noch jemand die billige Ausflucht wagen: ja, die Arbeiter halten eben nicht Maß. Ich weiß Maß zu halten, mir schadet also der Alkohol nicht, ich trinke nicht mehr, als ich für meinen Körper und mein Einkommen verantworten kann? — Dir schadet der Alkohol nicht? Selbst wenn es wahr wäre (aber es ist nie wahr!), ist denn das noch die Frage? Interessiert es dich bloß, ob er *dir* schadet? Aber *du* schadest, indem du trinkst, deinem Nächsten, deinem Volk. Wir müssen uns dieser elenden Ausrede: mir schadet es nicht — wirklich schämen lernen. Immer bloß: ich, mir, mich! Das sind die Gedanken, die uns zuallerletzt in den Kopf kommen dürfen. Von euch darf niemand nur ein Ich sein. Keiner handelt nur als Ich, als Einzelner. Habt ihr den Alkohol erfunden? Könnt ihr, indem ihr ihn benutzt, etwas anderes aus ihm machen, als er ist? Er ist eben — nicht ein beliebiges Getränk, sondern eine Volkskrankheit. Jedes Glas Wein oder Bier schöpft ihr aus dem großen Giftstrom, der durch unser Volk fließt. Mit jedem Glas Wein oder Bier liefert ihr euren Beitrag zu der furchtbaren Vergeudung, zu den ungeheuerlichen Ziffern, die ich euch vorgeführt habe. Durch jedes Glas Wein oder Bier macht ihr euch

teilhaftig der großen Schuld, die diese Ziffern verkörpern. Durch jedes Glas unterwerft ihr euch der Volkskrankheit, erkennt ihre Unentbehrlichkeit auch für euch an, werdet der Seuche dienstbar und behilflich.

Und ihr sagt: wir können Maß halten? Wenn das wäre: warum könnt ihr's? Weil ihr in glücklicheren Familienverhältnissen aufgewachsen seid als die Mehrheit des Volkes, weil ihr eine bessere Bildung empfangen habt, weil die Macht der Gewöhnung und Verführung von euch lange ferngehalten wurde. Und weil es euch so gut gegangen ist, weil ihr Glück gehabt habt bei eurer Geburt, weil ihr so viel Not und Schmutz nicht zu erdulden brauchtet — wollt ihr daraus die Folgerung ziehen: also können *wir* tun, was uns beliebt, wofern es nur uns nicht zu sehr schädigt? Wollt ihr euch mit dem Alkohol einlassen, weil ihr meint: ihr könnt Maß halten, obwohl ihr wißt: eure Brüder können es nicht — mögen sie also zugrunde gehen? Muß sich nicht jeder feiner Empfindende eines Genusses schämen, der den Millionen seiner Brüder zum Verderben gereicht? Wie gering ist für euch Gebildete das Opfer, auf den Alkohol zu verzichten! Und wollt ihr euch weiter zum Alkohol bekennen, auf eure bessere Bildung und Erziehung pochend? Diese Bildung und Erziehung sollte euch eben nötigen, nicht immer bloß an euch zu denken, sondern eure Handlungsweise nach der Not und den Bedürfnissen des ganzen Volkes einzurichten; sie sollte euch befähigen, klar zu sehen, um was es sich beim Alkohol handelt, und das Opfer zu bringen, das nötig ist. Ihr *könnt* den Anfang machen im Kampf gegen den Alkohol, also müßt ihr es; wer soll es sonst tun?

Es ist eine tausendmal gemachte Erfahrung, daß im Kampf gegen den Alkoholismus nur derjenige Erfolg hat, der selbst absolut abstinent ist. Nur er findet Glauben. Wenn ich jemandem sage: ich trinke nur mäßig, so kann er antworten: was nennst du mäßig? Würde nicht, wenn jeder auch nur „mäßig“ tränke, die Alkoholverbrauchsziffer doch noch ungeheuer groß sein? Mein Zuhörer wird mir vielleicht sagen: gut, auch ich trinke nur mäßig; was ich für mich als mäßig bezeichne. Ihr könnt euch vorstellen, daß man mit einer solchen Predigt nicht weiterkommt. Wer nicht erklären kann: ich trinke *nie* Alkohol, der predige anderen weder Abstinenz noch Mäßigkeit; er erweckt eben

kein Vertrauen. Und umgekehrt: Jeder Gebildete und also zum Führen und Belehren Berufene, der Alkohol trinkt, predigt dadurch dem Volke: man darf Alkohol trinken. Und marschiert damit fahnen-schwingend im großen Heer des Alkoholismus.

Ihr seht, Kameraden, ich wiederhole euch nicht die Mahnung, die ihr so oft gehört habt: ihr Jüngeren dürft keinen Alkohol trinken, denn er schadet dem jugendlichen Organismus; uns Erwachsenen schadet ein mäßiger Genuß nicht viel. Ich muß es bekennen: diese billige Weisheit eckelt mich an. Und ich weiß es ja aus dem Munde manches jungen Menschen, daß er dieser Predigt tief mißtraut. Das einfache, schlichte Gefühl sagt ihm: wer mir den Alkohol als verderblich vorstellt, der gehe mir mit gutem Beispiel voran, wenn ich ihm glauben soll. Sonst schweige er gefälligst, dann werde ich versuchen, ohne ihn selbständig meinen Weg zu finden; der ist mir in dieser Sache kein Führer, der den Weg, den er weist, nicht selbst gehen will.

Es ist wahr, der Alkohol ist für den jugendlichen Organismus besonders gefährlich. Aber ich möchte nicht, daß das in euren Gedanken eine große Rolle spielte; nicht an euren Organismus, sondern an den des ganzen Volkes sollt ihr denken, nicht um euch besorgt sein, sondern euch dem Heil eures Volkes weihen.

Wir feiern in diesem Jahr das Gedächtnis der großen Volksbefreiung. Überall wird es mit vielem Alkoholverbrauch begangen. Aber legt euch einmal die Frage vor, wer der schlimmere Tyrann sein mag, Napoleon oder Alkohol? Wenn unser Volk einmal das hundertjährige Gedächtnis seiner Befreiung vom Alkohol feiern dürfte, so würde es auf hundert Jahre des Aufstiegs und Fortschritts zurückblicken können von wahrlich ganz anderem Wert, als das verflossene Jahrhundert. In den Festreden dieses Jahres wird so viel von der Opferwilligkeit für die Nation geredet; möge niemand es wagen, diese Reden zu führen, der nicht zuvor selbst das nötigste Opfer für das Volk gebracht hat: dem Alkohol zu entsagen. Möge jedes hohle Wort sich vor dem Angesicht dieser geforderten Tat verkriechen, möge jede feige Phrase an dieser Probe zuschanden werden.

Ich denke, es wird euch jetzt klar geworden sein, daß die Alkoholfrage keine Privatsache ist; es gibt nur *eine* Alkoholfrage, nicht viele

einzelne; keiner hat seine eigene, sondern jeder hat seine Stellung zu der einen, großen, allgemeinen Alkoholfrage zu finden. Wenn das Vaterland von einem Feind bedroht ist, so darf der Einzelne auch nicht sagen: mich geht das nichts an, ich persönlich stehe mit den Russen ganz gut. Und das Vaterland ist von einem Feind nicht nur bedroht, sondern heimgesucht, der wohl schlimmer ist als die Russen.

Wir haben ja bisher die tiefsten, furchtbarsten Abgründe des Alkoholismus noch gar nicht aufgedeckt. Wir haben von ihm gesprochen nur als von einer ungeheuren Energievergeudung und als von einer Willenskrankheit des Volkes. Aber ihr wißt ja, daß er nicht nur eine Krankheit des Willens ist, sondern eine, die den ganzen Volkskörper verseucht und durchsetzt. Der Alkoholismus besteht nicht in bloßer Vergeudung von Kräften und Gütern, in der Verknechtung unter ein Genußmittel, von dem man nicht mehr lassen kann; sondern dies Genußmittel ist zugleich Pest und Gift.

Davon brauche ich euch heute nichts zu erzählen, die Tatsachen sind euch in der Hauptsache bekannt. Ihr wißt, daß unzählige Existenzen durch den Alkohol ihre Gesundheit und Leistungsfähigkeit verlieren; und daß ein solcher Zusammenbruch nicht allein für die Trinker selbst, sondern meistens auch für unschuldige Frauen und Kinder Jammer und Elend bedeutet. Ihr wißt, wie man den direkten Zusammenhang von Alkohol und Verbrechen bloßgelegt hat; ein Fünftel aller zur Aburteilung kommender Vergehen ist direkt im Zustand der Trunkenheit verübt worden; gewisse Verbrechen erreichen bei weitem ihre Höchstzahl an den Alkoholtagen Sonnabend und Sonntag, und gegen Ende der Woche, wo nur noch wenig Geld vom Wochenlohn übrig ist, ihren Tiefstand; in Ländern, die den Alkohol verbieten, nimmt die Kriminalität ganz erstaunlich ab. Vor dem Wort Verbrechen pflegen die Menschen zu schaudern. Wer möchte an einem Verbrechen mitschuldig sein! Wenn nun aber bewiesen ist, daß ein großer Teil der Verbrechen nicht mehr geschehen würde, wenn der Alkohol aus unserem Volk verbannt wäre? Ist dann nicht jeder an vielen Verbrechen mitschuldig, der nicht für die Verbannung des Alkohols eintritt? Der nicht aus sich selbst die Wurzeln dieses großen Giftbaumes ausreißt?

Mancher von euch wird hier vielleicht stutzig werden. Sollte das nicht übertrieben sein? Er wird vielleicht sagen: ich kenne doch Menschen, die ich hoch verehere und die ganz ruhig mal ihr Glas Bier oder Wein trinken. Soll ich wirklich von ihnen glauben, daß sie nicht bedenken, daß sie dadurch an Verbrechen und Elend mitschuldig werden? Sollten sie in einer so wichtigen Frage einfach gedankenlos handeln? Vielleicht glaubt ihr, meine Anschauungen in dieser Sache seien etwas fanatisch? Die Abstinenz sei vielleicht eine Lieblingsidee von mir; und man ist ja in so eine Lieblingsidee mitunter ganz verrannt und dann für alle Gegen Gründe taub. So wie z. B. die Vegetarier, die übertreiben auch so ähnlich, als wenn alles Unheil vom Fleischessen käme. — Nein, die Abstinenz ist keine Lieblingsidee von mir. Ich bin nie in einem Abstinenzverein gewesen und habe mich in dieser Bewegung nie öffentlich betätigt. Aber ich will versuchen, euch klarzumachen, wie es kommt, daß sehr ehrenwerte Leute doch oft Alkohol trinken. Ich will es euch an einer ähnlichen Tatsache veranschaulichen. Wir alle essen täglich Fleisch. Wenn wir aber dabei beständig an das Schlachten der armen Tiere denken müßten, würde uns wohl bald kein Fleisch mehr schmecken. Dennoch, welcher Gedanke liegt beim Anblick eines Bratens näher, als der an das Sterben des Tieres? Aber wir denken eben diesen nächstliegenden Gedanken nicht, oder höchstens ganz vorübergehend. Wie ist das möglich? Wir sagen: wir sind durch die Gewohnheit abgestumpft; richtiger noch wäre es zu sagen: wir *wollen* nicht daran denken. Dies Wollen braucht kein vollbewußtes zu sein. Unsere Seele ist so eingerichtet, daß sie von selbst peinliche, unerträgliche Gedanken womöglich gar nicht bis an die Oberfläche des Bewußtseins kommen läßt; das ist ein Kampf, der sich halb oder ganz im Unbewußten abspielt. Gerade so ist's mit den Gewissensbedenken betreffs des Alkohols; und noch mit vielen anderen Gewissensbedenken. Das Unbewußte der Seele hat eine große Geschicklichkeit darin, unbequeme Gedanken von vornherein zurückzudrängen. Stürmische junge Menschen pflegen in solchen Fällen den älteren Unehrlichkeit vorzuwerfen; aber diese Unehrlichkeit ist keine individuelle und bewußte, sondern eine allgemeine Einrichtung der Seele, eine Schutzvorrichtung gegen aufreibende, peinigende Vorstellungen. Wer das er-

kannt hat, der hat den Schlüssel zu manchen Seelenvorgängen und Handlungen und Charakteren, die ihm sonst unverständlich bleiben.

Hierzu kommt nun aber noch ein zweites, nämlich jene Grundrichtung unseres Zeitalters, die man Individualismus nennt. In diesem Individualismus ist besonders die ältere Generation aufgewachsen und erzogen; ihr steckt noch der Glaube im Blut, ein jeder sei nur für sich selbst verantwortlich, lebe sozusagen in seiner Privatwelt und hänge mit den anderen nicht mehr zusammen, als ihm beliebt oder als der Staat es gebiete. So aber dürfen und können wir nicht mehr denken. Denn ein Volk besteht nicht aus lauter einzelnen Menschen, von denen ein jeder freier Herr seiner Entschlüsse ist, sondern es bildet einen Leib, von dem der einzelne nur eine Zelle ist. Unser Handeln ist abhängig von dem Zustand des Gesamtkörpers des Volkes. Zwar in jedem einzelnen Fall glauben wir, es stehe in unserem Belieben, so oder so zu handeln. Was sagen wir aber, wenn die Wissenschaft uns beweist, daß jahraus jahrein in einem Volke etwa dieselbe Anzahl von Morden, Diebstählen, Selbstmorden usw. usw. geschehen? Ja, daß man die Anzahl ziemlich genau im voraus berechnen kann? So pflegte z. B. mit einer geringen Steigerung der Getreidepreise die Anzahl der Diebstähle zuzunehmen. Aus solchen Tatsachen, die einen, wenn man sie zuerst kennenlernt, tief erschrecken können, ergibt sich, daß in den Taten der Menschen eine dunkle Gesetzmäßigkeit waltet. Wir bilden uns ein, es stehe in unserem Belieben, wie wir handeln. Aber einem ganzen Volke ist die Zahl seiner guten und bösen Handlungen vorge-schrieben, und jeder, der sie vollbringt, ist ein Opfer oder ein Werkzeug jenes dunklen Gesetzes, das das *Ganze* beherrscht. Kein Mensch führt eine Einzelexistenz für sich, sondern er ist mit allen anderen verbunden und trägt eine Mitverantwortung für alles, was im Volk und durch das Volk geschieht. Auch die Verbrechen sind nicht bloß Taten der einzelnen Verbrecher, sondern zugleich Taten (oder Leiden) des ganzen Volkskörpers, und die in ihnen aufgehäufte Schuld ist eine gemeinsame Schuld von uns allen. Das Wort des Psalmes: Errette mich, Gott, von Blutschulden, hat ein jeder Grund nachzuempfinden.

Und fürwahr, gerade die Alkoholfrage drängt uns solche Gedanken auf. Blutschuld ist es nicht nur, den Tod eines Einzelnen verursacht

zu haben; Blutschuld lädt die Generation auf sich, die ihrer Nachkommenschaft Krankheit, Schwachsinn, verbrecherische Anlage vererbt. Und das ist jagerade die furchtbarste Eigenschaft des Alkohols, daß er nicht nur die Einzelnen und Lebenden ruiniert, sondern den Keim des künftigen Lebens vergiftet, über den noch Ungeborenen schon als eine Schuld schwebt, die das Schicksal einst unerbittlich einlösen wird. Tief in die Zukunft hinein sündigt der Alkoholiker, Kinder und Enkel belastet er mit den Folgen seiner Gier oder seiner Gedankenlosigkeit.

Man kann diese Tatsachen verschieden stark, verschieden tief empfinden. Mancher tut sich vielleicht etwas darauf zugute, daß ihn der Jammer der Menschheit kalt läßt; daß er mit naturwissenschaftlicher Objektivität die Ursachen des Elends erforscht und seine Gesetze erkennt. So zu forschen, ist gewiß recht, aber ich wünschte doch nicht, daß bei euch diese Gedanken in der Gehirnrinde hängenblieben. Ich meine, es wird sich in eurer Seele etwas regen, ein leidenschaftliches Gelübde, den Weg des Wahnsinns nicht mitzuwandeln, ohne Rücksicht darauf, ob euer Tun ins Weite wirken wird. Nicht mehr aus vernünftigen und praktischen Überlegungen, aus Hygiene und Sozialpolitik, sondern aus edler Scham heraus und aus dem Willen nach Selbstachtung möget ihr den Entschluß fassen, euch rein zu erhalten von jeder Berührung, jeder Vermischung mit diesem Volksgift. Um euer selbst willen; nicht aus Furcht vor Schädigungen, sondern aus adligem Instinkt. Wie man mit einem Halunken nicht verkehrt, auch wenn er ein netter Kerl ist und uns selbst nichts getan hat, so wird man sich auch nicht an die Tafel des Alkohols setzen, und wenn man auch selbst nichts von ihm zu fürchten, ja, nur eine angenehme Stunde zu erwarten hätte. Für euch gibt es keinen Privatalkohol, darf es ihn nicht geben, wenn anders noch gelten soll, was wir auf unsere Fahne geschrieben haben. Ihr wollt doch *Jugend* sein. Nicht eine Jugend, die ein halbfertiges Alter ist, nicht eine Jugend, die nur darauf wartet, die Pantoffeln der vorangegangenen Generation zu erben, sondern eine wirkliche und dauernde Jugend, d. h. Menschheitsverjüngung. Ihr seid die neue Menschheit, wenn ihr nur wollt. Euch wird einmal die Welt in die Hände fallen, ihr könnt sie neu gestalten. Seid bereit!

Wir haben uns von jeher als eine Heerschar des Geistes gesehen, die

Welt draußen als sein Schlachtfeld. Etwas anderes, etwas Größeres sollte euch die Schule geben als nur die landläufige bürgerliche Tüchtigkeit: nämlich das Gefühl der Mitverantwortlichkeit für den Sieg der Wahrheit, der Schönheit, des Rechten in der Welt, und damit die Möglichkeit, ein Leben unter einem ewigen Gesichtspunkt, ein Leben von heldenhafter Art zu führen. Da muß euch jede Gelegenheit hochwillkommen sein, wo euer ungeduldiger Wille zur Bewährung über schöne Worte und Erregungen hinaus zur Tat vordringen kann. Hier ist die erste Gelegenheit, die erste Probe. Möchtet ihr sie mit Begierde ergreifen, um euer selbst willen, um jenes höheren Lebens willen, nach dem ihr trachtet. Ja, wenn die Enthaltung von alkoholischen Getränken nicht schon ein Gebot so bitterer Notwendigkeit wäre, so müßte man sie doch begrüßen als eine schöne, einer hochgemuten, auf Reinheit und Reinlichkeit haltenden Jugend wohl anstehende Abkehr, ein Symbol, durch das sie sich stolz und freudig auszeichnete vor der stumpfen, umdunsteten Masse.

Und fürwahr, der Alkohol ist der geschworene Feind von allem, was Jugend heißt und aus Jugendlichkeit hervorgeht. Vielleicht wird es euch schon manchmal begegnet sein, was ich so oft erfahren habe: eine große Wahrheit ist euch aufgeleuchtet; ihr seid von ihr erfüllt, begeistert, ihr sucht im Gespräch eure Umgebung zu überzeugen, mit fortzureißen; eine Weile folgen sie euch, dann, wenn es gilt, die letzte, kühnste, ungewohnteste Erkenntnis zu fassen, erlahmt mit einmal die Spannkraft, die matten Seelen sinken zu Boden, der Geist der Schwere ist wieder Herr. Ach wie oft ist dieser Geist der Schwere kein anderer als der Geist des Weins und Bieres. Seht sie euch an in ihrer alkoholisierten Geselligkeit — was kann man mit ihnen anfangen? Was ist von einem Volke zu erwarten, das täglich sein lebendiges Plasma mit zwei Millionen Litern reinen Alkohols trinkt? Wieviel Hemmung, Lähmung, Widerstand bedeutet das allein! Welche Inkonsequenz, welche unmögliche Situation, für den Geist kämpfen wollen und mit seinem schlimmsten Feind paktieren! Aller Fortschritt des Geistes ist davon abhängig, daß die Menschen lebendig, beweglich, elastisch bleiben. Der Alkohol bewirkt das Gegenteil. *Unser* Verhältnis zu ihm kann also nie zweifelhaft sein.

Wenn ihr seid, wie ich mir euch denke, so ist es nicht nötig, euch mit mancherlei Gründen und Kunstgriffen vom Alkohol loszureißen oder ihn euch zu verekeln. Ich sehe euch auf einer Ebene, auf einer Höhe stehen und wandeln, zu denen nicht einmal der Dunst der alkoholischen Sümpfe hinaufsteigt. Der Alkoholismus ist ja ein Anzeichen tiefster geistiger Verarmung der Menschheit. Ich verstehe darunter nicht Unwissenheit oder den Mangel an Interessen. Davon hat das letztverflossene Jahrhundert, das uns das ungeheure Anwachsen des Alkoholismus beschert hat, mehr hervorgebracht, als irgendeine Zeit zuvor. Aber wie kommt es, daß jetzt, wo die geistige Welt so reich ist, wo von allen Seiten neue Wahrheit winkt, Schönheit lockt, wo große Aufgaben nach großem Wollen rufen, daß da die Menschheit diese Aufgaben fast nur als Mühsal und Frondienst empfindet und Vergessenheit und Entspannung im Alkohol sucht? All dieser Reichtum blieb äußerer Besitz; er machte die Menschen nicht reicher, nicht stärker, nicht schöner, nicht stolzer. Sich selbst, ihr eigenes Leben, empfinden sie nicht als neugeartet, als vom Hauch einer großen Zeit, einer heiligen Begeisterung durchweht. So halten sie nicht auf sich. Wenn sie zusammenkommen, so ist's zum Schwatzen, und daß sie sich nicht zum Ekel werden, daß sie sich vertragen können, dazu dient ihnen der Alkohol. Sie, die heute zum großen Lebensfest kommen, sie kommen nach dem Wort des Dichters „wohl geschmückt, doch nicht geheiligt, und ohne Kranz“. Ihr aber, die junge Generation, ihr sollt wieder Kränze tragen, ihr sollt euer Leben durchglüht fühlen von hoher Weihe. Denn euch wollen wir hinaussenden, um der Welt die Ahnung von einer neugearteten, höhergesinnten Menschheit zu erwecken. Und zu diesem eurem Beruf hat eure Seele in ihren höchsten Stunden ihr Ja gesprochen.

Ein dunkles Wort aus alter heiliger Schrift taucht vor mir auf. Wie der Meister Abschied nimmt von seinen Jüngern, die er in die Welt hinaussendet und dem großen Kampf für sein Reich weiht, da reicht er ihnen zum letztenmal den Kelch und spricht dazu: „Ich werde von jetzt an nicht mehr von diesem Gewächs des Weinstocks trinken bis an den Tag, da ich's neu trinken werde mit euch in meines Vaters Reich.“

Dies Wort könnte wohl ein Symbol unserer Haltung sein. Auch wir

werden hinausgesandt, noch stehen wir im Kampf, noch ist die Siegesfeier fern, noch lange das Reich nicht errungen. Ob wir einmal neu, in neuem Sinne, mit einem, der uns Herr und Meister ist, vom Gewächs des Weinstocks trinken werden, wir wissen es nicht. Aber jetzt ist Zwischenzeit; und solange ziemt uns Enthaltung, solange stehen wir unter dem Gesetz des heiligen Krieges, dem jeder von uns geweiht ist.

Aus dieser Gesinnung heraus möge eure letzte Entscheidung in dieser Frage fallen. Möge sie ein Ja zu eurer Berufung sein, und nicht bloß ein dürftiges Nein an den Alkohol. Ihr werdet nun verstehen, Kameraden, weswegen ich von euch nicht verlange, daß ihr in jener Agitation gegen den Alkohol, die ihr in der Öffentlichkeit antrefft, eine für euch gültige Formulierung eures Sollens seht, und doch glaube, daß die Forderung unbedingter Enthaltung vom Alkohol für euch, für uns alle verbindlich ist und aus der Idee unseres Schulgemeinschaftslebens und Kulturwillens sich ergibt.

Und da ich die Enthaltung ganz und gar nicht aus den Gefahren gerade für eure jugendlichen Körper abgeleitet habe, sondern aus der Gefahr für die Weltverjüngung und für das, was den innersten geistigen Gehalt und Wert eurer Jugend bildet, so wird niemand von euch auf den Gedanken kommen, als sei die Enthaltung vom Alkohol etwas, was man mit dem Älterwerden abstreifen könne. So wenig wie das, was ihr den Geist eurer Gemeinschaft nennt, nur ein Zwang oder ein Spielzeug eurer Knabenzeit ist. Ihr und wir, eure Führer, wir stehen unter demselben geistigen Gesetz. Ich wenigstens vermag die Dinge nicht anders anzusehen. Und so ist für mich die Enthaltung vom Alkohol zwar nicht der Inhalt, wohl aber ein bedeutungsvolles Zeichen des Bundes, den wir hier auf der Schule miteinander geschlossen haben.

REDE AUF DEM HOHEN MEISSNER AM MORGEN DES 12. OKTOBER 1913

Kameraden!

Mir ist die Aufgabe geworden, für euch das Ergebnis dieses Festes zusammenzufassen und zu versuchen, es euch mit meinen Worten auf den Weg zu geben. Ich sage euch offen, daß ich diesen Auftrag bereits wieder in die Hände unserer Festleitung zurückgegeben hatte, nachdem ich gesehen und gehört hatte, in welchen Gleisen sich die Gedanken und Gefühle vieler von euch bewegen und welchen Stimmen sie zujubeln. Ich habe gezweifelt, ob ich noch imstande sei, euren Sinn zu treffen und euch unser Fest nach eurem Wunsch auszudeuten, ich, von dem ihr gehört habt, daß sein Kulturwille nicht haltmacht an den Grenzen der Staaten, der Sprachen und der Rassen. Aber gerade darum laßt mich zu euch von dem reden, was alle heute bewegt, laßt mich vom Vaterlande reden und von der Vaterlandsliebe, wie ich sie verstehe und in euch entzünden möchte. Soll ich das aber tun, so muß ich mich an euren letzten, tiefsten Ernst wenden dürfen.

Ihr seid aus dem Trubel der Städte geflohen hinauf in die stillen Berge, so sorgt, daß nun auch euer Inneres ruhig werde und daß ihr den Trubel nicht mit euch hier herauftragt. Hier liegt das Vaterland still und leuchtend zu euren Füßen ausgebreitet. Nur wenn es in euch still ist, werdet ihr seine Stimme vernehmen, wird mit ihm eure Seele Zwiesprache halten können. Des Vaterlandes Stimme möchte ich euch ausdeuten, mit seiner Stimme zu euch reden. Darum öffnet mir euer Herz und nicht nur eure Ohren. Wenn ihr aber nur auf Worte eingestellt seid, wenn nur die bekannten Redewendungen euch zu raschem Beifall reizen, so werdet ihr an mir vorbeihören.

Auch andere schon und solche von den Besten des Volkes, von denen zu euch einige in eurer Festschrift geredet haben, haben euch gewarnt vor jener Mechanisierung der Begeisterung, wie sie jetzt mehr und mehr um sich greift. Soll es dahin kommen, daß man euch nur gewisse Worte zuzurufen braucht: Deutschtum, national, um euren Beifall und Heilruf zu vernehmen? Soll von euch jeder zudringliche Schwätzer den

Zoll der Begeisterung eintreiben dürfen, weil er sich die richtige Phrasenuniform angezogen hat? Und wollt ihr, die ihr durch das bunte Bild dieses Festes beweist, wie abhold ihr im Äußeren aller Uniform seid, euch nun eure Seelen uniformieren lassen?

Freunde, auch diese Tage haben es bewiesen, daß bei manchem von euch die Begeisterung nur erst eine stürmische Bewegung der Oberfläche seines Gemüts ist. Ich bitte euch, gebt nicht so billig eure Begeisterung her. Noch ist uns mehr seelische Festigkeit nötig, noch ist unser heiliger Wille zum Vaterlande viel zu sehr nur eine leichte, ausschwärmende Truppe, die jedem Angriff zum Opfer fällt. Ich aber möchte, daß euer Wille sei wie eine festgeschlossene, unwiderstehliche Kolonne. Ich möchte, daß ihr mehr seelische Reserven in der Hand behieltet.

Sind auch heute noch unter euch solche, die dies nicht gern hören? Aber, Freunde, ich kann nicht lügen. In eurem Kreise kann ich gewiß nicht lügen. Und es ist mir auch unmöglich, im Zeitraum weniger Minuten einmal demjenigen zuzujubeln, der ruft: „Die Waffen hoch“ und der euch zum Waffengang mit einem Nachbarvolk anspornen will, und dann gleich darauf zu singen: Seid umschlungen, Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt. Wenn ich die leuchtenden Täler unseres Vaterlandes hier zu unseren Füßen ausgebreitet sehe, so kann ich nicht anders als wünschen: Möge nie der Tag erscheinen, wo des Krieges Horden sie durchtoben. Und möge auch nie der Tag erscheinen, wo wir gezwungen sind, den Krieg in die Täler eines fremden Volkes zu tragen.

Das Jahr 1813, dessen Gedächtnis wir feiern, ist für uns das ewige Symbol der Vaterlandsliebe. Woher stammt jener besondere Ton tiefer Inbrunst, den damals die Liebe zum Vaterland gewann? Daher kam er, daß die Vaterlandsliebe damals keine Selbstverständlichkeit, keine billige Phrase war. Jene Inbrunst war die Inbrunst der zum Vaterland Zurückkehrenden. Vergessen wir nicht, daß die Größten jener Zeit Weltbürger waren, in dem Sinn, daß sie das Heil der ganzen Menschheit dem eines einzelnen Volkes, auch ihres eigenen, überordneten. Ich will gar nicht einmal von Goethe sprechen, den doch sehr viele für der Deutschen Größten halten. Aber selbst einer der

Männer, der wie nur einer den fremden Eroberer haßte und Deutschlands Waffe im Befreiungskrieg führte, Gneisenau, schrieb damals: Wenn Preußen nicht mehr imstande oder seine Herrscher nicht gewillt seien, den Weltherrscher niederzuwerfen und sich Freiheit zu schaffen, so möge England sich die deutschen Lande einverleiben und ihnen eine freie Verfassung schenken. Auf das Gebiet der Länder komme es weniger an, als auf das der Grundsätze. Und ebenso dachte der Freiherr vom Stein; er war bereit, wenn es nötig wäre, um der deutschen Freiheit willen den preußischen Staat aufzulösen. Die meisten von uns werden heute anders empfinden. Aber wer dieses Empfinden jener Helden nicht mehr verstehen kann, dem würden auch die besondere Art jener Zeit, die wir heute feiern, der besondere tiefe Klang ihres Deutschtums und die edelsten der treibenden und spannenden Kräfte ihres Kämpfens unverständlich bleiben.

Ja, es war die Liebe und Sehnsucht der Heimkehrenden in der Begeisterung jener Männer, und darum war jene Liebe so echt. Sie hatten sich den Gedanken des Vaterlandes erst wieder selbst erarbeitet. Dadurch war er ihnen im innersten Herzen unverlierbar zu eigen geworden. In unsere Begeisterung mischt sich nur zu oft noch ein unechter Ton. Mir ist, als legte er Zeugnis davon ab, daß wir nicht immer ganz imstande sind, uns von unserer Begeisterung auch innere volle Rechenschaft zu geben. Unsere Vaterlandsliebe geben wir so billig her, weil wir sie so billig erworben haben. Auch wir müssen sie uns erarbeiten, sonst wird sie die letzte Probe nicht bestehen. Auch wir müssen es *wagen*, von dem Vaterland und von der uns anerzogenen selbstverständlichen Vaterlandsliebe einmal Abstand zu gewinnen. Wenn jemand, so muß es die Jugend wagen und muß es können und darf sich nicht unter die Schreckensherrschaft der Phrase beugen. Freideutsche Jugend, schaffe dir ein *freies* Deutschtum! Denke an den Mann, der hier gestern schon gefeiert ist und der wie kein anderer das Deutschtum für die Seelen wiedererobert hat, an Fichte. Auch er gehörte zu jenen Denkern, die sich dem Weltgeist verschrieben und durch ihr Denken Abstand vom Vaterland gewonnen hatten. Dadurch aber erst gewann seine Vaterlandsliebe jene letzte Wucht, die sie wie bei keinem anderen jener Männer gehabt hat, indem er verkündigte:

Rettet euch Deutschland, denn die *Welt* hat Deutschland nötig; rettet es als die blänkste und schärfste Waffe des Weltgeistes.

Es gab eine Zeit, da sagte man von Deutschland, es sei nur ein geographischer Begriff. Aber, Freunde, ist schon alles dadurch gewonnen, daß dieser Begriff aus der physikalischen Geographie in die politische hinübergerückt ist? Wir erfreuen uns der politischen Einheit, zu der durch den gemeinsamen Befreiungskrieg der Grund gelegt worden ist. Aber ist wirklich die Einheit, nicht des Landes, sondern des Volkes schon errungen? Geht nicht durch unser Volk ein tiefer Querriß, und ist wirklich die Freiheit des deutschen Volkes schon zur vollen Wirklichkeit geworden? Die Jugend, die vor einem Jahrhundert auf der Wartburg zusammentrat, setzte sich die Einheit und Freiheit des deutschen Volkes zum Ziel. Freideutsche Jugend, ist dir nicht in anderer Form noch dieselbe Aufgabe geblieben?

Wir haben noch nichts Fertiges zu feiern. Die Arbeit beginnt immer von neuem, gerade jetzt beginnt sie von neuem. Die Arbeit, die zu leisten ist, damit wirklich ein einiges Volk da sei, wird nicht mit dem Schwert geleistet. Man hat euch von der Not eurer deutschen Brüder im befreundeten Nachbarreich erzählt. Aber, Freunde, auch in unserem eigenen Lande leiden noch große Massen eurer Brüder Not. Laßt euch ihre Stimme und die Stimme eures eigenen Gewissens, die ihnen antwortet, nicht durch Schwertgerassel übertönen. Beugt euer Gewissen nicht unter das Schwert, lieber drückt eurem Gewissen das Schwert in die Hand. Es muß wieder in unserem öffentlichen Leben Brauch werden, was so sehr vergessen zu sein scheint, daß ein Mann seine ganze Existenz einsetzt für das, was ihm das Gewissen gebietet.

Vor die Fragen und Aufgaben unseres öffentlichen Lebens, vor die wir uns gestellt sehen, sind heute alle Völker gestellt. Und ihnen gerecht zu werden, das wäre ein schönerer Wettbewerb als der Kampf um äußere Machtgebiete. Wie ihr hier hinaufgewallt seid vor die Tore der Städte und aus dem bewohnten Gefilde hinaus, so lade ich euch ein, mit mir hinauszutreten vor die Tore unseres Volkes. Sammelt euch und haltet mit mir Umschau. Unter uns liegt die Welt mit Elend und Laster, mit Not und Hunger. Wir möchten einen Ausblick gewinnen über die Kämpfe der Menschen und über die Jahr-

hunderte hinweg; doch die Ferne liegt uns, wie jetzt hier auf dem Berge, durch eine dichte Nebelwand verhüllt. Aber uns ist, als hörten wir durch den Nebel hindurch von einem fernen Zeitejenseits oder von der Ewigkeit her die Stimme der Gerechtigkeit und der Schönheit. Können wir auch noch nicht zu ihnen durchdringen, so wollen wir doch auf ihre Stimme hören und ihren Klang nicht verlorengelassen lassen, so wollen wir doch hören und ihnen antworten, auf daß der Menschheit die Richtung nie verlorengelange.

Wir leben in keiner guten und schönen Zeit, und noch wird keiner von uns, die hier stehen, eine gute und schöne Zeit erleben. Wir leben in einer Zeit des Überganges. Möchten wir solcher schweren und gefährlichen Zeit würdig sein, und wenn es not tut, solche, von denen Nietzsche sagt, er liebe sie, weil sie um jenes Überganges willen für die Menschheit auch den eigenen Untergang nicht scheuten. Unsere Zeit ist noch ein gärendes Chaos von Gewalttat und Vernunft, von Not und Güte. Sie trägt ihren Schwerpunkt noch nicht in sich, sondern sie drängt nach vorwärts. Es ist nicht leicht, dies zu ertragen, aber es ist die Probe unseres Charakters, ob wir es ertragen können und dabei ungebrochen, klar und stark bleiben. Unsere Zeit trägt ihren Sinn nicht in sich selbst, aber jeder unserer Tage soll seinen Sinn in sich selbst tragen. Uns ist das Los des Kampfes und der Arbeit gefallen, ohne die Gewißheit, daß einer von uns den Tag des Sieges erleben wird. So wollen wir uns bekennen zu dem Wort des großen Denkers: Ein glückliches Leben ist uns nicht gegeben, wohl aber das Höchste, was der Mensch erlangen kann: ein heroischer Lebenslauf.

Ist das eine trübe und greisenhafte Weltansicht? Ich meine, es ist die der Jugend. Uns ist die Welt noch nicht fertig und noch nicht reif. Für uns fängt die Weltgeschichte eigentlich erst an. Darum ist unser Blick unentwegt nach vorwärts gerichtet. Ja, die Welt ist noch jung, und darum versteht gerade die Jugend sich jetzt auf das richtige Weltgefühl. Und viel Größeres fühlt und will die Jugend, und viel Größeres kann sie der Welt leisten, als jetzt nur irgendwo ein Feuer löschen. Nein, es gilt, der Welt auf die *Dauer* zu helfen. Nicht bloß einmal schöpfen aus dem Brunnen der Jugend soll die Welt, sondern es gilt, ihr diesen Quell zu fassen und zu erhalten als einen ewigen Jung-

brunnen. Darauf kommt es jetzt an, eine Jugend zu schaffen, die nicht wieder verlorengehen kann, die sich als Jugend dauernd begreift, erhält und fortsetzt. In diesem kritischen Weltaugenblick kann man der Menschheit nichts Höheres schenken als die Bürgschaft, daß immer von frischem in ihr eine junge Generation aufsteht, die durch den Trubel der Parteien und den Staub der Kämpfe des Tages hindurch unentwegt ihren Blick auf das Höchste richtet und ihren Willen immer wieder dem Höchsten weihet.

Und das ist es, weswegen wir für unsere Jugend keine voreiligen Bindungen wollen und weshalb wir es für eine Verschwendung heiligster Kraft an zu geringe Aufgaben halten würden, wenn sich die Jugend jetzt, statt sich dem großem allgemeinen Kampfe des Lichtes mit der Finsternis zu weihen, auf einzelne Sonderbestrebungen festlegen wollte. Die Einzelarbeit und der Einzelkampf können letzte Wucht und Weihe nur bekommen von einer großgedachten und tiefgefühlten Gesamteinstellung her. Wohl liegt die Versuchung nahe, die edle Jugend in das erste beste Gefecht hineinzuschicken, aber auch die Gefahr, daß in diesem Gefecht ihre Jugend untergeht und daß ihr Blick zu kurz wird. Es gilt dieser Versuchung eine eiserne Festigkeit der Nerven, eine durch keine Erregung des Kampfes zu erschütternde Geduld entgegenzusetzen. Ihr seid zu Größerem aufgespart, und in dem großen Sieg werden euch die kleinen Siege mit zufallen. Ihr sollt euren Bogen *weit* spannen!

Zu einer solchen voreiligen Bindung kann auch der Patriotismus werden. Zu leicht sind wir geneigt, zu denken, daß wir mit unserer Begeisterung schon unserem Vaterlande ein großes und wertvolles Opfer darbringen. Aber haben wir uns auch gefragt, ob unsere Vaterlandsliebe so ist, daß wir sie dem Vaterlande schon darbringen dürfen? Haben wir schon ein wirkliches Recht auf unseren Patriotismus oder ist uns diese Fragestellung noch ganz fremd? Denkt an den edlen Dichter, der seine Lieder dem neuerstandenen Vaterlande weihen wollte:

Doch Heldenblut ist dir geflossen,
Dir sank der Jugend schönste Zier;
Nach solchen Opfern, heilig großen,
Was gälten diese Lieder dir?

Dürfen wir von uns sagen, daß unsere Liebe zum Vaterland, der mütterlichen Göttin, immer gepaart gewesen ist mit solcher Ehrfurcht? Sind wir nie dem Vaterland als zudringliche Schreier genaht? Ist immer unsere Begeisterung so wertvoll, so gehaltvoll gewesen, daß wir sie auf diesem heiligen Altare flammen lassen dürfen, oder wollen wir von jetzt ab mehr daran denken, uns unsere Begeisterung erst einmal zu verdienen und um das Recht auf sie zu arbeiten?

Denkt an die Helden der Freiheitskriege. Ehe sie ins Feld hinaus-zogen, ließen sie in den Gotteshäusern ihre Waffen segnen. Auch euch rufe ich zu: Laßt den Geist eure Waffen segnen. Führt im Dienst des Vaterlandes und des Heiles eures Volkes keine unreinen, keine profanen Waffen. Prüft, ob der Krieg schon heilig ist, den ihr führt. Und dies ist das Kennzeichen: Ob euer Krieg zugleich ein Krieg ist für den Geist, ob er zugleich die ganze Menschheit weiterführt aus dem Dunklen ins Helle. Gerade der Jugend steht es an, über die Grenzen des Staatsinteresses und des völkischen Selbsterhaltungstriebes hinaus zu denken, der Jugend, die noch nicht in der heißen Arbeit des Tages steht. Ihr Vorrecht der Freiheit verpflichtet sie zur Freiheit. Ihr steht es an, immer und immer wieder nach dem Höchsten zu trachten, nach dem Unbedingten, nach dem, was der Erde letzter Sinn ist, was sein soll, unabhängig von den vorübergehenden Interessen der Völker und ihrer Parteien.

Das verlangt letzte und höchste Kraft von euch, aber solche Kraft kann auch geschöpft werden aus der tiefsten Quelle, aus deren unversieglicher Fülle die Jugend schöpfen kann, mehr als das spätere Alter. Wer eine Liebe im Herzen trägt, der schmiede in ihrer Glut seine Waffen, und wem der große Wurf gelungen, eines Freundes Freund zu sein, der ziehe mit ihm vereint in den Kampf: Von jeher zitterten die Tyrannei und die Macht des Bösen vor der Freundschaft. Sie ist der eigentliche Zusammenschluß der Menschen zu geistiger Tat und sittlichem Siege. Und nie gehe euch verloren die innige Gemeinschaft mit der Natur, die ihr euch wandernd wieder erobert habt. Sie schütze eure Jugend und erhalte sie euch euer ganzes Leben lang; denn wer, wo immer er ist, zum Himmel aufblicken kann als seinem Vater und die Erde Mutter nennen, ist ewig jung und überall daheim. Und prüft

euer Denken und Wollen, ob es vor ihrer heiligen Stille standhält, ob eure Gedanken auch in der Waldeinsamkeit gleich gut klingen wie in der Versammlung im staubigen Saal und im Getümmel eurer Kämpfe.

Vieles schon habt ihr getan, mehr als ich lange Zeit gewußt habe. Nun aber sollt ihr euch bewähren, und darin besteht die Bewährung, daß ihr fähig seid, Lernende und Gehorchende zu sein. Lernende, die nicht nach dem Billigsten greifen, sondern dem als ihrem Meister zuhören, der das Höchste von ihnen fordert und sie der strengsten Wahrheit würdigt. Gehorchende, die fähig und wert sind, selbstgewählte Führer zu haben und die sich in ihren Reihen schaffen, was keine Erziehung bisher ihnen gegeben hat, eine eigene innere Disziplin, ohne die auch die Heerscharen des Geistes wie Spreu vorm Winde sind.

Wenn ihr diese Probe besteht, so seid ihr würdig, Krieger des Lichts zu werden. Dann hat sich mit Recht die freideutsche Jugend ein neues Banner erkoren. Dies Banner habe ich euch ausdeuten wollen. Möge es nun über euch wehen, wenn ihr zu eurer Arbeit und zu eurem Kampf zurückkehrt in die Täler und Städte. Möge es euch in einem neuen Sinn bedeuten:

FREIHEIT, DEUTSCHHEIT, JUGENDLICHKEIT!

INHALT

Vorrede	2
-------------------	---

I. ÜBER SCHULE UND FREIE SCHULGEMEINDE

Die Aufgabe der Freien Schulen (<i>Die Tat, März 1914</i>) . . .	5
Die Deutschen Landerziehungsheime (<i>Die Fr. Schulgem., Juli 1911</i>)	13
Die Idee des Geschichtsunterrichts („ <i>Vergangenheit und Gegenwart</i> “ I 1911)	41
Der Aberglaube (<i>Die Freie Schulgemeinde, Juli 1911</i>)	55
Der Wert des Lebens für die Jugend (<i>Diskussion 1913, Nr. 6</i>)	61
Solche Ansichten können wir nicht dulden (<i>Fr. Schulg., Jan. 1911</i>)	67
Der Krieg und die Schule (<i>Akademische Rundschau, III. Jahrg., Nr. 8, Mai 1915</i>)	81

II. ZUR JUGENDBEWEGUNG

Die deutsche Jugendbewegung (<i>Frankfurter Zeitung, 28. Dez. 1913</i>)	97
Zum Freideutschen Jugendtag (<i>Die Tat, November 1913</i>)	107
Die Entwicklung der Freideutschen Jugend	112
Jugendkultur (<i>Kunstwart, 1. Märzheft 1914</i>)	122
Wandervogel und Freie Schulgemeinde (<i>Jungwandervogel, November-Dezember 1913</i>)	128
Der Sozialismus der Jugend (<i>Die Freie Schulgemeinde, Januar 1916</i>)	139
Der weltgeschichtliche Sinn der Jugendbewegung (<i>Die Freie Schulgemeinde, Januar 1916</i>)	149
Zweierlei Wollen (<i>Säemann, März 1914</i>)	171
Liberalismus und Jugendbewegung (<i>für die „Hilfe“ bestimmt, 1914</i>)	173
Studentenschaft und Schulreform (<i>Die Fr. Schulgem., Oktober 1911</i>)	180
Die pädagogische Million (<i>Die Freie Schulgemeinde, April 1911</i>)	196
Die Militarisierung der deutschen Jugend (<i>Die Freie Schulgemeinde, Juli 1913</i>)	204

III. REDEN

Eine Weihnachtsansprache in einer Freien Schulgemeinde (<i>Die Freie Schulgemeinde, Januar 1911</i>)	217
Student und Erziehungsproblem (<i>Erste studentisch-pädagogische Tagung zu Breslau am 6. und 7. Oktober 1913</i>)	224
Fichte als Erzieher (<i>Die Freie Schulgemeinde, Januar 1915</i>)	233
Alkohol und Jugendkultur (<i>Die Fr. Schulgem., April 1913</i>)	244
Rede auf dem Ersten Freideutschen Jugendtag 1913	263

DRUCK DER SPAMERSCHEN BUCHDRUCKEREI IN LEIPZIG

EUGEN DIEDERICH'S VERLAG IN JENA

Kurt Hiller: „Schule und Jugendkultur“ gehört zu den ganz wenigen Büchern des Vorkriegs, die nicht nur hinübergerettet zu werden verdienen, sondern von denen die neue Zeit ausgehen muß, um werthhaft zu sein und dem blutigen Unsinn rückwirkend so etwas wie Sinn zu geben.

Gustav Wyneken / Schule und Jugendkultur

8. Tausend. br. M 6.—, geb. M 8.—

Prof. Alfred Weber: Ein schönes, kräftiges, tiefes Buch, in dem ein reines und starkes Feuer brennt, das bei der Lektüre alle Bedenken wegfrisst. Es ist zwar eine theoretisch, aber gleichzeitig eine mit fortreizender Gewalt geschriebene Propagandасhrift für den Versuch, an irgendeiner Stelle von irgendeinem Zentrum aus über das Heutige fortzukommen, das Zerbrochene zusammenfassend und das Abgestorbene überwindend, praktisch wieder aufzubauen, Wyneken sucht eine Schulgestaltung, die wieder eine wirkliche Erziehung schafft. Frankfurter Ztg.

Gertrud Bäumer: Was diese Gedanken besonders verständlich und wert macht, ist die Verschmelzung des sozialen Prinzips mit dem liberalen. Wyneken sieht den Menschen, den modernen vor allem, als Gesellschaftswesen; das hebt ihn grundsätzlich scharf ab von der bloßen „Persönlichkeitspädagogik“. Alle Kultur ist für ihn — auf Grund einer Hegel nahestehenden Weltanschauung — Werk der Gesamtheit, und die Einordnung in diese kulturschaffende Gesamtheit ist die Bedingung, unter der allein der einzelne an der Kultur Anteil haben kann. Diese Einordnung aber kann nicht erzwungen werden, am wenigsten durch die Gewohnheit des Gehorsams, der irgendeiner Person gilt. Sie muß eine freie Tat des geweckten und kultivierten Gemeinschaftssinns sein. Die Hilfe

Zeitschrift für pädagog. Psychologie: So klar es nämlich ist, daß die heutige pädagogische Wissenschaft zu ihrem weitesten größten Teile technische Disziplin, in der streng logischen Bedeutung dieses Wortes, ist, so gebieterisch fordert sie eine allgemeingültige Formulierung der Erziehungsziele, und das heißt eine Einordnung der Erziehungsleistung in die allgemeine Weltanschauung, eine Philosophie der Erziehung, zu ihrer Ergänzung. Wyneken gibt ein philosophisch-pädagogisches Buch in diesem eminenten Sinne des Wortes; er gibt eine Philosophie der Schule im Sinne eines an Kant und Hegel orientierten metaphysischen Idealismus. Dr. Hans Freyer

F. Müller-Lyer: Was schon Aristoteles wußte, in der Wyneken'schule ist es zur Tat geworden: nicht durch Moralpredigten oder gar durch religiöse Dogmen erzieht man den Charakter, sondern durch die Sittlichkeit der Tat, durch die frühzeitige Gewöhnung, durch die praktische Ausübung einer gerechten und edlen Handlungsweise. Daher müssen Kinder sozial auferzogen werden durch wohlgeleiteten Umgang erziehen sie sich selber und schleifen sich soziale Unjüngden ab.

Die Gegenwart: Wyneken's entschieden Verdienst ist, daß er die Widerwärtigkeiten eines übertriebenen Individualitätenkultus nicht nur eingesehen, sondern sich auch mutig dagegen ausgesprochen hat. Mit leidenschaftlicher Überzeugung ist er gegen eine Zerspaltung der einheitlich wirkenden Gesellschaft in eigensinnige Individuen, denn ein gemeinschaftliches Wirken u. Schaffen, ein idealer Staat und ein harmonisches Gemeinwesen sind für ihn die allerhöchsten Kulturbegriffe.

Vossische Zeitung: Hier handelt es sich nicht etwa um pädagogische Streitigkeiten im landläufigen Sinne, sondern es geht um Menschheitsfragen schlechthin, denen jeder Gebildete Teilnahme schuldet und gern zollt. Wyneken formuliert als Grundsatz alles menschlichen Handelns den kategorischen Imperativ: „Diene dem Geist. Dies ist die wahre Formel der Moral.“ Der Entwicklung des Geistes gilt jede Arbeit am werdenden, wachsenden Menschen. — Es geht nicht mehr um Zeitlichkeiten, wie Schule, Staat, Politik, Erziehung, sondern es geht um Ewiges: um den Kampf des Lichtes gegen die Finsternis.

Neue Rundschau: Ich bewundere den hohen, opferbereiten Ernst seines sozialen Willens. Menschen dieses Schlages wirken wie helle Lichtpunkte neben den pensionsberechtigten Kursenerteilern, die die Auffrischkunst nicht begreifen können, die von solchen Utopisten ausgeht, die Notwendigkeit solcher Aufrüttler und Infragesteller. Eugen Lerch

Wyneken — Freie Schulgemeinde

Gustav Wyneken, Wider den altsprachlichen Schulunterricht.
br. M — 50

Die Neue Hochschule: Wynekens neue Broschüre ist die Konsequenz pädagogischer Praxis und als solche unwiderleglich. In ihrer ganzen Wahrheit und ihrem ungeschminkten Realismus ist sie nur von einem zu beurteilen, der selbst auf der Schulbank des humanistischen Gymnasiums gesessen hat. Mit allen schönen Rechtfertigungen wesenlos gewordener Reliquien wird hier aufgeräumt: mit dem Vorwand, man könne nicht ohne Kenntnis der Vergangenheit die Gegenwart verstehen, dagegen diese Kenntnis durch die Stümperei des altsprachlichen Unterrichts erwerben. „Nicht um Humanismus handelt es sich, sondern um Philologismus.“ „Wenn, sagen wir, die Hälfte der Zeit, die das Gymnasium auf griechische Grammatik und Lektüre verwendet, zur Einführung in griechische Geschichte, Kultur, Philosophie, Kunst verwandt würde — wer zweifelt, welche Schülerschaft am Ende vom Griechentum tiefer berührt sein würde?“

Pädagogische Warte: Anknüpfend an die „Kundgebung der Freunde des humanistischen Gymnasiums“ weist Wyneken die von Jentsch und Genossen vorgebrachten Gründe scharfsinnig und schlagend zurück und stellt ihrem veralteten, saft- und kraftlosen Ideal eine Schule der „Aktivität“, des Erlebens und Schaffens gegenüber, die „Schule mit dem neuen, wirklich und ernstlich humanistischen, menschenbildenden Inhalt in lebendiger Wirklichkeit“. Von allem, was Wyneken geschrieben hat, gehört der Nachweis, daß der altsprachliche Schulunterricht nicht mehr daseinsberechtigt ist, zu den überzeugendsten Ausführungen.

Gustav Wyneken, Der Gedankenkreis der Freien Schulgemeinde. Dem Wandervogel gewidmet. 3. Aufl. (Im Druck)

Hans Blüher, Führer und Volk in der Jugendbewegung.
Eine Auseinandersetzung mit der Demokratie. 4. Taus. br. M 1.20

Führer und Volk sind in dem Einen und Wichtigen unterschieden: daß der Führer des Volkes nicht bedarf, um Führer zu sein, daß aber das Volk nur durch den Führer Volk wird.

Die freie Schulgemeinde. Organ des Bundes für Freie Schulgemeinden. Jährl. 4 Hefte (seit Oktober 1910) M 3.—

Die Freie Schulgemeinde vertritt eine neue Gesamtanschauung vom Wesen der Erziehung und der Schule. Gemäß dem Programme des Bundes, dessen Organ sie ist, hat sie es sich als Ziel gesetzt, unsre moderne Kultur für die Schule zu erobern und dadurch die Grundlage einer wirklichen und einheitlichen Jugendkultur zu schaffen.

Wickersdorfer Jahrbuch 1914. br. M 1.50

Inhalt: M. Luserke, Bildung und Lehrplan als praktische Aufgaben / B. Hell, Die Philosophie der Schule. 1. Der Sinn des Lebens. 2. Die allgemeine Aufgabe der Schule. 3. Die Wissenschaft in der Schule. 4. Die formale Bildung des Verstandes / B. Hell, Die Naturwissenschaft. 1. Die Aufgabe der Naturforschung überhaupt. 2. Naturkunde in der Schule. 3. Die Naturwissenschaft in der Schule. 4. Naturwissenschaft und Idealismus. / B. Uffrecht: Zum Geometrieunterricht. 1. Unterstufe 2. Oberstufe / M. Luserke, Die deutsche Sprache. 1. Die laute Sprache. 2. Die Schriftsprache. 3. Die Sprachkunst. 4. Grundgesetz des Unterrichts. 5. Der Lehrgang.

Wickersdorfer Jahrbuch 1909/10. br. M 1.50

Jahresberichte der freien Schulgemeinde. Wickersdorf 1908/10, 1910/11 u. 1911/12. Mit zahlr. Abbild. br. je M 1.50

Schriften zur Jugendbewegung

Freideutsche Jugend. Zur Gedenkfeier auf dem Hohen Meißner. 5. Tausend. Vergriffen. Neudruck in Vorbereitung.

Zunächst als Festschrift zum ersten freideutschen Jugendtag auf dem Hohen Meißner im Oktober 1913 gedacht, besitzt dieser Band dauernden Wert durch die programmatischen Bekenntnisse aller dort vereinigten Verbände: Wandervogel, Landerziehungsheim, Freie Schulgemeinde, Vortrupp, Bund abstinenter Studenten, Akademische Freischar usw.

Paul Natorp, Hoffnungen und Gefahren unserer Jugendbewegung. 2. Auflage. 5. Tausend. br. M —.60

Ausgehend vom Fest auf dem Hohen Meißner am 11. Oktober 1913 gibt Natorp eine Übersicht über die Jugendbewegung und besonders die freideutsche Jugend; er bespricht ihr Verhältnis zur älteren Generation, zur Schule, zu anderen Jugendverbänden, er setzt sich mit den Freideutschen auseinander und zeigt ihnen, wo sie nach seiner Meinung andere Wege gehen, wo sie die eingeschlagenen zu verfolgen haben.

Paul Natorp, Student und Weltanschauung. (Tatflugschrift 29) br. M 1.—

Karlsruher Tagblatt: Natorp redet zur Jugend nach Art des echten Führers und Propheten. Nicht prophetisches Vorhersagen dessen, was kommen werde, nicht Konstruktion der Zukunft aus den Linien der Vergangenheit und den Begebenheiten der Gegenwart. Nie war echte Prophetie anderes, als Forderung an die Gegenwart im Namen der Idee, als Sehaen einer höheren Menschheitsform.

Wilhelm Stählin, Der neue Lebensstil. Ideale deutscher Jugend. (Tatflugschrift 28) 10. Tausend. br. M 1.—

Keine Programmschrift, keine historischen Erörterungen, aber ein Bekenntnis des Glaubens an die neue Zeit und ein Deuten ihrer Symptome. „Lehrt die Menschen, daß das Eine, was not tut, nicht ist: alte Formen zu stürzen, sondern in den kommenden Menschen die Kraft der neuen Freiheit auszubilden.“ „Laßt uns vor nichts auf Erden beugen, als vor einem edlen Charakter.“

Wilhelm Hagen, Der burschenschaftliche Gedanke. Eine geschichtlich-politische Studie. (Tatflugschrift 23) 2. Taus. M —.80

Deutscher Merkur: Hagen gibt die geschichtliche Grundlagen, die Gründung und Entwicklung, den Höhepunkt des Wartburgfestes, die Blüte und Auflösung. Daran schließt sich eine gedrängte Darstellung der Festigung, des politischen und studentischen Ausganges der burschenschaftlichen Bewegung samt einer Zusammenfassung und einem Ausblick.

Walther Koch, Ur-Burschenschaft. Die Jugendbewegung vor 100 Jahren. (Tatflugschrift 21) 3. Tausend. br. M —.60

Die Wirkungen des Wartburgfestes der Jugend von 1817 waren unermeßlich, die Jugend bekam mehr und mehr politischen Willen und politische Einsicht. Eine Freiheitsbewegung ging von ihm aus, die nicht müde wurde, bis die Jünglinge von 1817 die Männer von 1848 wurden, die den großen Freiheitskampf für Deutschland ausfochten. Kochs Buch wendet sich hauptsächlich an die heranwachsende Jugend, er behandelt kurz und sachlich die Burschenschaftsbewegung vor hundert Jahren und zieht Schlüsse auf die Neuzeit.

Die Ur-Burschenschaft als Jugendbewegung. In zeitgenössischen Berichten zur Jahrhundertfeier des Wartburgfestes herausgegeben von Max Hodann und Walther Koch. Mit Nachwort von Hans Mühlestein. 3. Tausend. br. M 2.50, Pappbd. M 3.50

Die Furche: Was uns besonders ergreift, das ist der tiefe, religiöse Grundton, der in all dem Ringen und Reden der Urburschen steckt; wir haben das lebendige Gefühl, als ob diese Leute zu uns gehörten und damals in jener schmachvollen Nachkriegszeit von 1813/15 eine verheißungsvolle Entwicklung, zumindest eine wundervolle „Jugendkultur“, wenn ich das moderne Merkwort gebrauchen darf, jah abrief.

Schriften zur Reform unseres Bildungswesens

Aloys Fischer, Der Einheitsgedanke in der Schulorganisation.
br. M —.80

Aloys Fischer ist Dozent an der Münchener Hochschule und gehört zu dem Kreise um Kerschen steiner. Seine Schrift orientiert pädagogisch und politisch-sozial über alle grundlegenden Fragen der Einheitsschule, die Öffentlichkeit des Schulwesens, die allgemeine Volksschule bis zum 12. Lebensjahr, die Zurückführung aller höheren Bildungsanstalten auf eine umfassende höhere Schule, die sich von der Grundschule in verschiedenen Abteilungen abzweigt. Er schlägt vor, daß die Unterstufe der höheren Schule an den Lehrplan der Volksschule anknüpft, für die er eine moderne Fremdsprache vorsieht; erst auf der Mittelschule erfolgt die weitere Differenzierung mit Fremdsprachen, und dann auf der Oberstufe (nach dem 16. Jahr) tritt die Scheidung in Realschule, Gymnasium usw. ein. Mehr Wert als auf die Organisationsform legt er auf die Einheitlichkeit der Erziehung zum Dienst am Volke.

Wilhelm Rein, Zur Neugestaltung unseres Bildungswesens.
(Tatflugschrift 19) 3. Tausend. br. M —.60

Der bekannte Jenenser Hochschullehrer bietet in seiner Schrift eine Synthese des Frankfurter, Mannheimer und Münchener Systems. Seine praktischen Vorschläge gipfeln für die ersten sechs Jahre in einer modernen Volksschule als Grundschule, dann Teilung in drei Hauptgruppen: Oberstufe der Volksschule (7. und 8. Schuljahr), Realschule und Lyzeum (7.—10. Schuljahr), Oberrealschule, Gymnasium, Oberlyzeum resp. Studienanstalt (7.—12. Schuljahr).

Ferdinand Jakob Schmidt, Das Problem der nationalen Einheitsschule. br. M —.80

Hermann Herrigel, Volksbildung und Volksbibliothek. Eine Abrechnung. (Tatflugschrift 14) br. M —.60

Else Hildebrandt, Arbeiterbildungsfragen im neuen Deutschland. (Tatflugschrift 16) br. M —.80

Eduard Weitsch, Was soll eine deutsche Volkshochschule sein und leisten? (Tatflugschrift 27) br. M —.80

Wilhelm Müller, Amerikanisches Volksbildungswesen. Mit 8 Beilagen. br. M 2.50, Pappbd. M 3.30

Veröffentlichungen des Hauptausschusses für Jugendpflege in Charlottenburg:

Jugendpflege. 1. Folge (Kursus 1911). br. M 3.—, geb. M 4.—

Jugendpflege. 2. Folge (Kursus 1912). br. M 3.—, geb. M 4.—

Zur Pflege der weiblichen Jugend. br. M 2.—, geb. M 3.—

Herman Nohl, Pädagogische u. politische Aufsätze. br. M 4.50

Inhalt: Die pädagogischen Gegensätze / Das Verhältnis der Generationen in der Pädagogik / Vom deutschen Ideal der Geselligkeit / Die Stellung der Musik im deutschen Geistesleben / Die Ideen der auswärtigen Politik / Der Staat in den Gegensätzen der politischen Theorien / Die idyllische Seele Flanderns.



